Est. A – 11694

Karl Hesselberg's,

eines jungen Theologen,

nachgelassene Schriften

nebst seiner

Biographie.

Aus dem Nachlass
von Prof. Mag. theol.
Alexander Berendts.

Herausgegeben

von

33773

Paul Seeberg,
Pastor zu Schlock in Livland.

MS

Mitau, 1853.
Aug. Neumann's Verlag.
(Friedr. Lucas.)

Professor F. A. Philippi an Karl Hesselberg's Mutter.

(Statt eines einleitenden Wortes.)

Sehr geehrte Frau!

Ich würde die Nachricht von dem so furchtbaren und so plötzlichen Doppelschlage, der Ihr Herz und Leben getroffen hat, nicht zu glauben wagen, wäre nicht leider die Nachricht davon aus allzu sicherer Quelle hierher gelangt. Sie zu trösten, kann meine Absicht nicht sein. Ihr Verlust ist zu groß, als daß derjenige sich mit Worten an Ihren Schmerz heranwagen dürfte, der selbst in seinem Leben nichts Aehnliches erfahren hat. Auch würde ich nicht wagen zu reden zu einer Frau, die selbst des Herrn unerforschlichen Rath, seines Evangeliums Trost und die Hoffnung des ewigen Lebens aus eigner reicher Erfahrung kennen und halten gelernt hat. Hier soll der menschliche Mund schweigen und dem Herrn das Wort allein lassen, daß er selber rede zum Herzen der betrübten Witwe und gebeugten Mutter. Nur meine und meiner Frau tiefe Theilnahme Ihnen auszusprechen, drängt es mich, eine Theilnahme, die in Wahrheit zugleich eine Gemeinschaft Ihres Verlustes und Ihres Schmerzes ist. Denn auch wir haben in Karl einen Freund unseres Hauses verloren, der uns theuer war, wie ein eigner Sohn. Und mit uns trauert

die ganze Dorpater Gemeinde, ja Alle, die ihn kannten, bis zu den Dienstboten unseres Hauses herab, wir Alle trauern, nicht nur für Sie, sondern auch für uns selber. Ja hiervon lassen Sie mich noch ausführlicher reden. Ich glaube darin meinem Bedürfnisse nachgeben zu dürfen, denn der Schmerz, den ich dadurch aufrege, wird doch zugleich Ihrem Mutterherzen eine Linderung sein, auch brauche ich nicht zu fürchten, Wunden aufzureißen, die ohnedies noch nicht geheilt sind. Ja, möge es fortan der Stolz und die wehmüthige Freude Ihres Lebens sein, daß Sie einen Sohn besessen haben, der noch so jung durch sein frühzeitiges Dahinscheiden einen so allgemein beklagten, so unersetzlichen Verlust in so weiten Kreisen bereitet hat. Er war der Stolz und die Hoffnung unserer Facultät, er wäre auch die Zierde unserer Hochschule und der theologischen Wissenschaft geworden. Er war ein Salz, das die studirende Jugend, die sich schon jetzt um ihn scharte, vor Fäulniß bewahrte, ihr Vorbild und ihr Sporn. Seine zahlreichen jungen Schüler und Schülerinnen hingen mit Begeisterung an seiner Person und an seinem Vortrage. Er spendete von der Kanzel der Gemeinde das Wort des Lebens mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe, in der sein Jünglingsalter überflügelnden Reife männlicher Erfahrung, zugleich mit der schöpferischen Kraft und Tiefe eines hoch und reich begabten Geistes. Er war geachtet und geliebt von Feinden, wie von Freunden des Evangeliums, denn die, welche die Gediegenheit und der Ernst, die christliche Durchbildung und Entschiedenheit seines Charakters und seines Bekenntnisses in Wort und That hätte abstoßen können, wurden doch durch die kindliche Anspruchslosigkeit und liebenswürdige Bescheidenheit seines Wesens gelockt und festgehalten. Wie viele Hoffnungen sind mit ihm nicht der gesammten Kirche und vornehmlich der Kirche dieser Lande in das

Grab gesunken! Warum der Herr nicht nur uns, sondern seine eigene Kirche eines solchen Werkzeugs beraubt hat, zu einer Zeit, wo sie seiner doppelt bedürftig war? Solches Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann es nicht begreifen. Seine Wege sind nicht die unserigen. Er aber ist der Herr! Oefters schon kam mir früher in der Stille der Gedanke, ob unser Karl wol lange am Leben bleiben würde? Es war eine zu seltene Begabung in ihm, eine so frühe Reife! Auch waren wir schon seit einigen Jahren daran gewöhnt, daß der Herr unserem Dorpater Christenkreise immer die Ausgezeichnetsten und Besten und leider stets durch einen unerwarteten, plötzlichen Tod genommen hat. Wir sind vereinsamt und zerstreut. Auch unsere irdische Freude und Hoffnung ist im Himmel aufbewahrt. Bei Ihnen, verehrte Frau, wird dies nun doppelt und zehnfach der Fall sein. Sie haben das Alles verloren, was wir, und zugleich einen leiblichen Sohn und einen Gatten, einen Gatten, der schon zu einer der Hauptstützen der Kurländischen Kirche geworden war, den ich zwar nie die Freude hatte, wie ich so oft gewünscht, persönlich kennen, aber die mannichfachste Gelegenheit auch aus der Ferne verehren und lieben zu lernen. Auch wer ihn gar nicht kannte, kann doch ermessen, was Sie an ihm verloren haben, wenn er nur weiß, daß er der Vater, der Erzieher eines solchen Sohnes gewesen ist. Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Nun, sie sind Ihnen und uns voraufgegangen, der eine nach, der andere noch vor der Erfahrung so vieler Noth und Mühe dieses Lebens. Der Tod unserer Lieben will uns den eigenen Tod erleichtern, denn er lehrt uns sterben schon vor dem

Sterben, er löst die Bande, die uns noch an diese Erde fesseln, und richtet unsere Sehnsucht und unseres Herzens Verlangen noch eifriger gen Himmel, denn bisher. Der Herr wird Ihnen diese süße Frucht Ihrer bittern Trübsal nicht vorenthalten.

Grüßen Sie Ihre lieben verwaisten Kinder von uns herzlich. Gott gebe nur, daß die böse Krankheit mit den beiden schweren Opfern sich begnügt habe. Er schütze und behüte Sie und den Rest Ihres Hauses. Meine Frau vereinigt sich mit mir in meinem Schmerze und in meinem Gruße!

In herzlicher Verehrung

Ihr Ergebenster
F. A. Philippi.

Dorpat,
den 26. Juli 1848.

Karl Hesselberg's Leben.

Kindheit.

Im Pastorate Sackenhausen im südlichen Kurland, nahe dem Strande der Ostsee, ward in der stürmischen Nacht des 1. Febr. 1825 dem Pastor Heinrich Hesselberg sein zweiter Sohn geboren. Als der Pastor Grot aus Appricken das Kind taufte und in einer Stelle seiner Taufrede von dem Kampf des Christenlebens sprach, ward in dem Herzen der beglückten Mutter der Wunsch und die Hoffnung besonders laut, ihren Karl dereinst als ein Rüstzeug in Gottes Hand, als einen Vorkämpfer des Glaubens zu erblicken, und obgleich der Herr ihn in der Jugendblüte dahinnahm, so hat er jene fromme Hoffnung der Mutter doch nicht zu Schanden werden lassen. Aber Karoline Hesselberg, geb. Elverfeld, sollte auch selbst jenen Kampf des Christen in mannichfacher Weise durchkämpfen und zwar besonders heiß in Rücksicht auf diesen Sohn. Das geschah gar bald. Karl war nämlich etwas über drei Jahre alt, da sandte ihm Gott ein langwieriges Drüsenleiden; unfähig zu gehen oder zu stehn, saß das arme Kind da; das Köpfchen hing ihm zur Seite herab, der Körper war so abgezehrt, daß man ihn nicht ohne das tiefste Mitleid ansehen konnte. Vier Monate brachte Karl in diesem Zustande zu; bald zog ihn die Mutter in einem Wägelchen umher und sang: „Befiehl du deine Wege" oder das andere schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — bald setzte sie ihn auf den Sopha von Kissen umgeben. — Mitten in den Leiden des Körpers blieb des Kindes Geist frisch, es lernte lesen, und gewiß nicht allein für eine Mutter war es erquicklich, wenn der kranke Knabe, von Büchern, Landkarten und dergleichen

umgeben, sinnige Fragen über Völkerleben und Geschichte that und Zeugniß gab, daß die Kraft des Geistes in ihm noch nicht gebrochen sei, sondern sich vom Siechbette loszureißen vermöge, um in schmerzlosern Gefilden zu wandeln. Auch für die gebeugte Mutter sorgte der Herr und ließ ihr in der Zeit die Lebensgeschichte des Superintendenten Neimann in die Hände fallen, der auch ein so gar elendes Knäblein gewesen und doch durch Gottes Gnade ein Alter von 75 Jahren erreicht. Allmälig genas Karl und als er zum ersten Mal über die Stube ging, weinten die Eltern vor Freude und Dank.

Man kann den bessern Theil des Kinderlebens eine verwirklichte Poesie nennen, und dies war besonders bei unserm Karl der Fall. Oft saß er zu den Füßen der Mutter, ein Bänkchen als Harfe im Arm, spielte und sang dazu „von dem stillen Veilchen, das im Thale blüht", oder von seinem Liebling Hector, „dem treuen Vaterlandsvertheidiger". Die weiten Spaziergänge, die er täglich machte, dienten nicht allein zur Kräftigung des Körpers, sondern gewährten auch seinem Geiste in jener Weise eine reiche Beschäftigung; er sprach mit Blumen und Bäumen; Engel und Geisterchen umgaben ihn, und mitten in diesem Leben mit der Natur flammte sein Herz zu dem Vater im Himmel auf, wie er selbst sagte: „Wenn mir so recht wohl ist, Mama, dann stelle ich mich unter einen hohen Baum und falte die Hände und danke dem lieben Gott!"

Karl wuchs nicht einsam auf, sondern mit einem ältern Bruder und einer jüngern Schwester zusammen; dazu kamen noch mehre fremde Knaben; denn der Vater, der unterdessen Sackenhausen mit dem in der Nähe von Mitau gelegenen Pastorate Dalbingen vertauscht hatte, pflegte immer einige Zöglinge bei sich zu haben. Aber Karl, obschon gleichen Alters mit ihnen, stand zu denselben in keinem sehr engen Verhältniß. Nicht, daß er sich dünkelhaft abgesondert hätte; im Gegentheil war er bei seiner sanften, freundlichen Gemüthsart gern bereit, auf ihr Leben und Treiben einzugehen, und sie hatten ihn gern; allein schon jetzt zeigte sich bei ihm eine frühreife Geistigkeit, die ihn in den wilden Knabenspielen nicht recht heimisch werden ließ; sie hinderte ihn nicht, unter den Knaben zu leben; doch ließ sie ihn

nicht völlig mit ihnen leben. Aber sobald ihr Spiel einen bedeutenderen Sinn hatte, wenn z. B. die kleine Festung in der Nähe des Hauses als ein Troja vertheidigt werden sollte, da war Karl mit ganzer Seele dabei und die große Idee ließ ihm in solchen Fällen die winzige Wirklichkeit unter den Füßen verschwinden, er schritt auf Iliums Boden einher, dann gab ihm Zorn oder Begeisterung Kräfte, denen auch größere Knaben weichen mußten. Als er etwa sieben Jahre alt war, traf sich's, daß der Vater, der am Abend immer vorzulesen pflegte, grade Schiller's Dreißigjährigen Krieg dazu gewählt hatte; das war ein begeisterndes Buch! Aber es genügte dem Knaben nicht, bloß zu empfangen, sondern es trieb ihn, das Empfangene in eigner Gestaltung wiederzugeben; da entstand denn sein erstes Drama: „Der Reichstag zu Wien". Um dies Wagniß in der Wahl solchen Stoffes und solcher Form zu erklären, ist es nicht hinreichend, wenn wir überhaupt der eigenthümlichen Begabung des Knaben gedenken; sondern wir müssen hiebei der weckenden Theilnahme, welche die Eltern, hierin besonders die Mutter, den Schöpfungen des kindlichen Geistes zuwandten, einen bedeutenden Einfluß zuschreiben. Dies leitet uns hinüber zu einem aufmerksamern Blicke darauf, wie überhaupt die geistige Entwicklung Karl's geleitet wurde. Den eigentlichen Schulunterricht ertheilte der Vater, und Karl brauchte hiebei nicht angespornt zu werden; auch war er trotz seinem reichen Phantasieleben von Jugend auf sehr gründlich bei Allem, was er lernte. Waren die Schulstunden vorüber und brach die Dämmerung herein, so ging Karl am Arm der Mutter mit den andern Geschwistern in den geräumigen Zimmern auf und nieder; er erzählte ihr, was er gelernt, was ihn daran besonders angesprochen, welche Schwierigkeiten ihn zur Ueberwindung gereizt hätten, und es war der Mutter eine große Freude, sich darüber mit dem Kinde zu unterhalten. Der Gewinn war sehr groß; denn dem Gelernten wurde die Leblosigkeit eines Pensums genommen und ihm dafür das Leben eines Unterhaltungsgegenstandes eingehaucht; nun stand der Unterricht vor dem Geiste des Kindes nicht als etwas Fremdes und Aufgedrungenes, sondern als etwas Liebes und Interessantes, um dessen Aneignung Einem nicht bange zu sein brauchte. —

War dieser Stoff der Unterhaltung erledigt, so setzte sich die Mutter auf Bitten der Kinder hin und erzählte ihnen Märchen; die Dämmerungsstunde ist diesem nebelhaften Genre an und für sich günstig und die Geister der Kinder wandelten gern in dem Feen- und Zauberreich, das sich vor ihnen aufschloß; für den tiefern Sinn aber, der mit geheimnißvoller Schrift an die demantnen Wände geschrieben war, hatte Niemand mehr Verständniß und Empfänglichkeit, als eben Karl; auch versuchte er sich selbst in diesem Gebiete. Doch laßt uns ihn verfolgen, wie er von diesem heitern Phantasieleben wieder an seinen Tisch geht, um sich für die ernste Lernstunde vorzubereiten. Er konnte mitten unter den andern Knaben arbeiten; sie konnten auch lärmen; ihn störte es nicht; ganz war er im Zaubergarten der Poesie, ganz im dürren Flachlande der elementaren Wissenschaften; aber er wußte die Oasen darin aufzusuchen; ja, um sie zu finden, ging er über die engen Grenzen des zugewiesenen Lernstoffes hinaus; er las weiter in dem Classiker, den der Vater mit ihm vorgenommen hatte; er suchte nach detaillirterer Darstellung interessanter Stellen aus der Geschichte; er verfolgte rasch und eifrig die Folgerungen, die aus eben kennen gelernten mathematischen Thesen gezogen werden konnten; er durchwebte sich das dürre Register geographischer Namen und statistischer Angaben mit Bildern aus dem Leben der Völker, wonach er in größern geographischen Werken eifrig suchte. Des Vaters Lieblingswissenschaft war die Mathematik; Karl aber, obgleich er auch für diese keine alltägliche Begabung von Gott erhalten hatte, war seiner Hauptneigung nach doch einer andern Wissenschaft zugethan — der Geschichte. Es ist ja aber allgemein bekannt, wie wenig die bisher gangbaren Darstellungen der Weltgeschichte, namentlich die für die Schule geschriebenen — auf dem Grunde einer großen und wahren Idee aus einem Guß gearbeitet sind (ausgenommen einige der allerneuesten Zeit). Den besten liegt doch nur ein äußerlicher Pragmatismus für Recht, Freiheit, Politik, Moral und dergleichen zu Grunde und die Schulbücher pflegen im besten Fall eine lebendig geschriebene Beispielsammlung zu salomonischen Sprüchen zu sein. Geht nun ein Knabe mit seinem Interesse an diesem Gegenstande

hinaus über das Merken der Chronologie und der Begebenheiten, so werden ihm natürlich die Personen, welche in dem großen Geschichtsdrama auftreten, das Höchste und Anziehendste sein. Dies war auch bei Karl ganz der Fall. Nun sind aber die Personen, welche uns in der Weltgeschichte dargestellt werden, meist antiken Statuen zu vergleichen, die dem Schutt nach Verlust einzelner Glieder entrissen worden. Wenn solch ein Torso auch verständlich ist und ein lebhaftes Interesse, eine richtige Idee über das in ihm Dargestellte erwecken kann, so wird doch kein lebhafter Geist, am wenigsten ein schaffender, es unterlassen, das Fehlende zu restauriren. — Zugleich werden aber auch die Begebenheiten in keiner vollständigen Form uns überliefert, und die Geschichte kann in den meisten Fällen, wenn sie nicht von ihrem Zwecke abirren, Hypothesen als Wirklichkeit ansehen will, den Zusammenhang der Begebenheiten, die geheimen Triebfedern der Handlungen ihrer Personen nicht oder nur selten vollständig nachweisen; und doch kann der Geist, der einmal ein Interesse an letztern gefaßt hat, unmöglich Räthsel an ihnen dulden; er löst sie, wenn nicht für die Geschichte, so doch für sich; er sucht in den Charakteren Veranlassungen zu den Begebenheiten, motivirt die Katastrophen und dergleichen. Das ist der Uebergang zum historischen Drama. Bei seinem ganzen Geschichtsstudium ward Karl bald mehr bald weniger zu diesem Punkt geführt. Wie freudig mußte er also den Dichter grüßen, der für manche Stellen der Geschichte die hohe Aufgabe schon gelöst hatte, die Karl vorschwebte? Schiller erfüllte ihn ganz. Aber vieles lag noch in der Geschichte unverarbeitet; mancher Stoff lockte Karl's schaffende Kraft zur Thätigkeit hervor; nur blieben diese Versuche meist Fragmente, so zu sagen unbewußte Studien; doch ein Stoff war zu ergreifend durch die darin verkörperte Idee der Vaterlandsliebe, der Treue bis in den Tod, als daß die junge Kraft des funfzehnjährigen Dichters nicht daran zu solchem Aufschwung hätte kommen sollen, der bei dem Fragment nicht stehen bleiben kann. Karl hatte Müller's Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft gelesen, und der Zürcher Stüssi wurde der Held eines Dramas, welches wir unten in Auszug und Uebersicht mitzutheilen versucht haben, weil

es in Karl's geistiges Leben einen klarern Blick vergönnt, als er mit biographischen Schilderungen allein hätte eröffnet werden können. Aus diesem Grunde werden wir auch noch mehre Gedichte hinzufügen.

Die Vollendung des Stüssi war ein Ereigniß für Karl. Mit großer Freude hatte die Mutter ihn daran arbeiten sehen, dem Vater blieb es verborgen, um ihn zu überraschen; mit welcher Freude blickten die Eltern auf den hoffnungsvollen Sohn; einige Verwandte und Freunde des Hauses bekamen das Stück zu lesen und waren voll Verwunderung über die seltene Begabung des kaum den Knabenjahren entwachsenen Dichters. Hatten sie ihn früher geliebt und hochgestellt, so jetzt noch viel mehr. Es fehlte nicht an Huldigungen; ein Onkel, der ins Ausland reiste, nahm das Stück mit, um einige Stimmberechtigte darüber zu vernehmen. Die Breite ward daran getadelt; Karl bemühte sich, diesen Mangel durch Umarbeitung im Einzelnen abzuhelfen; denn er war weit entfernt, in seine eigne Leistung verliebt zu sein, und in dieser Beziehung ist Gottes Gnade nicht genug zu preisen, die sich in Karl's Herzen kräftig genug erwies, um ihn auf dem anspruchslosen und demüthigen Pfade zu erhalten, den er früh betreten. Wie leicht hätte der Weihrauch, der von Verwandten und Bekannten des Hauses ihm gestreut wurde — denn es war Allen ein zu sehr beglückender Gedanken, einen Dichter in ihrem nächsten Kreise zu herbergen, als daß sie hätten schweigen können — wie leicht hätte dieser Weihrauch Karl's lautere, bescheidene Unbefangenheit mit einem Anflug von Dünkel schwärzen können, und welches menschliche Herz wird in solchen Lagen nicht auch von innen dazu gelockt werden; aber Gott ließ den Jüngling, der sein Herz ihm gegeben hatte, nicht aus seiner Hand. So wurde ihm denn diese dramatische Dichtung nicht zum Stein des Anstoßes, sondern zu einem Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für mancherlei Studien. Wir wollen dies Gewebe verfolgen.

Hatte er schon früher sich eifrig mit der Geschichte beschäftigt, so jetzt noch viel mehr; auch sandige, farblose Geschichtswerke stießen ihn nicht zurück. Ebenso gewann auch seine Beschäftigung mit den Alten einen neuen Aufschwung; wir müssen hier des philologischen Unterrichts gedenken,

wie er vom Vater ertheilt wurde. Dieser hielt besonders auf grammaticalisches und sachliches Verständniß bei der Beschäftigung mit den Alten. Zweierlei blieb ihm gleich fern: die dem eigentlichen Grammatiker einwohnende Freude, die Lebensgesetze der Etymologie und Syntax bis in die entlegensten Spracheigenthümlichkeiten zu verfolgen und mit philosophischem Triebe auf große, waltende Principien zurückzuführen — zweitens die Begeisterung des Humanisten für den ästhetischen Gehalt der classischen Reliquien. Weder das rhetorische Meisterwerk eines Cicero, noch die Dramen eines Sophokles rissen ihn zu jener Begeisterung hin, der es gefällt, den rhetorischen oder dichterischen Genius in der Vollendung des Ganzen, wie in den kleinsten Zügen nachzuweisen; er wollte sich nur als Laie in die Sitzreihen des griechischen Theaters setzen. Ich besinne mich noch sehr wohl auf eine Aeußerung des Vaters Hesselberg: als ich einmal eine zahlreiche Sammlung griechischer Classiker anblickte und ausrief: „Ach, wenn ich sie doch alle noch lesen könnte!" antwortete er lächelnd: „Glaube mir, man verliert wenig an ihnen!" Diese Stellung des Vaters zu dem classischen Alterthum mochte auch auf Karl einwirken; ein Philolog wäre er nie geworden; aber mit den griechischen Dramatikern brachte ihn die Verwandtschaft der Bestrebungen in ein sehr vertrautes Verhältniß, und so wurde allmälig seine philologische Vorbildung für die Universität auf die angenehmste Weise vollendet. Der Vater freute sich dieser dramatischen Studien, that ihnen auch Vorschub, indem er aus Shakspeare vorlas, der aber ebenso wie Goethe erst später von Karl recht gewürdigt wurde. Auch ward es diesem bisweilen gestattet, zur Ausbildung seines Geschmacks das Theater in Mitau zu besuchen, besonders wenn ein Stück von Schiller gegeben wurde. Hier mag nun Folgendes als Zeugniß stehen, wie sehr Karl diesen Genuß zu schätzen wußte, zugleich aber auch als Denkmal seines pünktlichen Gehorsams gegen den Vater dienen, worin er stets unwandelbar war. Es sollte in Mitau ein geschichtliches Drama gegeben werden; der Vater erlaubt Karl, es zu sehen, nur müsse er selbst nach der mehr als zwei Meilen entfernten Stadt gehen und am folgenden Morgen zurückkommen. Leider wurde aber das Stück nicht an dem be-

stimmten Tage, sondern erst an dem folgenden gegeben; aber Karl blieb dennoch nicht länger in der Stadt, sondern kam zur bestimmten Zeit zurück und erzählte dem Vater sein Unglück mit der Bitte, die Erlaubniß auch für diesen Tag zu geben. Der Vater, diesmal den Verlust der Zeit gering achtend, willigte ein und Karl machte sich alsbald mit Freuden zum zweiten Mal auf den Weg, um das ersehnte Stück zu sehen. Die hohe Verehrung und Liebe Karl's gegen seine Eltern war überhaupt einer der hervorstechendsten und schönsten Züge seines Charakters; es war ihm ein seliger Gedanke, seinen Eltern eine Freude zu bereiten. In der Stille geborne und mit viel Mühe ausgearbeitete Aufsätze brachte er ihnen zum Geburtstage oder zum Christfest; auch Stüssi war eine Ueberraschung zum Geburtstage des Vaters. — Wir können hier unmöglich folgenden besonders zarten Zug aus Karl's Leben verschweigen. Die Mutter liebte keine Gelegenheitsgedichte; ihr Geburtstag kam; Karl wollte sie durch eine Geistesgabe erfreuen, konnte sich's aber dabei nicht versagen, dem lebhaftesten Gedanken seiner Seele, der Liebe zur Mutter, Worte zu geben. Er schrieb eine sinnige Erzählung: „Der Sieg des Kreuzes", worin diese Liebe den Mittelpunkt bildet. Ein lettischer Fürstenjüngling, Heide, rettet bei dem Sturm der Kreuzritter auf das Schloß Mesoten seine Mutter aus den Flammen. Aus Bewunderung für diese kühne That der Kindesliebe lassen die Ritter ihn frei hinwegziehen. Schon lange durch Sehen der christlichen Gottesdienste, Hören des Gesanges in seinem Herzen bewegt tritt Balta Gulbis als Friedrich v. Schwanenburg mit seiner Mutter nach einiger Zeit in die Reihen der Jünger Christi, und wird vom Heermeister Otto v. Rodenberg zum Ritter für Christum geschlagen. Die Dichtung, der Form nach nicht einmal an ein Gelegenheitsgedicht erinnernd, wurde so in höherm, ich möchte sagen in heiligem Sinne ein Gelegenheitsgedicht; denn diese Liebe zu den Eltern war in Karl gewiß nicht eine bloß natürliche, sondern sie war durch und durch von der innigen Gottesfurcht durchdrungen, die des Herrn Gnade in ihm gewirkt hatte; die Eltern hatten den höchsten Beruf der Erziehung, solche Gnade an das Kindesherz zu vermitteln, erkannt und nach Kräften erfüllt, und

Gott ließ sie herrliche Früchte ihrer Arbeit sehen. Hier sind wir an dem Ort, wo wir von der Art und Weise der religiösen Bildung, die Karl im Vaterhause zu Theil ward, sprechen müssen.

Wie in einem rechten Christenhause ward beim Pastor Hesselberg Morgens und Abends in Gemeinschaft gebetet und aus der Schrift vorgelesen; die Kleinen waren stets dabei; an der Hand der Eltern lernten sie zu Gott kommen, um mit ihm zu reden, und empfingen früh die selige Gewißheit, daß wir einen Zugang haben zu dem Vater da droben; dies war auch der klare treue Himmelsgrund, auf dem Karl's Frömmigkeit immer höher und reicher hinanstrebte, an dem ihm auch die Sonne der Gerechtigkeit aus ahnungsreicher Morgendämmerung bis zur erquickendsten Klarheit des Christus für uns emporstieg. Nach dem Abendgebete setzte sich oft die Mutter an sein Bett und erzählte ihm noch eine Geschichte aus der Bibel; dieser Eindruck blieb ihm fortwährend als selige Erinnerung, er sprach als Kind: „Es ist so schön, mit dem Worte Gottes einzuschlafen." Einst kam Karl's jüngster Bruder, Gustav, zur Mutter und sagte: „Mama, der Karl kniet vor seinem Stuhle und ist eingeschlafen"; sie erschrak anfangs; dann fiel ihr der wahre Zusammenhang ein. Nach einer kleinen Weile kam Karl zu der Mutter mit jenem leuchtenden Angesichte, dem man es ansieht, daß der Mensch mit Gott gesprochen hat. „Warst du eingeschlafen?" fragte die Mutter. „„Nein, liebe Mama, ich habe gebetet."" Mit welchem Dank blickte das Mutterherz zu der Barmherzigkeit des Herrn empor, der sich dieser Kinderseele so früh und wirksam angenommen! An Karl's keimendem Glaubensleben wurde nicht in erkünstelnder Weise gearbeitet; diese, wenn ich so sagen darf, zerrende Behandlung der Glaubensanfänge wird in den meisten Fällen den Glauben vernichten; man kann der Puppe nicht nachhelfen, Schmetterling zu werden, und die Knospe nicht von außen zum Blatt ausrollen. Ich weiß nicht, ob dies Bewußtsein die Eltern bei Karl's religiöser Erziehung leitete; aber mit Tractätchen oder offen tendentiösen Kindergeschichten, die als tägliche Nahrung gewiß noch sehr wenig Gutes gewirkt haben, wurde er nicht gefüttert. Es waren andere Einflüsse, die sein reli-

giöses Leben förderten, vor allem der christliche Geist des ganzen Hauses, die geistige und fromme Atmosphäre, in der er athmete. Der Unterricht des Vaters war klar, bündig, schlicht gläubig; wie von der Kanzel, so auch in der Lehrstunde hielt es Vater Hesselberg für unnöthig, rationalistische Einwände, wenn solche nicht etwa zu den alltäglichsten gehörten, zur Sprache und Widerlegung zu bringen; er meinte, man verrücke dadurch den wahren Standpunkt und verschulde dadurch den Irrthum, als sei der Glaube zunächst Sache der Demonstration, hiernach auch Sache des Herzens, während es doch gerade umgekehrt sei. Nur im Gespräch mit der Mutter oder wenn man gelegentlich dazu kam, wurden einzelne dunklere Fragen vom Vater belehrend durchgesprochen. Nach den hier bezeichneten Grundsätzen ward auch der letzte Religionsunterricht, den Karl von dem Vater erhielt, ertheilt, nur daß er im Hinblick auf die Confirmation noch mehr anregender, mehr von der praktischen, denn von der intelligenten Seite erleuchtender Natur war. Er theilte diesen Unterricht mit seiner Schwester Friedrike; beide schütteten die vollen Herzen vor einander und vor Gott aus; dadurch wurde das innige Band der Liebe und Geistesbefreundung, das sie schon früher an einander geschlossen hatte, noch enger geknüpft. Der Pfingsttag 1842 sammelte als Confirmationstag die einzelnen Strahlen ihres Glaubenslebens in den brennenden Heerd heißer Gottesliebe, die in übermächtigem Gefühl der Gnade des Herrn sich gelobend an ihn klammert, um ihn nie zu verlassen. —

Die Mutter mußte bald darauf ins Seebad reisen; dies gab unserm Karl Gelegenheit, den mündlichen Verkehr mit der theuern Mama in einen brieflichen umzuwandeln. Unterdessen kam die Zeit, wo er das Vaterhaus verlassen sollte, heran. Es war nach seinen Anlagen und seiner Ausbildung nie fraglich gewesen, ob er studiren solle oder nicht; seine Richtung hatte auch nicht zwischen den verschiedenen Facultätsstudien zu schwanken; er wurde nicht erst durch seine Matrikel Theolog. Vielen wird der Abschied vom Hause durch den Hinblick auf die herrliche Freiheit, die das Burschenleben gewährt, erleichtert; all' ihr Hoffen sehnt sich nach dem Tage, wo man anfängt, sein eigner Herr zu sein, und Wenige bekümmert der Umstand, daß sie eben dadurch

vielleicht in die schlechtesten Hände gerathen sein könnten. Anders war es bei Karl; er hatte die feste Hand, womit der Vater das ganze Haus leitete, keineswegs als eine drückende gefühlt; mit der innigsten Verehrung und Dankbarkeit sah er auf die elterliche Leitung hin; dazu kam, daß die herzliche Familienliebe, welche das Hesselberg'sche Haus innerlich und mit nahen und fernen Verwandten auch äußerlich aufs Engste verband, ihm den Abschied nicht allein vom Vaterhause, sondern auch von Kurland erschwerte. Gab es Etwas, was ihn erleichterte, so mochte es der Durst nach Erkenntniß und die Hoffnung auf briefliches Zusammenleben sein.

Werfen wir jetzt an dem Vorabend seines akademischen Lebens einen Blick auf Karl, so finden wir in dem siebzehnjährigen Jüngling ein überaus reiches und tiefes Gemüthsleben, durch seine dichterische Beschäftigung entwickelt, gereift und befähigt, ohne irres Tasten sich den entsprechenden Ausdruck zu wählen; dabei das jugendliche Gemüth ganz frei von jenem sensualen, erotischen Anfluge, der so Viele in diesem Alter zu einer der Freiheit und Entwickelung desselben hinderlichen Einseitigkeit verleitet und nicht selten den lebensfrischen Jugendhorizont für immer mit mißfarbigem Gewölk verdüstert. — Wir finden eine wissenschaftliche Vorbildung, erreicht durch häuslichen Unterricht, die keiner Gymnasialbildung nachsteht, große Empfänglichkeit für Alles, was Wissenschaft heißt, einen energischen Fleiß, dem nichts zu schwer ist, ein andauerndes Interesse, das durch neu hinzutretendes verschiedener Art nicht bei Seite geschoben wurde, ehe es zu seinem Ziele gelangt war, eine lebhafte und doch ruhige Weise der Auffassung und Behauptung, die nicht zu retractiren braucht, weil sie sich nicht überstürzt. — Aber welche Hoffnung für einen ersprießlichen akademischen Cursus gibt uns sein Charakter? Wie unzählige Mal sind die herrlichsten Anlagen und Anfänge im wilden Strudel des Burschenlebens untergegangen! Für Karl haben wir eben nicht zu fürchten; wir wissen, daß ein inniges Glaubensleben ihn durchdringt, zwar noch weich und kindlich, aber doch auch markig und gesund genug, um nicht jeder entgegengesetzten Strömung zu weichen. Außer diesem Wächter von oben her, sind an ihm noch zwei

schützende, natürliche Eigenthümlichkeiten, die nicht außer Acht zu lassen sind. Nach dem zarten, milden, weiblichen Wesen, das an ihm auffällt, zu urtheilen, sollte man eine große Nachgiebigkeit und Biegsamkeit des Charakters voraussetzen. Man würde sich aber irren. An den festen Sinn des Vaters, der seine Stellung, eine Stütze des ganzen Hauses zu sein, begriff und erfüllte, hatte sich Karl hingebend geschmiegt, aber der Vater hatte ihm Freiheit genug gewährt, um sich zur Selbständigkeit auszubilden; unbewußt hatte Karl, an den Vater sich lehnend, von ihm die Festigkeit des Charakters gelernt, nur daß sie bei ihm, wie gesagt, von der wohlwollendsten Freundlichkeit, gleichsam wie von weichem Laube, verhüllt wurde. — Ein zweiter natürlicher Schutzgeist war seine Unbekanntschaft mit allem Rohen und, wo ihm solches zu Gesicht kam, seine Abneigung und vollkommene Unempfänglichkeit gegen dasselbe. Ja, diese seine nicht gemachte, sondern natürliche Fernhaltung von allem Niedrigen und Gemeinen ließ ihn nicht nur in den schlechten Sphären des irdischen Lebens fremd bleiben, sondern diese Eigenthümlichkeit, verbunden mit seiner entschieden geistigen Richtung entfremdete ihn auch dem gewöhnlichen, äußerlichen Alltagstreiben des Lebens und der Gesellschaft. Er wußte in der Art des Benehmens gegen Untergebene fast keinen Unterschied zu machen von dem gegen höhere Personen; ich glaube, nie ist ein Befehl, kaum ein Auftrag über seine freundlichen Lippen gekommen; eine gewisse verlegene Höflichkeit verließ ihn nie, er mochte verkehren, mit wem er wollte; erst wenn das Gespräch höhere, wichtigere Gegenstände erfaßte, fand er Freiheit und Klarheit wieder. Man sah es ihm an, wie unbeholfen, unbehaglich er sich in solch niedern, praktischen Sphären bewegte, aber man fühlte auch durch, daß seine Natur es nicht zulasse, ihn in den praktischen-Lebensverhältnissen heimisch zu machen.

Ich meine diesen Abschnitt und diese Charakterschilderung nicht besser schließen zu können, als mit einer Stelle aus dem „Sänger", einem kleinen epischen Fragment, weil sie ein treffender Beleg zu dem Gesagten ist; nicht daß Karl in den folgenden Strophen sich hätte skizziren wollen; dazu fehlt jede Hindeutung und der Zusammen-

hang des Ganzen ist dagegen; allein wie es dem Maler bisweilen geht, daß er die eignen Züge hin und wieder seinen Schöpfungen unbewußt hineinmalt, so scheint es unserm Dichter gegangen zu sein, wenn er singt:

Die Mutter, liebestief und sinnig,
Saß mir zu Häupten Tag und Nacht,
Am Kinde hing ihr Blick so innig,
Sein Athem ward von ihr bewacht,
Und dieses stille, geist'ge Brüten,
Das wirkt' mit schöpferischer Macht
Und reifte wundersame Blüten
Fast vorschnell aus der Knospe Nacht.

Es mochten Bilder in mir glühen,
Die dem Gedächtniß längst entrückt;
Doch sah mit Staunen man mir frühe
Ein sinn'ges Lächeln eingedrückt;
Auf Seeleneinheit schien's zu deuten,
Die Kind und Mutter früh verband,
Die, wenn sie heller blickt zu Zeiten,
Doch nie dem Ausdruck ganz entschwand.

— — — — — — — —

Mich drängt es nicht in hoher Lust
Mit den Genossen mich zu scharen,
Nicht bot zum Kampf ich keck die Brust.
Ich konnt' die Andern nicht verstehen,
Sah ich sie toben auf der Flur,
Mir schien es stets ein roh Vergehen
Am Liebesgeist und der Natur.

Nicht in den Wald ging ich zu jagen
Mit Weidmannslust und Waldhornklang,
Noch durft' das wilde Roß mich tragen,
Auf das mein Bruder kühn sich schwang.
Es war „ein kindisches Vergnügen",
Ich hatte kaum mich Kind gefühlt;
Die Reife lag in meinen Zügen,
An die die Kindheit ich verspielt.

Ich ging allein im tiefen Sinnen,
Geheimnißschwer lag's auf der Brust,
Es war ein unerforschlich Minnen,
Das keines Zieles sich bewußt;
Es war ein Drang, war ein Verlangen,
Sich tief zu graben in ein Herz
Und liebesmächtig anzuhangen —
So lang's ihm fehlte, hatt' ich Schmerz ....

Studienjahre.

Der Tag, an dem die jungen Männer, welche das akademische Bürgerrecht in Dorpat erwerben wollen, ihr Eintrittsexamen ablegen, ist ein Tag allgemeiner Aufregung und Neugier in der Burschenwelt. Man kann kaum die Stunde erwarten, wo die Resolutionen ausgegeben werden. Man sieht sich die Füchse an, und die weisen Männer, die in wenigen Semestern zu Nestoren in diesem Bereich herangereift sind, stellen mit vornehmer Miene eine Weissagung auf über die Zukunft dieses und jenes Fuchses, die aber der Erfolg gar oft überhört zu haben scheint. Unter den Kurländern wurde am 23. Juli 1842 besonders viel von dem Fuchse Hesselberg gesprochen, der ein ganz ausgezeichnetes Examen, das beste unter denen, die damals gemacht wurden, bestanden habe. Wenn nun nicht gleich bei dem ersten Auftreten es sich herausstellt, welcher Richtung der neu Angekommene sich zugesellen will, so macht jede Partei sich Hoffnung, ihn zu gewinnen. Das war auch bei Karl der Fall; hatte man doch davon sogar viele Beispiele, daß die, welche mit dem ausgesprochensten wissenschaftlichen Triebe auf die Universität gekommen waren, es doch nicht verschmäht hatten, der Wissenschaft viel Zeit abzubrechen, um in dem praktischen Studentenleben zu einer Ehrenstelle zu gelangen. Doch in unserm Fall ließ sich Minerva ihren Schützling von keinem der niedern Olympier rauben. Schon gleich der erste Eintritt unsers Karl's in das akademische Leben fand einen Kreis, der sich das wissenschaftliche Ziel nie hatte verrücken lassen und doch nicht so engherzig war, um blos der Studirstube zu leben. Das Haus der Madame E., die

aus Kurland mit ihren beiden Söhnen nach Dorpat gezogen war, bildete einen Vereinigungspunkt für viele Landsleute, dem nur extreme Parteien fremd blieben. Hier wurde Karl zuerst mit seinen Commilitonen bekannt. Er wohnte freilich nicht da, sondern im Hause des Professors Ulmann; aber auch dies trug dazu bei, daß er den Werbern der akademischen Linken nicht in die Hände fiel. Dies war von großer Bedeutung für den Lauf seiner Entwickelung; denn war auch nicht zu fürchten, daß die genannte Partei ihn zu sich hinüberziehen würde, so wäre dagegen das Gegentheil zu vermuthen gewesen, daß sie durch ihr rauhes Auftreten Karl's zarte Natur zu eng in die Studirstube und in das ideale Reich der Dichtung hineingedrängt haben würde. Dies wurde durch die erwähnte Fügung vermieden und seinem geistigen Leben eine Sphäre zugewiesen, in der es sich frei, wenn auch nicht mit der Lust und Begünstigung, wie im väterlichen Hause, ausbreiten konnte. Das fühlte er gar wohl, und so freundlich und dankbar er Alles, was ihm Dorpat bot, entgegennahm, so fand er doch nichts und Niemand, der ihm das Vaterhaus auch nur einigermaßen hätte ersetzen können. Man wird selten von einem, der mit so glücklichen Auspicien sein akademisches Leben beginnt, so sehnsüchtige Briefe an das Elternhaus finden. Das veränderte Leben machte ihn in der ersten Zeit gewissermaßen schwermüthig und es war ein besonderes Glück, daß sein freundliches Wesen und sein guter Ruf ihm Bekanntschaften zuführte, die er wol schwerlich selbst in der damals ihn erfüllenden Stimmung gesucht hätte. So hatte er bald einen ziemlichen Kreis von Bekannten. Auch ich wurde gleich in der ersten Zeit mit ihm befreundet; denn der Ruf seiner tüchtigen Kenntnisse, seines Dichtertalents, seines anspruchslosen Sinnes hatten mich mit mehr als bloßer Neugier erfüllt, ihn zu sehen. Man hatte freilich gemeint, wir würden wenig für einander passen, und hatte ihm namentlich eine andere Bekanntschaft empfohlen. Dennoch sollten wir uns finden, um einen Freundschaftsbund zu schließen, den ich für mich als eine der größten Segnungen, die Gottes Gnade mir hat zu Theil werden lassen, ansehe.

An einem schönen Sommertage gegen Abend zog eine große Menge Kurländer nach dem in der Nähe Dorpats

gelegenen Gute Techelfer, einem beliebten Belustigungsort der Studentenwelt. Ich hatte mich etwas verspätet; E., mit dem ich zusammen hinausgehen wollte, war schon fort und, wie ich hörte, in Begleitung Karl's. Ich beeilte mich daher und erblickte bald auf der Straße nach T. zwei Männer; den einen in seiner gelenken Figur, leicht in all' seinen Bewegungen, erkannte ich gleich als E.; er schien aber seinen Schritt weit mehr als gewöhnlich beflügelt zu haben, wol zu Gunsten seines Gefährten; denn es wurde mir schwer, sie einzuholen; der letztere war ein Mann von großem Wuchs und gerader Haltung; er schien in lebhaftem Gespräch zu sein und sein Schritt war wie der eines Mannes, der von einer großen Idee aufgeregt und getrieben wird, groß, kräftig, schwer, ja etwas unbeholfen; ganz das Gegentheil seines Nachbars. Als ich ihn endlich erreicht hatte und ihm ins Angesicht sah, fand ich einen andern Kopf, als wie ich nach dem Wuchse des Mannes vorausgesetzt hatte, ein langes Oval, etwas spitz, auch oben wenig breit, mit sanften freundlichen Augen, aber nie hoch aufgeschlagen, denn sie waren sehr leidend und gedrückt. Die Nase war sanft gebogen, der Mund von einem liebevollen kindlichen Lächeln belebt; die Züge des blassen Gesichtes waren überhaupt noch sehr jugendlich, kein Anflug von Bart; man bedauerte, daß das dunkelblonde Haar so kurz abgeschnitten war, dadurch traten die sich erst bildenden Formen des Gesichtes zuviel hervor. Im Ganzen konnte Karl damals an Schiller erinnern, wenn man sich diesen nach den sanftern Bildnissen, die man von ihm hat, denken darf; nur war der obere Theil des Kopfes kleiner.

Wir wurden sehr bald befreundet; noch an demselben Abend gingen wir, viel in Gespräch versunken, auf und nieder; ich fühlte gleich, daß Karl nie ein voller Bursch werden würde, seine ganze Natur war dieser anakreontischen Lyrik des Lebens fremd, und ich freute mich darüber. Auch die Andern schienen es bald gemerkt zu haben, wie fern er innerlich ihrem Treiben sei; doch keiner wagte es, ihn deswegen zu verhöhnen, weil man ihn anderweitig so sehr hoch stellen mußte und weil sein Wesen nicht als affectirte mönchische Askese oder Altklugheit auftrat, sondern sich als reine, von dem gewöhnlichen Schlage abweichende Natur

offenbarte. Nur da fällt die Rohheit neckend und höhnend über den Antiburschen her, wenn sie aus einigen Zügen an demselben trotz aller Abgeschlossenheit doch auf geheime Sympathie schließen darf, oder wenn sie von einer erzwungenen Strenge zum Kampf herausgefordert wird; beides war an Karl nicht der Fall, darum wandelte er ungefährdet.

Er hatte sich als Theolog immatriculiren lassen; aber nicht sowol dies, als ein anderes Interesse, das an der Kunst und Geschichte führte uns näher zu einander. Die Kanzel und das Krankenbett schwebten ihm noch gar nicht als das einstige Feld seiner Wirksamkeit vor, wenigstens nicht in so schimmernden Farben, wie die Strahlenkrone eines christlichen Dichters oder der Lehrstuhl für Geschichte. Den Hauptinhalt unserer Gespräche bildeten seine Dichtungen, von denen er mir viel vorlas, auch hiebei eine unbewußte Aehnlichkeit mit Schiller offenbarend, daß es nämlich kaum anzuhören war, wenn er sich in seinem singend pathetischen Tone gehen ließ. Er schloß mir eine ganze Welt von Sängern, Greisen, Königen, Jünglingen, Einsiedlern auf, alle Helden der Romantik, aber auch ganz in der Weise der letztern gehalten, anziehend, geheimnißvoll, krank, sehnsüchtig; dazu eine dem Märchen angehörige Staffage, die schönsten Farben zu den Gemälden verwendet und das Ganze doch nur eine Farbenskizze ohne strengen markigen Umriß; namentlich waren seine Frauengestalten der Art; ich möchte sie Zeitlose nennen. Obgleich diese Welt nicht die meine war und nicht werden wollte, so fand ich mich doch äußerst davon angezogen; denn das Poetische muß in jeder Menschenbrust Anklang finden. Es waren herrliche Tage, die wir so in gemeinsamem Träumen und Hoffen verlebten; wir blieben aber nicht allein bei der Dichtkunst stehen, wir sprachen damals viel über Geschichte; sein Eifer, seine Kenntnisse, seine Anschauungen ließen mich aber weit zurück; dennoch nahm er es weder hier noch in Betreff der Poesie mir übel, wenn mein Urtheil ein ganz anderes war, als das seine. Er hat sich von der dichterischen Anschauung der Geschichte nie losmachen können; man vergleiche nur seine Ansichten über die Kreuzzüge, die er in seinem zweiten Semester für einen literarischen Unterhaltungsabend zusammenstellte. Selbst in späterer Zeit sah er die Weltge-

schichte mit dem verschönernden Auge des Dichters an, das selbst an so elenden Zeiten, wie der Bilderstürmerei, einen idealen Glanz erblickte und in dieselben mit wohlmeinendem Vorurtheil einen geistigen Pragmatismus hineinbrachte, der mehr ein Spiegelbild des schönen und reichen Gemüthes unsers Karl's, denn eine nachgewiesene Wirklichkeit ist. Der Begriff des „Edeln", ein Begriff, der in der kritischen und namentlich der christlich strengen Geschichtsschreibung so wenig Raum zu finden vermag, schützte alle geistig großen Persönlichkeiten bei ihm vor jedem Unglimpf. Leo urtheilte ihm „über strebende Personen zu streng"; was derselbe von Gustav Adolf sagt, was er beibringt, um dem Katholicismus ein Wort der Vertheidigung zu gewähren gegen die laute Anklage, die der Protestantismus erhob, schien ihm ganz unbillig. Es konnte nicht anders sein; denn bei Karl urtheilte das Gemüth mit. Und wer will ihn deswegen tadeln, wer es ihm anders wünschen? Welch eine Erquickung bot ihm seine Geschichtsanschauung im Vergleich zu jener kritischen, die, wenn sie einen Trost finden will, ihn jenseit des Menschlichen in der oft fast unsichtbaren Hand Gottes, weit, weit suchen muß. Ist nur die persönliche und dazu die allgemeine Sündenerkenntniß, als Seele der erstern, da, so ist es von geringerm Belang, ob man die allgemeine bis in die speciellsten, historischen Gliederungen verfolgt hat.

Trotz seines in der angegebenen Weise getheilten Interesses war er dennoch in seiner tiefsten Seele Theolog; nicht daß er es selbst gewußt oder ausgesprochen hätte — seine innige Frömmigkeit sah sich selbst nicht, und die grade war es, die ihn zum Theologen machte, ehe er noch ausschließlich die in dieses Bereich gehörigen Disciplinen trieb. Ihm immer mehr eine entschieden theologische Richtung und entsprechendes Studium zu geben — dazu trug am meisten sein Freund K. B. bei. Dieser hatte die Universität mit sehr großem wissenschaftlichen Eifer bezogen, der alles in der Theologie zu concentriren suchte; dabei hatte er eine eigenthümliche, dialektisch zähe Art, Fragen zu erörtern, die Einen zwang, auf die Sache tiefer einzugehen. Ich hatte freilich meinem Karl öfter theologische Fragen und Zweifel vorgelegt, die mir so gewichtig schienen, daß sie wie dunk-

les Gewölk vor das evangelische Licht traten; aber bei ihm verfingen sie wenig; es war in seinem kindlichen Glauben so unüberwindlich hell, daß ihm dies alles nur wie ein kleines Wölkchen am äußersten Rande des Horizontes erschien; bei B's Unterhaltung aber war er genöthigt, seinen Glauben begrifflich zusammenzufassen, und das führte ihn immer mehr in die Theologie; auch ging er um so lieber daran, da beide schon im voraus darüber einig waren, daß der Glaube nicht in Frage gestellt werden solle. Auch trugen die „deutschen und die lateinischen Abende" etwas dazu bei, Karl auf dieser Bahn zu fördern, wie seine Briefe weitläuftiger darüber sprechen. In diesen wird man auch mit großem Interesse die Entwicklung verfolgen, die Karl's Glaube nahm, wie er immer mehr die pelagianisirenden Elemente einer Selbstbildung des christlichen Gemüths aufgibt, um nur am Worte Gottes das einzige und wahrste Correctiv für Erkenntniß und Seelenzustände zu erfassen. In seinem ersten Semester spricht er einmal über die unharmonische Begabung des sündigen Menschen; namentlich bedauert er, daß die Willenskraft nicht ausgebildet sei; dies sei ein Erbtheil des Falles. Er verwechselt noch geistige Kräfte mit geistlichen; Zwingli sei zu flach an Geist gewesen, um einen solchen Felsenglauben, wie Luther, nur nähren zu können. Daß Calvin zu Zwingli's flacher Ansicht vom Bösen nicht gekommen sei, habe er nur dem zu danken gehabt, daß er tiefer und geistreicher seine Vernunft durch den Glauben zu beschränken wußte. Er spricht sich (im 2ten Sem.) in der Weise der christlichen Apologeten über den Offenbarungsglauben aus und versteht darunter in weiterm Sinne den Funken des Göttlichen, der in tiefern Gemüthern vorzüglich vor der Vernunft klar werde und eine gewisse Herrschaft über sie behaupte; Plato, die Orakel, messianische Andeutungen, der δαιμων des Sokrates gehörten hierher. Das sind alles Sätze, die als unhaltbar sich vorzüglich erst durch ihre Consequenzen erweisen; sie schwinden bald aus seinem Glauben; das Licht des Evangeliums duldet nicht, daß man ihm eine fremde Dämmerung irgendwie an die Seite stelle.

Von besonderem Einflusse war in seinem zweiten Studienjahre der „theologische Abend", den Prof. Philippi bei

sich errichtete; auch Prof. Keil und Harnack unterließen nicht, in ähnlicher Weise auf den jungen Anwuchs der Theologen einzuwirken. — Auf dem erwähnten Abend bei Herrn Prof. Philippi fand die kirchliche Richtung, in dem bisherigen Bekanntenkreise Karl's nirgends markig vertreten, nicht allein Aussprache, sondern auch Begründung; die Zwölf, welche hier zusammenkamen, gehörten zu wenig der ältern speculativ frommen Schule an, um mit der Energie einer eingewöhnten Anschauung gegen die neue kirchliche Theologie in die Schranken zu treten, waren jener aber doch zum Theil befreundet genug, um eine Erörterung über dergleichen Themata, wenn auch nicht allemal in dem Zimmer des Professors selbst, so doch mehr noch hernach lebhaft zu machen. Als Ergänzung dieser wissenschaftlichen Fortbildung traten am Sonnabende Erbauungsabende ein, die den Mangel des Universitätsgottesdienstes, wenn nicht ersetzen, so doch weniger fühlbar machen sollten. War dies schon ein Schritt gegen den herrschenden akademischen Ton, so mußte ein zweiter, noch mehr praktischer Natur als jener, den Widerspruch der Studentenwelt erregen. Es handelte sich darum, Freiheit und Muth des Glaubens und der Sitte gegenüber der dämonischen Gewalt mittelalterlicher Unsitte geltend zu machen. Daß diese Gelegenheit von Vielen auch benutzt wurde, nicht um jene hohen Mächte vor Verunglimpfung zu bewahren, sondern einfach, um der persönlichen Behäbigkeit eine Garantie zu verschaffen, konnte nicht fehlen; doch war dies nicht der Kern jener Opposition gegen den herrschenden Studentengeist. Wie Karl zu meinen Zweifeln, so stand ich zu seiner Begeisterung für diese Bewegung, wobei er sich mit B. und H. enger verband; sie faßte mich nicht an; ja nach zwei Stunden langweilte mich die ganze Affaire und ich konnte zu keiner innern Entscheidung kommen; die äußere mußte mit dieser correspondiren. Daher bin ich wol nicht competent, über diese Angelegenheit zu schreiben. Sie ließ Karl zum ersten Male in Studentenverhältnissen auftreten und er zeigte hierin ebensowol einen besonnenen, milden wie entschieden gläubigen Charakter. Es ging eine ziemliche Aufregung in den Tagen durch die Burschenwelt; die „unerschrockene Cohorte", wie die Gegenpartei uns nannte, deren „Bannerlied" Karl in jener Zeit dichtete, gewann die

Oberhand. Die Excentrischen zersplitterten sich; daher mußte die gemäßigte Partei siegen. Jeder, der sich zu derselben bekannt hatte, freute sich seinem Standpunkte entsprechend; Karl sah des Herrn Hand in dem Sieg und dankte ihm innig dafür, Andere anders; aber wer mag es leugnen, daß die socialen Naturgesetze von dem Herrn sind; nach diesen aber ging es in dieser Angelegenheit her.

Während Karl nach außen so hinlängliche Beschäftigung und Anregung hatte, arbeitete er mit eisernem Fleiß selbstständig im Studirzimmer weiter, und ohne dies wäre er gewiß nicht zu der Gründlichkeit gelangt, die ihn in allen Stücken auszeichnete. Die Collegia gaben Material, Anregung und Leitung, die geschlossenen wissenschaftlichen Vereine schafften den verschiedenen Ansichten nicht citirte, sondern lebendige Vertreter, litten aber, wie ich es niemals anders gefunden habe, sehr durch den languor materiae, der den Ton der Begeisterung immer schwächer und schwächer klingen läßt. Es war daher für das Selbststudium ein weiter Raum gelassen, den Karl eifrigst wahrnahm. Dazu gab auch eine Preisaufgabe der theologischen Facultät einen glücklichen Leitstern, wenn Einer nicht grade den kürzesten und leichtesten, sondern den lehrreichsten Weg wählen wollte, wie Karl es that. Es war nämlich folgendes Thema gestellt worden: „aus der Geschichte der Reformation werde die stufenweise zunehmende Bedeutung des Dogmas von der freien Gnade Gottes in Christo für die Gestaltung der evangelisch lutherischen Theologie und Kirche bis zu der Augsburgischen Confession erwiesen mit steter Berücksichtigung der darauf einwirkenden praktischen und theologischen Entwicklung Luthers". — Karl, um einen sichern Ausgangspunkt für die Darstellung zu haben, mußte erst den Standpunkt der Kirche im Anfang der Reformation und der Vorreformatoren sich vergegenwärtigen; dies Studium aber ward ihm so interessant, daß er die Geschichte des genannten Dogmas bis auf Augustin verfolgte und Vieles, was mehr bei Seite lag, mit heranzog; patres, Scholastiker, Mystiker, Minnesänger und dergleichen wurden in diesem Interesse gelesen; es waren große Vorarbeiten, die einen gewaltigen Stoff anhäuften. Die Zeit drängte und trotz der größten Anstrengung wurde der Verfasser öfters von der Masse des

Stoffes fast erdrückt. Bewundernswürdig aber war die Ausdauer, mit der Karl daran arbeitete; er saß wochenlang über die Mitternacht hinaus unter Büchern und Papieren in seinem engen, niedrigen Zimmer fast vergraben, und schon um 3 oder 4 Uhr Morgens begann er sein Tagewerk; die Collegia wurden darüber keineswegs versäumt. Die Arbeit war ungewöhnlich stark, 52 enggeschriebene Velinbogen. Wir Freunde staunten ihn in seinem ungeheuern Fleiße an, und er verdiente dies um so mehr, da er von der Gesundheit keineswegs begünstigt wurde; Karl hatte im Gegentheil viel an seinem Unterleibe zu leiden; eine Mattigkeit, die ihn in seinem ersten Semester oft mitten im Arbeiten gegen Abend in Schlaf versinken ließ, war damals freilich ziemlich entfernt oder überwunden; doch litt er sehr an den Augen, die stets entzündet waren. Er hatte den Eltern diesmal seine Studien verborgen, um ihnen nachher desto größere Freude zu bereiten. Mit großer Spannung sahen er und wir, denen seine Bewerbung bekannt war, dem entscheidenden Tage entgegen; es zweifelte zwar Niemand an dem Erfolge, aber man konnte die Zeit nicht erwarten, wo man laut darüber sprechen durfte. Während der entscheidenden Stunde ging Karl in B's Quartier mit großen Schritten auf und nieder; welch eine Freude, als wir ihm die Siegesnachricht bringen durften; seine Arbeit war mit großem Lobe und der goldnen Medaille von der Facultät gekrönt worden. Dieser Tag machte wieder Epoche in dem still fortschreitenden Leben des Dorpater Studenten; sein Name wurde in weitern Kreisen bekannt, sein Einfluß auf seine Umgebung größer; mit dieser einen Arbeit war er uns so weit voraufgeeilt, daß wir seiner Stimme fortan ein weit größeres Gewicht gaben. Karl fuhr zu seinen Eltern und brachte die Medaille als Geburtstagsgeschenk für den Vater zum 23. December mit. Die Mutter hatte eben die Geschenke auf den Tisch gestellt und sagte zu Karl, der ihr auf ihre Anfrage, was er dem Vater bringe, geantwortet hatte „eine lateinische Arbeit" —: Nun, lieber Sohn, leg' deine Gabe auch hin! — Liebe Mama, antwortete er, rufe nur den Papa. Sie ging und führte den Vater herbei. Mit gerührtem Blick betrachtete er alle Gaben, dankte jedem freundlich; in der Ecke des Geburtstagstisches erblickte er ein rothes Schäch-

telchen auf einem Papiere. „Was ist denn das", ruft er verwundert aus und öffnet es. Mit Freudenthränen fielen die Eltern einander in die Arme, dann wandte sich der dankbar gerührte Vater gegen Karl, der in stiller Wonne unter seinen Freunden stand, und drückte ihn an sein Herz. Wie förderlich ihm diese Arbeit gewesen, nicht allein durch Bereicherung seines Wissens, sondern namentlich für sein Herz, sprach er selbst aus, indem er sagte: „Den Christus für uns habe ich erst durch diese Arbeit recht erkannt und bin dadurch erst recht fest geworden in meinem evangelisch lutherischen Glauben."

Daß dieser Glaube nicht erkaltete und auch immer mehr die wissenschaftlichen Waffen erhielt, dazu wirkte viel, daß Karl eine Wohnung in dem Hause des Prof. Philippi bezog; zwei seiner besten Freunde, H. und B., wohnten auch in der Gegend, der erstere mit großer Lebendigkeit und Keckheit der kirchlichen Fassung des Glaubens zugethan, der andere für sein Glaubensleben eine adäquate begriffliche Form suchend, immer kritisch und verwerfend, an den meisten dogmatischen Darstellungen Schwächen entdeckend und aufweisend, treffend und glücklich in mancher Construction des Einzelnen, aber nicht glücklich genug, um die zerstreuten Gebilde in einem festen, harmonischen Guß aus Meisterhand als wissenschaftliche Erzstatue des Glaubens zu geben. So war K. B.; ohne stürmisch anzugreifen, hatte er doch keine Gnade für irgend ein historisches System der Dogmatik; ja selbst einfache Recapitulationen des Schriftsinnes wurden als Dogmen angefaßt und verworfen; so hatte auch das Kirchliche durchaus kein Vorrecht bei ihm, nicht einmal ein aus Dankbarkeit günstiges Vorurtheil. Zwischen diesen beiden Gegnern stand Karl mitten inne; war er nun an und für sich eine zu eigenthümliche Natur, um von einem dieser beiden Freunde, obgleich sie beide eine seltene Gabe des Dominirens besaßen, ganz aus der eignen Bahn gelenkt zu werden, so trug besonders der Umgang mit Prof. Philippi dazu bei, seine angeborne Milde zu kräftigen, die eignen oder fremden Zweifel innerlich befriedigend zu lösen, dem wissenschaftlichen Drange Raum, der auflösenden Kritik des Freundes Beschränkung zu geben. Mit H. blieb er mehr durch den gleichen Glauben, mit B. mehr durch die

gleiche Neigung zur Wissenschaft verbunden; dies letztere Band wurde aber gedanken- und wortreicher als jenes; es waren darin, wenn nicht stärkere, so gewiß doch zahlreichere und mannichfachere Fäden, als in jenem; dafür zeugt auch sein Briefwechsel.

Obgleich Karl durch tägliche Spaziergänge seine geschwächte Gesundheit zu erhalten bemüht war, so mußte er einige Zeit nach der Preisarbeit sein eifriges Studiren dennoch einschränken; er benutzte diese Muße, um den Kreis seiner Bekannten zu erweitern und um seine poetische Gabe, die so lange geschlummert, wieder aufleben zu lassen; in ersterer Beziehung wurde er durch das Besuchen des Fechtbodens begünstigt; er fühlte die heilsamen Folgen des Fechtens als einer tüchtigen Körperbewegung und war darum eine Zeit lang sehr oft dort zu sehen. Ich sah ihn gern fechten; denn obgleich ihm dabei alle Feinheit und Zierlichkeit abging, so trat doch dabei mehr als irgendwo anders die innerlich durch und durch edle Natur auch äußerlich hervor; das Weiche trat zurück vor dem Ritterlichen.

In Bezug auf die Poesie hatte ihn damals besonders eine Geschichtsperiode, die der Hohenstaufen ergriffen; er dachte viel an ein Trauerspiel „Tankred", unterhielt sich oft mit mir darüber und theilte seinen Plan brieflich den Lieben im Elternhause mit; leider ward ihm nicht die Zeit dazu, es auszuarbeiten; das Einzige, was uns davon übriggeblieben, ist der Plan zu diesem Stück, höchst interessant als solcher; wäre das Stück geschrieben worden, so wäre es unendlich über seinem ersten dramatischen Versuche, dem Stüssi, erhaben gewesen. Wenn man der Poesie überhaupt ein Recht an der Geschichte zugesteht, so darf man dieses der seinen nicht weigern, wenn sie gleich von der gewöhnlichen Art des historischen Dramas so fern ist, wie überhaupt sein Dichterleben, seine religiös-ethischen Ideale weit entfernt waren von der ethisch oft so leeren Weltanschauung anderer Dichter. Freilich macht weder die Conception, noch das Gewollte den Dichter, sondern das Geleistete, und als Leistung steht der Tankred freilich nicht vor uns; aber soviel wird jedem an Karl's Versuchen klar werden, daß ihm die Gabe, sein inneres Dichten zum Gedicht zu gestalten, nicht abging, wenn gleich hierin ihm Viele,

sehr Viele überlegen sind, selbst Solche, die kaum den zehnten Theil eines so innerlichen Geisteslebens haben, wie er. Es ist darum wol zu bedauern, daß der Tankred nur eine Skizze geblieben ist. Später werden wir noch einmal an Karl, der von der Wissenschaft immer mehr in Beschlag genommen wurde, eine Beschäftigung mit der dramatischen Kunst finden, aber nicht mehr eine schöpferische, sondern eine reflectirende.

Jetzt müssen wir wieder zu seiner theologischen Entwicklung zurückkehren. So gern er sich mit der Kunst beschäftigte, so trieb es ihn doch jetzt mehr und mehr zur Theologie; er machte sich oft Vorwürfe darüber, daß er nicht genug arbeite, daß er den Freunden, geselligen Kreisen, Nebenbeschäftigungen zu viel Zeit widme; er hielt sich oft für „faul", obgleich er mehr und besser arbeitete, als die Meisten; denn er ging über die Vorlesungen hinaus, was leider bei so Wenigen geschieht, die daher auch, selbst wenn sie auf den besten Füßen, doch nicht auf eignen stehen. Bei der zeitraubenden Arbeit für die Preisaufgabe hatte die exegetische Grundlage, die in das erste bis dritte Semester zu fallen pflegt, von ihm nur beiläufig behandelt werden können; er holte diese nun zuerst nach, wurde dazu auch besonders durch Professor Philippi angeregt, dessen dogmatische Vorlesungen immer auf exegetische Beweisführungen zurückwiesen. Ueberhaupt liegt es ja im Geiste der sogenannten kirchlichen Schule, auf lautere und gründliche Exegese großes Gewicht zu legen, und wenn dieses Streben nur Alle recht innerlich ergriffe, so wüßte ich nicht, wodurch die Kirche in unsern schwankenden Zeiten mehr Halt gewinnen könnte, als grade dadurch. Freilich auch die kirchliche Wissenschaft muß sich mit der fremden oder gegnerischen besprechen und auseinandersetzen können; sie kann sich diesem Berufe nicht entziehen; das war auch unserm Karl klar; darum verschmähte er es keineswegs, religionsphilosophische und dergleichen Vorlesungen zu hören, wie sie damals von Hofrath Carlblom privatim gehalten wurden. Aber so interessant ihm dies Gebiet war, namentlich durch den versöhnenden, conservativen Geist des Lehrers und dadurch, daß er seinen Freund B. auch in diesem Colleg zum Gefährten und Antagonisten hatte — so vermochte die Philosophie doch nicht, ihn der

Richtung seines Glaubens und seines theologischen Wissens zu entfremden. Er war nie zweifelhaft darüber, wem der Ehrenplatz in ihm gebühre, dem speculativen Christus oder dem persönlichen; ihn lockte es gar nicht, ein philosophischer Kopf genannt zu werden; ja er war eine von den Naturen, denen es nicht sowol um die begriffliche Wahrheit zu thun ist, als darum, daß der Verstand befriedigt und dem Gemüth Recht gegeben werde; es ist dies jene jugendliche, lebenswarme Gemüthsbeschaffenheit, bei der die kalte, objective Begriffswahrheit gar nicht so schwer ins Gewicht fällt; im Gegentheil wird da unbewußt oder bewußt statt der logischen Wahrheit mehr die ethische gesucht, d. h. der Friede für den ganzen Geist. Daher konnte er sagen, ein Jacobi wäre am ehesten sein Philosoph, nicht sowol wegen der Wahrheit seiner Philosophie, als vielmehr wegen der Art seines Philosophirens. Jedoch entwickelte sich in Karl immer mehr philosophische Anlage, besonders in den zwei letzten Lebensjahren. — So nützlich nun diese Beschäftigung Karl's mit der Philosophie für seine wissenschaftliche Bildung überhaupt war, so wenig brachte sie bei ihm den sonst oft genug gefürchteten Schaden, den theologischen Standpunkt zu unterminiren; im Gegentheil hatten die dogmatischen Vorlesungen, im Geiste der Kirche gehalten, viel mehr Erfolg bei ihm, und der Prof. Philippi konnte ihn hinsichtlich der festen und tief begründeten Orthodoxie wol seinen filius primogenitus (erstgebornen Sohn) nennen. Auch Karl's Briefe aus der Zeit lassen es deutlich sehen, wie er immer mehr davon zurückkommt, an seinem gläubigen Ich und dessen Mehr oder Minder zu hangen; dies subjective Christenthum, so sehr es meint, den Herrn recht zu ehren, ist weit davon entfernt; denn darin, daß es sich selbst so gewaltig interessant ist, entzieht es dem Herrn schon einen Theil der ihm allein gebührenden Ehre; vor lauter Diagnosen über seine Zustände kommt es gar nicht zu der rechten Gnosis des Herrn, der ja allein der Anfänger des Glaubens ist und bleibt. Dies subjective Christenthum scheint aber nothwendige Vorstufe des objectivern, reinern kirchlichen Christenthums zu sein, weil der eitle alte Mensch innerlich erst langsam überwunden wird; daher pflegt der gar zu rasche Uebergang zur kirchlichen Objectivität meist

ein Scheinsieg zu sein, auf den leider oft Hochmuth, Härte, Tod folgt. Anders war es bei unserm Karl; er hatte sich von der Hand des Herrn immer näher heranziehen lassen; es war ein stilles, innerliches Fortschreiten unter Gebet und täglichem Umgang mit dem Heiland, wodurch er zur kirchlichen Gläubigkeit gelangte, darum ein wahrer Sieg über die Selbstgefälligkeit des Subjects. Gewiß, hätte er in dem Wege zur Orthodoxie nur irgendwie einen Weg zum Hochmuth, zur Erstarrung entdeckt, er wäre vor ihr geflohen; jetzt aber fand er darin den Weg der wahrsten Demuth; er fand darin die Demuth gelehrt, die leider so manchem Gläubigen, der auf sein Wachsein und Streben Accent legt, Jahre lang mangelt, ohne daß er diesen Mangel gewahr würde, die Demuth nicht allein aus Glauben, sondern die Demuth in Betreff des Glaubens selbst. In dieser Beziehung geben die Briefe reichliche Belege und zeigen hinlänglich, wie wenig man Recht hat, die sogenannte kirchliche Schule des Hochmuths im Princip zu zeihen, da unser Karl ein redender Beweis dagegen ist. Ich will nur eine Stelle citiren, damit mein Freundesurtheil sich als objectiv erweise. Karl schreibt irgendwo: „Ich empfinde in der Einsamkeit am öftersten ein stilles, fast wehmüthiges Nachgehen meiner, wie mir scheint, nach dem Heiland; aber ich will's wohl glauben, daß es auf Sinnentäuschung beruht, und daß es eigentlich ein wehmüthiges Nachgehen des Hirten nach mir ist." — So hätte er vielleicht von seinem Nachgehen nicht gedacht und geschrieben, ehe er kirchlich ward; nun aber war seine Demuth so wahr und neunatürlich, daß selbst ein zu ihm ganz fremd Stehender sie voll Bewunderung „genial" nannte.

Diese kirchliche Gesinnung sollte auch weitere Kreise finden, als die der theologischen Studiengenossen, um sich auszusprechen. Hauptsächlich durch B's Bemühung kam ein Abend zu Stande „für Wissenschaft und Leben im Geiste des Christenthums", der sehr viel Anklang fand, weil er Mitglieder aus allen Facultäten aufnahm und für die Wahl der Themata großen Raum gestattete. Karl interessirte sich sehr dafür, machte viele neue Bekanntschaften, sah den Weltgeist und seine Interessen mehr von Angesicht als sonst und erweiterte seinen Gesichtskreis, da Fragen zur

Sprache kamen, die sonst von Theologen schwerlich besprochen werden. Karl war eben im besten Zuge seiner Studien; der oben erwähnte Abend blühte auf; die Stimme des Christenthums erhielt immer mehr das Wort; äußere trübe Verhältnisse unsrer Kirche trugen dazu bei — da ward er am Nervenfieber krank, aber Gott wandte es zum Guten; bald konnte der Genesene seine Eltern besuchen, um sich bei ihnen allmälig ganz zu erholen. Wenn gleich seine Gesundheit durch diese Krankheit bedeutend erschüttert worden war, so hatte seine geistige Regsamkeit doch nichts verloren. Ernste Studien waren ihm verboten; aber er grade konnte sich ohne geistige Beschäftigung am wenigsten erholen; da arbeitete er denn zu Hause in einigen stillen Stunden einen Aufsatz aus „über das christliche Drama", der in Dorpat nicht allein auf dem erwähnten Abend, sondern auch anderswo viel Interesse fand. Das Drama, aus den verschiedensten Gesichtspunkten beurtheilt, fand hier nicht allein eine neue, sondern gewissermaßen eine ganz unerwartete Würdigung, da man im Allgemeinen der Meinung zu sein pflegt, als vertrüge sich ein ausgebildeter Glaube nicht mit der Freiheit, welche die Kunst für sich fordert, und als wäre es unmöglich, dem Drama andere Mittel der Einwirkung zu geben, wenn man ihm die gewöhnlichen raube.

Als er nach Dorpat zurückkehrte, warf er sich mit neuem Eifer in die Theologie; das Examen drohte; er sagte selbst, so ein armer Student vor dem Examen sei wie ein gehetzter Hirsch; er fühlte sich besonders so, weil er nicht blos fürs Examen, sondern überhaupt für gediegene Wissenschaft arbeiten wollte. Dies hatten die Professoren seiner Facultät längst bemerkt und munterten ihn in seinem Streben auf; so sah er allmälig eine Aussicht sich eröffnen, die für ihn passendste Laufbahn, die wissenschaftlich theologische zu betreten. Vieles schien ihm anfangs günstig, sein Herz war voll Freude darüber und voll Dank gegen Gott; er dachte mit B. ins Ausland zu reisen und dort weiter zu studiren; aber es thürmten sich bald große Schwierigkeiten auf, die seine Wünsche zu vereiteln schienen; er murrte nicht darüber. Er sah es als Gnade von Gott an, wenn es nach seinen Hoffnungen und Wünschen gehen sollte; er war aber auch ergeben und willig, wenn Gott ihn anderswohin, auch in

eine praktische, ihm weniger zusagende Laufbahn beriefe, dem Rufe zu folgen. Wer dachte damals, daß Gott ganz anders über ihn und Die, welche liebend und hoffend auf ihn sahen, beschlossen hatte! Aber es war wie eine Ahnung, als Karl in Betreff seiner wissenschaftlichen Laufbahn Folgendes einmal an seine Eltern schrieb: „Gott wolle ausführen, was er nach seiner Barmherzigkeit mir geben will. Er muß es thun! Will er nicht, so gebe er mir einen gläubigen und willigen Geist, lasse mich gedenken, wie kurz der Erde Zeit, wie aber die Fülle aller Befriedigung in seiner Ewigkeit; seine Kirche soll mich wenigstens nicht verloren haben." Das hat sie auch nicht; aber menschlicher Weise zu reden nach, ist Das, was sie in unsern Landen durch seinen frühen Tod eingebüßt hat, unendlich groß. Doch wir wollen unbefangen den Faden seines Lebens weiter verfolgen bis zu dem Augenblick, wo Gott ihn abrief.

Je näher das Candidatenexamen kam, desto mehr mußte Karl es wünschen, ungestört arbeiten zu können; aber es ward ihm nur desto weniger zu Theil, weil seine alten und neuen Bekannten immer mehr Ansprüche auf seinen Umgang machten. Jüngere Theologen schlossen sich an ihn und setzten großes Vertrauen in die Winke, die er ihnen gab. Viele, die innerlich beunruhigt zu ihm, der sich nie über Jemand erhob, vertrauensvoll kamen, gingen, nicht sowol dialektisch überwiesen oder hierarchisch besiegt, sondern innerlich überwältigt durch das Anschauen der echten und milden Gestalt des Glaubens voll Dankbarkeit von ihm. Auch crasse, unüberlegte Ansichten verstand er so zu fassen, daß er in ihnen selbst Anknüpfungsfäden für die wahre Ansicht vom Glauben aufwies und oft große Gegner zu dem wahren Einigungspunkt zu führen wußte; und dies alles ohne irgend welche Prätension, ohne im Geringsten den weisen Vermittler machen zu wollen. — Diese schöne Gabe der Vermittlung wurde auch in den Dienst einer nicht theologischen Angelegenheit gezogen, weil ihn das allgemeine Vertrauen, das man sowol in seine Entschiedenheit, als in seine Milde setzte, dazu berief; es handelte sich nämlich um innere Verhältnisse der Studentenwelt. Er wollte freilich in der Zeit so kurz vor dem Examen nichts mit dergleichen Sachen zu thun haben; aber er hielt es für unrecht, einen

Zeitpunkt, von dem vielleicht etwas zu hoffen war, ungenutzt vorbeigehen zu lassen, und verhandelte sehr fleißig und ernstlich über jene Angelegenheit; dabei hatte er gleich als seinen Beruf erkannt, nicht über die Schale zu streiten, sondern gleich die Divergenz der Ansichten in dem Princip aufzudecken und die uralten, göttlichen Rechte des Gewissens und des Staates zur Anerkennung zu bringen und jeder privaten oder collegialischen Beliebigkeit gegenüber zu vertheidigen. Leider ward aber mein ungünstiges Prognostikon, das ich gelegentlich im Gespräch mit Karl der Sache gestellt hatte, wahr; persönlichen Gewinn hatte er aus den Verhandlungen wohl gezogen, aber das gesteckte Ziel ward nicht erreicht.

Karl machte sein Examen; es war in jeder Beziehung ausgezeichnet zu nennen und erhielt auch diesen Grad von Seiten der Facultät; für ihn war dies günstige Resultat besonders in Beziehung auf seine Pläne für die Zukunft sehr wichtig. Bald darauf folgten die Examina bei dem kurischen Consistorium, die so glänzend ausfielen, wie selten eins. Wie dankbar gegen Gott mußte sich Vater Hesselberg's Herz fühlen, als er, selbst Consistorialassessor, seinen Sohn zu examiniren hatte! Der weltliche Präsident des Consistoriums war erstaunt über den Glanz dieses Examens und fragte seinen Collegen um den Namen dieses Candidaten; wohl hatte er Grund, wie er gegen seinen Nachbarn that, den Vater Hesselberg um solch eines Sohnes willen glücklich zu preisen. — Karl hielt sich nicht lange in Kurland auf; er begab sich wieder nach Dorpat, um seine beabsichtigte Laufbahn fortzusetzen; daneben wollte er aber alles thun, um bei einem Ruf ins Predigtamt bereit zu sein. Er machte daher auch in Dorpat sein praktisches Candidatenjahr ab. Es fehlte ihm nicht an Aufforderungen; man wollte ihn zu einer der größten Gemeinden Livlands berufen; auch aus Kurland und aus Petersburg wandte man sich in gleicher Absicht an ihn, er lehnte aber diese Anträge ab, weil er sich mehr für die Wissenschaft begabt wußte und namentlich weil er sich noch viel zu wenig im Praktischen heimisch fühlte, um grade ein Amt an so großen Gemeinden, wie es ihm angetragen wurde, zu übernehmen. — In Dorpat hatte er oft Gelegenheit zu

predigen, und er that es gern; er hatte früher einen sehr schlechten, singenden Vortrag, eine hohe Stimme; nach diesem Allem hätte man seinen Predigten nicht viel Glück versprechen können; aber siehe, Gott hatte ganz andere Gedanken; er hatte seine Liebe dem Karl ins Herz geflößt; die sprengte die frühern ungünstigen Bande übler Gewohnheit völlig. Dazu hatte Karl sich auch mit der praktischen Theologie unter Prof. Harnack's Leitung eifrig beschäftigt und dabei eine tiefe Einsicht in die gerechten Foderungen der Homiletik an den Prediger gethan. Doch dies war es nicht, was seine Predigten den Zuhörern so anziehend und vielen so segensreich machte; es war an ihnen keine Rhetorik, sogar keine Feile bemerkbar, auch in dem Vortrage war es gar nicht das Kunstgerechte und Drastische, was so großen Eindruck herbeiführte, sondern dies war es hauptsächlich, daß die Zuhörer durchfühlten, hier sei eine Offenbarung des innigsten, wahrsten Lebens mit dem Erlöser, das einfache Hinstellen der Christenseligkeit mit dem liebenden, anschmiegenden Ruf: „Kommt und sehet doch, wie freundlich und lieblich der Herr ist!"

Je anspruchsloser Karl von seinen Predigten dachte, desto unerwarteter kam ihm die Bitte mehrer seiner Zuhörer, diese Predigten drucken zu lassen. Er fragte seine Eltern um ihre Meinung; da sie es gestatteten, willigte er ein; aber es ward ihm schwer, weil er nicht im Geringsten Zeit hatte, sie für den Druck umzuarbeiten, sondern sie so, wie sie nun einmal waren, drucken lassen mußte; dies hat ihrem Segen aber keinen Abbruch gethan; denn der Segen ist da, wo der Herr ihn hingelegt hat; die Menschen mehren durch ihr Thun nichts daran.

Karl hatte ungeheuer viel zu thun; er wollte das Magisterexamen abmachen, ehe er ins Ausland ginge, verlor aber viel Zeit durch Unterrichtgeben, was seiner Natur gar nicht zusagte, da zumal in den öffentlichen Anstalten es nicht mit dem Unterricht allein abgethan ist, sondern auch die Zucht in der Stunde aufrecht erhalten werden muß. Mit großer Freude, mit innigem Dank gegen Gott sah Karl, wie sich ihm immer mehr und mehr Herzen in aufrichtiger Liebe zuwandten, die sich besonders schön an seinem letzten Geburtstage in Dorpat aussprach, den er selbst

in seinen Briefen ausführlich schildert; von der andern Seite aber ward er dadurch oft in seinen Arbeiten gestört, und er zürnte sich selbst darüber, daß er sich nicht strenger abschließen konnte. Dazu kam, daß seine schwache Gesundheit ihn immer mehr hinderte; er konnte nicht mehr so früh aufstehen wie ehemals, litt Morgens an Kopfschmerz und Benommenheit; die Herausgabe seiner Predigten raubte ihm auch manchen kostbaren Augenblick, da sein Manuscript zu unleserlich war, um es sofort in Druck zu geben. Seine Correspondenz endlich konnte auch nicht aufgegeben werden. Es gehörte die ganze Energie seines Willens dazu, um unter solchen Umständen mit seiner Magisterdissertation fertig zu werden. Er hatte, da er die kirchenhistorische Disciplin zu seinem Fache erwählt, seine patristischen Studien nach unbedeutenderen Anfängen zunächst auf Tertullian concentrirt; hier hatte er schon bedeutende Vorgänger, was ihm das Schreiben keineswegs erleichterte; dennoch wird man in der Dissertation Selbstständigkeit und großen Fleiß nicht vermissen.

Während dieser Arbeit erwartete man ihn mit Sehnsucht im Elternhause zur Hochzeit seiner Schwester Friedrike. Er war von seiner rastlosen geistigen Anstrengung sehr erschöpft, wollte dennoch im ersten Halbjahr 1848 sein Magisterexamen machen; aber die Eltern hatten ihn, die Schwierigkeiten erkennend, gebeten, das Alles lieber sein zu lassen und nur gesund und frisch zu der Schwester Hochzeit zu kommen. Doch er fühlte, daß er sich nicht recht würde freuen können, wenn er noch eine so große Sorge wie das Examen vorhätte; auch wollte er dem Vater, der kurz zuvor sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert, und uns Allen zu dem Freudentage noch eine erfreuliche Ueberraschung bereiten; darum entschloß er sich schnell, raffte seine ganze Kraft auf, machte das Magisterexamen und kam ganz abgespannt von demselben in seine Wohnung; er warf sich aufs Bett und rief: „Nun kann ich auch nicht mehr!" Bald war er auf dem Postwagen und eilte dem lieben Vaterhause Sezzen zu. Es waren herrliche Tage, die wir Alle damals verlebten; Gott schenkte uns die Freude in vollen Bechern, damit wir von seiner Liebe einen unauslöschlichen Eindruck empfingen; er ließ in jenen guten Tagen die

Strahlen seiner Gnade so herrlich glänzen, weil er wußte, daß uns die bösen Tage so nahe waren; in Erinnerung jener sollten wir diese desto ergebener aus Gottes Hand entgegennehmen.

Ich führte meine Friderike nach Kremon; Karl hatte uns versprochen, auf der Rückreise nach Dorpat uns einige Tage zu schenken. Unterdessen blieb er bei den Eltern und erholte sich; er bedurfte dessen durchaus; denn als ich ihn nach längerer Zeit wieder zum ersten Mal auf der Hochzeit sah, fand ich sein Aussehen stark verändert; er war viel magerer geworden, seine Augen, nicht mehr so leidend, wie früher, lagen sehr tief, der Ausdruck seines Gesichtes war besonders geistig und verklärt; es konnte Einem wol die Frage kommen, die eine Dame damals that: „Wird dieser Mann noch lange hier weilen?" Uns in unserer Freude kam sie nicht. Mit Sehnsucht erwarteten wir den Tag, an dem die Eltern und der Bruder uns besuchen wollten; endlich war er da. Zum Empfange der Lieben schmückten wir das Haus mit Blumen und Kränzen; eben war ich noch damit beschäftigt, da kamen sie schon; sie hatten auch geeilt. Der Vater hatte am Sonntage in der Nähe von Jacobstadt, wo damals die Cholera war, gepredigt und am Montage sich auf den Weg gemacht, der sie diesmal über Mitau geführt, wo auch einige Cholerafälle vorgekommen waren; doch hatte Niemand Furcht. Der Tag, an dem die Lieben hier eintrafen, war einer jener schweren Tage, wo die Luft todtmüde mit dem Gewitterstoff ringt, ohne ihn ausstoßen zu können; er lastete schwer auf uns. Darum war auch das Wiedersehen halb freudig, halb beklommen; Mama hatte viel geweint; die Gewitterluft und die Fahrt an den schwermüthigen Ufern der Aa hatte wol sehr auf ihr Gemüth gewirkt, vielleicht war es auch mit ein unerklärliches Vorgefühl des Bevorstehenden. — Nachdem ich Karl und Papa in dem Hause umhergeführt hatte, machten wir einen Spaziergang in das nahe Wäldchen; als wir zurückkehrten, aßen die Beiden an einem besonders schönen Johannisbeerstrauch einige Beeren. Unter Gesprächen kam der Abend bald heran, und man begab sich früh zur Ruhe. Ich ging noch ziemlich lange im Garten mit Karl auf und nieder, denn er liebte es, im Gehen sich zu unter-

halten; ich erzählte ihm von meiner letzten Predigt in Peterskapelle, wo ich, weil man allgemein viel von dem großen Sterben in Riga sprach, Gelegenheit gehabt, der Gemeinde die christliche Anschauung des Todes nach dem Worte des Apostels: „Der Tod ist der Sünde Sold" in Erinnerung zu bringen; wir unterhielten uns darüber, wie dies Wort von den Frommen zu verstehen sei. Am nächsten Morgen hatten Papa und Karl Symptome eines leichten Durchfalls; sie achteten nicht weiter darauf. Das Wetter war schön; ich schlug daher dem Bruder einen Spaziergang in die Umgegend vor; wir gingen zuerst auf den Gottesacker. Die Aussicht von dort hat zwei sehr entgegengesetzte Seiten; die eine auf eine mit verkrüppelten Fichten besetzte, düstere Gegend, an die sich in der Ferne die dunkeln Aa-Ufer schließen, die andere zeigt die freundliche Ebene, in der die Kirche liegt; wie die Aussicht von diesem Wohnort der Todten, die wir recht genossen, so hat auch der Tod selbst zwei Seiten; o, mein Karl, wer von uns Beiden dachte da, daß du ihn sobald ins Angesicht sehen würdest, daß man am folgenden Tage dich und den Vater als Leichen diesen Berg hinantragen würde, den du heute so frisch mit mir hinanstiegst! — Wir kehrten um, und da Karl noch weiter Lust zum Gehen hatte, so schlugen wir den Weg nach Kipsal ein; wir hatten uns Vielerlei zu erzählen, die Aussichten für die Zukunft wurden besprochen, über Behandlung der Dogmatik und der Kirchengeschichte Ansichten ausgetauscht und dergleichen. Bei unserer Rückkehr fanden wir den Vater lesend; er hatte gerade Frantz's Erklärung des Neuen Testaments und las uns auf Mama's Bitten, den besonders schönen Abschnitt über die Bergpredigt vor. Die Zeit verging uns im Fluge; Friedrike bat uns zum Frühstück; darauf las man Gedichte eines Freundes; aber Karl entfernte sich bald still und ging in sein Zimmer, weil ihm unwohl geworden war. Unterdessen kam Herr Collegienrath Ulmann aus Engelhardtshof; er setzte sich zu Papa und bald darauf trat Karl ein. Als er Ulmann begrüßt, sagte dieser scherzend zu ihm: Schämen Sie sich, junger Mensch, wie sehen Sie aus; ich alter Mann sehe wohler aus, als Sie; Sie haben zuviel studirt!" Karl lehnte dies ab; ich blickte ihn an; o welch' eine Veränderung in wenig Minuten; die Ge-

sichtsfarbe war bleich, wie gewöhnlich, der Ausdruck so lieb, fromm und freundlich; aber um Nase und Mund spielte der eigenthümliche Todtenzug, den ich vor einem Jahre an einem theuern Freunde, der nun schon auch bei Gott ist, in der Krankheit gesehen hatte. Die Erinnerung tauchte auf, ich erschrak; aber Karl beruhigte uns und meinte, es sei nur ein leichtes Unwohlsein. Indessen waren Mama und wir andern Alle doch sehr ängstlich und nur Papa fest und frisch; er war es gewohnt, immer die Stütze zu sein. Eben rief uns Friedrike zum Mittagstisch, da ergriff auch ihn die Krankheit; indem er sich erhob, um zu Tische zu gehen, fühlte er sich plötzlich bedeutend unwohl. Er sagte nichts, entfernte sich aber und Mama eilte ihm nach; er bat, man solle sich nur zu Tische setzen, er werde seinen Schlafrock anziehen und auch kommen, aber nicht essen. Ich ging zu ihm; eben brach die Cholera mit ihren gewöhnlichen Symptomen aus; aber während ich ihm den Kopf hielt, trat reichlicher Schweiß ein, und dies war ein Strahl der Hoffnung. Wir brachten Papa in sein Zimmer, wo er sich zu Bette legte und Pfeffermünztropfen nahm; es wurde ihm besser. Karl trat ein und fragte theilnehmend: „Wie ist dir, Papa?“— „Nun, es geht,“ antwortete dieser ihm ins Gesicht blickend; „aber dir?“ Karl antwortete unbestimmt. Papa beruhigte uns; auch wagte Niemand zu glauben, geschweige zu sagen, dies sei die Cholera; indessen sorgte man für die dabei gebräuchlichen Mittel; ich drang in Mama und Friedrike, aus dem Krankenzimmer sich zu entfernen, weil ich für ihre aufgeregten Nerven von dem Anblick des Kranken, falls die Anfälle der Krankheit sich erneuerten, die schrecklichsten Folgen fürchtete; auch that uns Hülfe nicht noth; denn außer Dr. Ulmann, waren ich, Karl's Bruder Gustav und sein Vetter Hugo M. bei der Hand; ich schickte, um ärztliche Hülfe zu haben, nach Herrn von Dahl in Engelhardtshof und zugleich nach der Poststation, um Dr. Unger holen zu lassen. Eben als ich zurückkam, hatte Karl sich in des Vaters Zimmer auf ein Bett geworfen, denn er war von einem heftigen Krampf ergriffen; wir brachten ihn in das Nebenzimmer; aber die Krämpfe ließen nicht nach; bald traten auch die andern Kennzeichen der Cholera ein; dabei entstellte sich sein Gesicht mit jeder Minute mehr. Mama

trat zu ihm ins Zimmer; sie erschrak über seinen Anblick; doch er beruhigte sie liebevoll: Sei nur ruhig, süße Mama; jetzt ist mir ganz wohl! — Sie kniete nieder und betete heiß; sie verließ das Zimmer; sie hatte ihren Karl zum letzten Male auf Erden gesehen. Bald war Herr von Dahl da in Begleitung des Herrn Pastor Albanus. Unterdessen war Karl's Krankheit mit schrecklicher Schnelligkeit vorwärts geschritten und er selbst fühlte, daß er ihr unterliegen würde; ich war auf eine Weile hinausgegangen, da hatte er seinen Kopf auf die Seite gelegt und hörte den Vater im Nebenzimmer leiden. Der Bruder Gustav blickte auf Karl und sah ihn weinen; „Warum weinst du, Karl?" fragte Gustav ihn tröstend. „Ach, ich weiß, daß wir Beide dahin müssen!" antwortete er. Herr von Dahl, der nun zu ihm trat und seinen Puls fühlte, bestätigte dies leider, indem er auf meine Frage mir sagte: „Ihr Schwager ist sehr schwer krank; sein Puls ist immer zum Erlöschen!" — Der Gebrauch von Kampher hob ihn wohl für Augenblicke, aber er sank doch immer mehr; auch nahmen die Krämpfe immer mehr zu, obgleich Herr von Dahl die Einreibungen mit Kampher unermüdlich fortsetzte. Da hörte ich, Dr. Unger sei gestern in Segewolde gewesen, werde vielleicht heute in dem Gute Kremon sein; ich eilte hinaus, suchte Mama zu beruhigen und drang in sie, nur ja nicht in die Krankenzimmer zu gehen; denn ich wußte, daß sie selbst unwohl war; darauf warf ich mich auf ein Pferd und jagte nach Kremon; Unger war nicht da; ich ritt nach Segewolde, aber er war schon früher zurückgereist; doch gab man mir freundlich an beiden Orten Arzneien, die in Riga und Petersburg gegen die Cholera angewendet zu werden pflegten. Nach ungefähr fünf Viertel Stunden war ich wieder zu Hause; ich fand Mama und meine Friedrike in heißen Thränen, ihnen gegenüber stand Frau Doctorin Holst mit ihrer Tochter, die zum Besuch gekommen waren, ein ganz anderes Zusammentreffen hoffend. Papa hatte die Seinen eben gesegnet und von ihnen Abschied genommen; auch für Karl's Erhaltung hatte er zu Gott gefleht, wie auch Karl für den Vater. Ich trat in Karl's Zimmer, er blickte mich noch an, aber sprach kein Wort; in seinem eingesunkenen Gesichte, auf das sich schon Schatten des Todes

gelagert hatten, sprach sich noch immer derselbe sanfte und freundliche Geist aus, wie in schönern Tagen; hatte ihn doch das bei seinen Leiden fast am meisten gedrückt, daß er uns so viel Angst und Sorge mache; wie dankbar war er gegen die geringste Hülfleistung; auch zu dem Herrn von Dahl hatte er im Bewußtsein, daß Gott ihn nicht auf dieser Welt weilen lassen wolle, gesagt: „Bruder, gib dir nicht so viel Mühe!" — Papa sah im Gesichte lange nicht so entstellt aus, wie Karl; auch war sein Puls besser, darum hatten wir für ihn noch leise Hoffnung. Ich ging hinüber zu den Frauen; Mama war sehr krank, sie mußte sich zu Bette legen, und das war eine Wohlthat, daß sie ernstlich krank wurde; ihre Nerven hätten die schreckliche Spannung von Minute zu Minute nicht ertragen können. Meiner Friedrike konnte ich nur die halbe Wahrheit über die beiden Kranken sagen; während ich sie tröstete, hatte der liebe Freund Ulmann unserm Karl, auf dessen Bitte, aus der Schrift vorgelesen, namentlich den 91. Psalm, das 8. Capitel des Römerbriefes und den 23. Psalm. Bei den Worten des 91. Psalmes: „Und ob tausend zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken fallen, so wird es doch dich nicht treffen", sah er Ulmann mit einem bedeutenden Blicke an; der fromme Mann sagte zu ihm: „Es hat getroffen; und dennoch bleibt das Wort immer wahr." Besonders ward Karl's Glaube in der schweren Stunde durch die Worte des 23. Psalms erquickt: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!" Er wiederholte sie halblaut; bald traten die letzten Stadien der Krankheit ein (Ulmann ging zu Papa); die Krämpfe ergriffen den Leidenden noch ein paar Mal heftig, dann nahte er sich schnell seinem Ende; er betete noch leise, sprach dann: Amen — Amen — — Amen — und ließ sein Haupt in Herrn von Dahl's Hand sinken. Er hatte ausgelitten. Das geschah am 21. Juli 1848, 8 Uhr Abends. Um 11 Uhr war auch der Vater heimgegangen.

Am folgenden Tage wurden die beiden Leichen nach einem Grabgewölbe auf dem Gottesacker gebracht. Karl's Gesicht hatte sich im Tode sehr verändert (der Vater wenig); seine treue Rechte, die er mir so oft gereicht, hatte er gerade ausgestreckt und geschlossen; so lag er da, als wir ihn ins

Grabgewölbe trugen. Ich war der Einzige, der die Leichen dorthin geleiten konnte; das ganze Haus lag krank, Mama an einem nervösen Fieber, Gustav an einer Cholerine, Friedrike war von Schreck und Kummer zu Grunde gerichtet, das übrige Hausperſonal zitternd und bleich; auch von den Leuten war Einer von der Cholera ergriffen. Es waren ſchreckliche Tage, die wir nicht hätten überbringen können, wenn nicht alle Glieder des Dahl'ſchen Hauſes durch ihre aufopfernde Liebe und Treue uns jene Zeit erleichtert hätten, ſoweit ſolches nur irgend von Menſchen geſchehen kann.

Einige Tage darauf hielten wir dem Andenken der Lieben einen Trauergottesdienſt, wobei ich eine Lebensſkizze der Beiden gab, Collegienrath Ulmann Worte des Troſtes zu uns ſprach. Im Winter wurden die theuern Hüllen nach Sezzen gebracht und auf dem dortigen Kirchhofe beigeſetzt. Am 22. Februar 1849 war dort die Feierlichkeit ihnen zu Ehren. Paſtor Wagner, der zukünftige Hirt der Sezzenſchen Gemeinde hielt eine lettiſche Rede in der Kirche; darauf ſprach ich deutſch über die Worte Hiob's: Der Herr hat ſie gegeben, der Herr hat ſie genommen; der Name des Herrn ſei gelobet! — Dann zogen wir unter Geſang nach dem Friedhof hinaus: die Kirchenvormünder trugen ein großes gußeiſernes Kreuz voran, welches die Gemeinde dem unvergeßlichen Andenken des heimgegangenen Hirten und ſeines Sohnes geweiht. Das richteten wir auf; es blickt ſo frei und glaubensmuthig von der Anhöhe herab; man lieſt an demſelben den Namen des Vaters und ſeine letzten Worte: „Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Jeſu Chriſto zu ſein", auf der andern Seite Karl's Namen mit dem Wort: „Ich werde bleiben in dem Hauſe des Herrn immerdar." — Nachdem das Kreuz aufgerichtet, ſprach ich deutſch einige Worte über die Bedeutung des Kreuzes auf dieſem Grabe; der Amtsbruder Kahn aus Friedrichſtadt richtete einen Nachruf an ſeinen Freund und Beichtvater Heſſelberg; darauf ſprach noch Paſtor Stender aus Sonnaxt zu der lettiſchen Gemeinde.

Geſchrieben — Paul Seeberg, Paſtor zu Kremon, am 30. Mai 1849, und ich ward getröſtet durch die Schrift: Offenb. Joh. 7, 13—17.

Und es antwortete der Aeltesten einer und sprach zu mir: Wer sind diese mit weißen Kleidern angethan und woher sind sie gekommen? — Und ich sprach zu ihm: Herr, du weißt es. Und er sprach zu mir: Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel. Und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern, noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze. Denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.

Amen!

Aus

Karl Hesselberg's

dichterischem Nachlasse.

Das Lied vom frommen Hirten.

(1839.)

Von dem treuen Hirten höret!
War, wie er, kein andrer Hirte,
War so liebereich kein andrer,
Dieser war der beste Hirt.

Hatt' ein Haus an stillen Quellen,
Reich und sonnenhell und freundlich;
Liebe Kindlein hatt' er drinnen,
Blieb in seinem Hause nicht.

Seine Lämmlein zu behüten,
Seine Heerde zu beschirmen
Auf der großen weiten Haide,
Ging der fromme Hirte aus.

War ein Lämmlein in der Heerde,
In der Wüste sich's verirrte,
Sie so groß und weit und schaurig;
Hirte ging dem Lämmlein nach.

Dornen hemmten seine Wege,
Steine dämmten ihm die Pfade,
Ihm, dem liebevollen Hirten,
Felsen ritzten seinen Fuß.

Forste schaurig um ihn brausten,
Donner brüllten durch die Haiden,
Ging mit treuem Liebesrufe
Hirte seinem Lämmlein nach.

Fand es in der Wüste liegen,
Krank, zerschlagen, voller Schmerzen,
Heilte es mit lindem Balsam,
Bracht's auf seinem Arm zurück.

Lämmlein soll dem Rufe folgen,
Seines Hirten Ruf von weitem,
Folgen seiner Liebesstimme,
Lämmlein geht dem Hirten nach.

Seele, kennst du diesen Hirten?
Wohl, den Hirten will ich nennen!
Dein Erlöser ist's, dein Heiland!
Seele, geh' dem Hirten nach!

Hellas.

Rollt ab den Stein von Hellas' Schlummerstätte!
Das Grab eröffnet seinen alten Schooß
Und zeigt darin der Freiheit Todesbette,
Das kühlen Arms sie lange Tag' umschloß.
Noch klebt am Stein das Siegel und die Kette,
Womit die wilde Kraft das Grab verschloß;
Doch Fama ruft: O seht die Todsvermählte
Erstanden, daß sie Lebende beseelte!

Ein Engel sitzt in leuchtenden Gewanden
Des Wunders sinnend an der Grabesthür.
„Nicht bei den Todten such' sie, die erstanden!
O Hellas' Sohn, die Freiheit ist nicht hier!
Gebrochen hat der Herr des Todes Banden,
Erlösend rauscht ihr heiliges Panier!"
Als ich mich wend', schau' ich die heil'gen Züge,
Daß ich verehrungsvoll die Kniee biege.

Erläuternde Vorbemerkungen zum Rudolf Stüssi.

(1840.)

Das Zeitalter Rudolf Stüssi's stellt uns den beginnenden Verfall der Schweiz dar, und dieser spiegelt sich in ihren beiden Führern ab, Rudolf Stüssi, Bürgermeister von Zürich, und Itel Reding, Landamman von Schwyz. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß große Herrschertalente in Freistaaten gewöhnlich die Vorboten oder die ersten Ursachen des beginnenden Verfalls sind, wo nicht eine sehr feste Verfassung oder vorzügliche Mäßigung von ihrer Seite es verhindern. So war für Athen unter Perikles die Blüte seiner Macht und der Beginn seines Verfalls; so waren jene alten Römer Marius, Sylla, Caesar es für Rom und Stüssi und Itel Reding es für die Schweiz. Das Streben nach Herrschaft in solchen Geistern ist um so natürlicher, wenn sie die Mißbräuche einer schwankenden Volksherrschaft einsehen, und in sich die Kraft fühlen, sie ohne jene hemmende Macht zu verbessern.

So wie einst Sparta unter den Staaten Griechenlands hatte Schwyz unter den Eidgenossen als ältestes eidgenössisches Volk und gleichsam Stammhaupt eine gewisse Hegemonie erhalten, die sein kluger Landamman Itel Reding als altes Recht zu begründen gesucht. Zürich, die aufstrebendere Macht, obwol fast 50 Jahre nach dem Tage auf dem Rütli in den Bund getreten, auf Antrieb Rudolf Stüssi's, seines ehrgeizigen Bürgermeisters, hatte durch den regen Gewerbfleiß und eine freiere Verfassung eine Bedeutung und ein Ansehn erlangt, das Schwyz nicht zu weichen gedachte. Aber die Hauptursache des Bürgerkrieges war,

daß Rudolf Stüssi und Itel Reding sich mehr als Häupter ihrer Länder, denn als Bürger des großen Vaterlandes fühlten. Der Toggenburg'sche Erbfolgestreit war die nächste Veranlassung zum Ausbruche. Nicht altes Recht, aber alte Formen sprachen bei den Eidgenossen für Schwyz. Auch die alten ehrwürdigen Erinnerungen ihrer Väter, die gemeinsam erstrittenen Siege, die gemeinsam beschützte Freiheit waren ihm ein Anwalt in der Brust des Schweizers. Was hatte der spätere Eidgenosse Zürich für sich, der nicht bei Sempach und Morgarten mitgestritten und in reger Gewerbsamkeit und städtischem Verkehr den europäischen Staaten näher, so verschieden war von den einfachen Sitten der Hirten? Er und Stüssi's Geist schienen zu groß für ihren Frieden.

Der Heribann der sieben Völker erschien vor Zürich und der unglückliche Ausgang dieses Krieges war eine tiefe Wunde für Zürich und für die Schweiz; denn schwer verzeiht, wer Unrecht litt. Allerdings hätte Stüssi, wär' er mehr bedacht gewesen auf das Wohl der Schweiz als auf Zürich's Größe, durch Nachgiebigkeit diesen Krieg vermeiden oder nach ihm Frieden halten können; aber eines Charakters, so stolz und edel wie der seine, war es nicht würdig, besiegt zu thun, was er in seiner Macht unterlassen hatte. Sein tief schauender Blick erkennt das Verderben der Schweiz, er erkennt es in der Zwietracht, der Lauigkeit der Zeit. Sein Stolz untersagt es ihm, durch seine Demüthigung ein längeres Fortbestehn des morschen Staatskörpers zu erkaufen; er fühlt sich groß genug, aus den Trümmern des verfallenen einen neuen, schönern Bau hervorzurufen. Physische und moralische Kraft ist das Element seines Wesens; aus ihr gehen seine Ueberlegenheit im Rath und seine Heldentugenden hervor. Seine Rede ist gewaltig und klar, seine Handlungen rasch und kräftig. Seine Seele, von Natur offen, ist, oft getäuscht, mißtrauisch geworden; dies gibt ihm eine gewisse Zurückhaltung, die aber seinem Charakter nicht unpassend ist; doch ist sie oft schuld an einer gewissen Aengstlichkeit in geringern Unternehmungen. Im Großen ist er dagegen oft zu kühn und seine Pläne weit aussehend und bei aller seiner Lebensklugheit oft idealisch entworfen. Er ist Meister in großen Plänen, gleich groß als Staatsmann

und als Feldherr. Könige achten ihn; der deutsche Kaiser hat ihn in den Ritterstand erhoben. Den Uebermuth der Ritter Oestreichs weiß er zu ertragen und in die rechte Bahn zu lenken. Ein Bund mit Oestreich soll Zürich an die Spitze einer neuen Schweiz stellen, dann ein Kampf mit demselben die Unabhängigkeit des neuen Staatenbundes gründen.

Die Schweiz, in Gefahr zu sinken durch die Kühnheit eines Mannes, bewaffnet ihre rauhen Söhne; der neue Heraufzug ist verderblicher, als der erste; verheerend bricht er in die blühenden Marken; Schranken setzen ihm nur die Wälle Zürichs. Bei Hirzel und bei Freienbach siegt die Macht der Eidgenossen; dann zieht ihr Heer wieder über den Ezelberg zurück. Das Volk zu Zürich, erbittert über die Verheerung seines Landes, fodert laut Krieg und Rache, und Stüssi gewährt ihn. Da erschien aufs neue das Banner der sechs Orte (Bern war diesmal weggeblieben) vor Zürich. In nächtlicher Stille wird der Albis überstiegen. Der Morgen zeigt das Heer der Eidgenossen vor der Stadt. Schrecken und Wuth herrschten in ihren Wällen. Ein Theil des Volks ruft nach Waffen, Andere verbergen sich, mit jedem Augenblick wächst die Verwirrung. Vergebens suchen die Führer die Menge zurückzuhalten; ein blinder Wahn führt sie hinaus. Waffen tönet das friedliche Gefilde; sieben Banner flattern in der Luft; auf schlachtenmuthigen Rossen thront der Ritter Schar; am Lindenhange ordnet sich die Schlacht. Vor Allen pranget Stüssi; sein Geist regiert die Scharen. Die Schlacht hätte für Zürich gewonnen werden mögen; da flieht die Ritterschar; von den Morgensternen der Schweizer in Verwirrung gebracht, war sie von blindem Schrecken übermannt worden. Die Bürger, eingedenk des väterlichen Herdes, halten fest; aber eine Kriegslist Reding's, der 200 Jünglinge mit rothen Kreuzen in den Rücken Zürich's gesendet, die jetzt mit lautem Geschrei der Stadt zustürzen, bringt ihnen Verderben. Der Ruf: Flieh, Zürich, fliehe, wer da kann! bringt Unordnung unter sie. Ein dumpfes Gerücht, daß Zürich schon in den Händen des Feindes sei, geht durch die Scharen. Schon drang Konrad Rietler, der Bannermeister von Glarus, kühn voraneilend durchs Thor, da fiel das Gatterthor hinter

ihm und sterbend reichte er die Fahne hinaus. Noch stand Zürich; aber immer zahlreicher stürzten seine fliehenden Söhne den Thoren zu. Da gedachte Stüssi des Vaterlandes; mit erhobenem Schwerte stellt er sich vor die Sihlbrücke. „Halt, Bürger, haltet!" rief er mit erschütternder Stimme unter die Schaaren der Flüchtigen. Niemand stand, in wilder Unordnung wogte alles an ihm vorüber. Er allein hielt es seiner grauen Haare und seines frühern großen Lebens für unwürdig zu fliehen; als Wächter vaterländischer Freiheit stand er da. Drohend und ermahnend stand er, da sank er von eines Zürichers Spieß und über ihn flohen die Scharen. So fiel Rudolf Stüssi, der Schutz seines Vaterlandes, seiner alten Größe treu.

Skizze des Trauerspieles Stüssi.

Erster Aufzug.

Erste Scene. Auf dem Gipfel des Albis steht der Wächter. In Winkelried's Thälern erwacht der Nebel, von Tell's Capelle her rauscht dumpf der Abendwind, wie ein Vorbote großer Geschicke. Bewundernd schaut der Wächter auf die Wunder der Schöpfung, die ihm das erhabene Panorama vor ihm und unter ihm weist. Die Sonne sinkt hinab; die Sennen rufen sich den Scheidegruß von Berg zu Berg; Ahnung bewegt des Wächters Seele („mit Ahnen muß das Trauerspiel beginnen; Erfüllung ist sein Ende"; Bemerk. von K. H.) — Er sinnt über den Plan seines Herrn, der ihn hieher gesendet, um sofort zu berichten, falls Schwyzerscharen über den Berg zu klimmen versuchten.

Die Schwyzer! — Doch bei meiner Treu,
Kaum hört' ich, daß ein Wandrer je
Auf einem Saumroß diesen Pfad passiret.
(Er hört unten Waffen klirren; er will's nicht glauben.)
Vielleicht war's der Lawine Schall, die sich
Vom hohen Firne immer wachsend stürzt
Auf eine Alpenweide; s'war vielleicht
Ein kühner Alpenjäger, den die Nacht
An diesem unwirthbaren Ort befiel.

Man sieht mehre dunkle Gestalten den Berg hinaufsteigen. Der Wächter stellt sie zur Rede; fragt, wer sie seien. Sie stoßen ihn nieder.

Zweite Scene. Gothischer Saal im Stadthause zu Zürich; der Rath ist versammelt. Stüssi erklärt in einer Rede, wie die Grafschaft Toggenburg an Zürich verfallen, wie Schwyz aber solches streitig mache, wie es höhnend Zürich mit seinen Scharen zu überziehen drohe. Er schließt:

Wenn ihr
Noch freie Männer seid, bedarf es nicht
Des Rathes, und wenn ihr die freien Rechten
Gen Himmel hebt, ist Zürich Siegerin!

Alle Rathsherren schwören für Vaterland und Recht zu sterben, nur Wilhelm Brun schwört nicht, der nur von Frieden wissen will. Die Andern bestürmen ihn, des Vaterlandes Ehre und Wohl nicht zu verrathen. Er vertheidigt sich:

O daß ihr's nicht begreifet, nicht im Herzen
Noch eine Regung jener Wahrheit fühlt!
Daß ihr in Menschenwahn und Erdengröße
Die einz'gen Hebel eurer Staatskunst sucht,
In eiteler Vergrößrungssucht das Wohl
Des Landes nur beruhend meint, daß ihr
Provinzen nur und Städte zu dem Reiche
Zu fügen strebt und nicht an Höh'res glaubt!
Es gibt ein Recht, ein unverletzliches,
Das höher noch, als die Berechnung, auch
Die klügste eurer Staatskunst, ist,
Das einst ein strenger Richter eurer Thaten
Und der Beschlüsse, die ihr fasset, sein wird;
Doch nicht im Staube dieser Erdenwelt,
In der Berechnung eures kalten Geistes,
Müßt ihr das heil'ge Recht der Staaten suchen;
Nein, droben, dort im blauen Himmelsraume
Thront's hoch ob unserm niedern Erdenstreben,
Und wer mit Glauben es erfaßt und suchet,
In dessen Seele steigt es liebend nieder.

Und das Gesetz, das es die Herzen lehret,
Ist nicht die Ländersucht, das eitle Streben
Nach Gütern und nach niedrigem Gewinn,
Nein, Sanftmuth üben, heißt es, und vergeben.

Stüssi.

— — — — — — — — — —

Schön ist das Wort; doch schwer ist's auszuführen.
Wo allen Gliedern eines großen Bundes
Das Recht noch Recht, das Heil'ge heilig bleibet,
Da sproßt es fröhlich himmelwärts und findet
Im guten Boden gute Statt — — — —

Doch wo man
Den Krieg nicht scheut, geflissentlich ihn suchet
Da hilft kein neues Band, kein Bundeseid.
— — — — — — — —

Es geht da nicht mit schönen Worten, die
Von Recht man spricht, von Friedenhalten, auch
Das Recht muß seine Waffen suchen.

In diesem Sinne fährt Stüssi fort, er sieht eine neue Schweiz sich gestalten, sein Zürich an der Spitze; rauschender Beifall folgt seiner Rede.

Dritte Scene. Ein Bote meldet den Heranzug der Schwyzer, Brun spricht noch einmal beredt für den Frieden, Stüssi widerlegt ihn; der Friede sei schön;

Doch weil Zwietracht uns zum Antheil wurde,
Man wünschen nur des Streites Ende kann,
So ward dem Menschen ein Gesetz gegeben,
Das auch in seines Innern Tiefe wohnt,
Und das Gesetz, die Stimme, heißt die Ehre.
Die muß den Guten vor dem Bösen warnen,
Ihm sagen, wo der Duldung Ziel gesteckt.
Und wie dem Einzelnen sie ward gegeben,
So gibt es auch des Staates Ehre, wenn
Man als ein Ganzes ihn betrachtet.

Vierte Scene. Ritter Ulrich von Lommis tritt in den Saal, von Kopf bis zu Fuß gerüstet.

Stüssi.

Mein Uhli, du in vollen Waffen? Was
Bedeutet dieser Helm, das blanke Schwert,
Das drohend deine Seiten gürtet?

Lommis.

Es deutet Unglück dieser Stadt.

Darauf schildert er die Scharen der Eidgenossen, ihre Führer, ein gewaltiges Heer gegen Zürich; „doch unsre Waffen sollen's zwingen". Begeistert stimmen ihm die Rathsherren bei. Er eilt hinaus, um die Züricher zu sammeln. Stüssi entwickelt vor den andern Herren des Rathes die Lage der Stadt und wagt es, ein Bündniß mit Oestreich anzudeuten. Das erregt Unwillen und Tumult; mit Oestreich, dem alten Erbfeinde einen Bund schließen — das klingt zu neu. Einige wollen hinauseilen und gleich mit Schwyz Frieden schließen. Stüssi und der bedächtige Rathsherr Schwend wollen sie halten, jene rufen aber:

Dem Freunde Oestreichs sollen wir gehorchen,
Fort mit ihm! Freiheit Zür'ch und seinen Bürgern!

Endlich gelingt es Brun, die Gemüther zu beruhigen, Stüssi bringt die Versammlung wieder zur Sitzung; nur der Rath Meiß verläßt wüthend über den Verrath den Saal. Stüssi zeigt, wie Zürich nicht mehr Zeit habe, selbst zu rüsten, es müsse einen Bundesgenossen haben; der sei Oestreich; aber nicht dieses allein, sondern auch Straßburg, Burgund und viele Andere ständen auf Zürichs Seite; sei der Sieg erst da, so sei es auch die Freiheit; die neue Schweiz werde es mit Leichtigkeit den Bundesgenossen wehren können, sich zu ihren Herren zu machen. Die Versammlung tritt auf seine Seite; er heftet Allen rothe Kreuze an; nur Brun weigert sich dessen, geht tief betrübt hinaus, daß es so weit mit der Schweiz gekommen. — Monolog Stüssi's, wo er noch ein Mal sich den ganzen, großen Schritt, den er thun will, vorhält. Er schließt:

Doch was der Mann als gut und herrlich einst erkannt,
Setz' er sein Alles dran, es zu begründen,

Und wenn er schön das Schöne dann vollführt,
Wird er den Lohn im eignen Busen finden.

Zweiter Aufzug.

Erste und zweite Scene. Der Zürichersee; eine Fischerin fährt singend im Nachen; ein Hirt, ein Eremit gehen vorüber; die Schwyzer Hirten kommen und ziehen mit kriegerischem Gesang vorüber. Friedrich von Toggenburg tritt auf, er hat ein rothes Kreuz auf der Schulter, denn er steht mit Oestreich. Sehnend blickt er nach dem Toggenburger Gebirge, preist das schöne Erbe seiner Ahnen.

Dritte Scene. Der Bastard Johann von Toggenburg tritt auf; er bietet dem Friedrich Fehde an; da dieser aber erfährt, daß jener ihm nicht ebenbürtig, nimmt er sie nicht an. Wüthend stürzt Johann auf ihn, Friedrich vertheidigt sich und schlägt ihm das Schwert aus der Hand; der Kampf will sich erneuern, der Eremit kommt dazwischen.

Fünfte Scene. Agnes, des Rathsherrn Brun Tochter; Johannes, Stüssi's Sohn, ihr Geliebter, tritt ein; sie eilt ihm entgegen. Er ist gekommen, von ihr Abschied zu nehmen, denn er will in den Krieg; wenn er erst einen Namen haben werde, dann sei nichts mehr für ihre Verbindung von der Meinungsverschiedenheit der Väter zu fürchten. Agnes will ihn halten und spricht:

Du Heil'ge! Warum muß dieses Schwyz
Denn uns verderben, die es nie gekränkt?
Und unsre Liebe trennen, da sie kaum entstand?
O du, geh' nicht! Die düstern Mächte binden dich,
Eh' du noch deiner Freiheit dir bewußt wardst.
Ein Ideal muß sich der Jüngling wählen,
Dem folge er mit treuem Liebessinn!
Und auf das Bild, das er in seiner Seele
Als Höchstes träget, steh' sein Wirken hin.
Du aber hast noch nicht gewählt; dir steht
Das Schöne noch, die reichen Bilder all'
Einer verborg'nen Herrlichkeit noch offen.
Wähl' nicht, Geliebter, daß es dich gereue,
Denn einmal gibt das Schicksal nur die Wahl;

Wer sie versäumt, dem ist sie ohne Wiederkehr
Verloren und auf dem einmal gewählten
Steht ewig fest des Mannes Schicksalsgang.
O wähle nicht den rauhen Kriegerstahl,
Er kennet nicht des Mitleids zarte Stimme,
Denn ach, im kalten Erz wohnt kein Gefühl!
Die Wunde schlägt er seines Herren Brust
Und weinet nicht. Dein schönes Herz sollt' nicht
Dem Schwert gehör'n, das wollt' dein Schöpfer nicht,
Beglücket sollst du sein durch zarte Freuden,
Er pflanzt in uns der Liebe schönen Keim,
Daß ewig wir nicht von einander scheiden.

Johannes.

Nicht also, meine Agnes! Dich verführt
Das weiche Herz. Dem Jüngling ward das Schwert,
Mit starkem Arm der Jungfrau Recht zu schützen;
Uns ziemt's, dem Vaterlande Siege zu
Erfechten, unser Schwert vertheidigt euch.
Nicht unbekannt im blut'gen Schlachtgefilde
Sink' ich der Laune eines falschen Glückes,
Es winkt der Lorber mir in deinem Bilde,
Ich fessle kühn die Welle des Geschickes.

Agnes.

Und wenn du fällst, ein Opfer dieses Krieges,
Was werde ich allein, was ohne dich vermögen?
Wer wird die Jammernde, Verlass'ne trösten?

Johannes.

Vertrau' dem Schützer droben, der verläßt dich nicht!

Agnes (mit seelenvollem Blick gen Himmel).

Du Himmlischer, o schütze ihn und mich!

Sie ergreift in heftiger Bewegung die Laute und singt:

— — — — — — — —

Die Drommete ruft den Kampfessöhnen,
Schreckensvoll begleitet sie der Tod,
Hörst du, Jüngling, jene grausen Töne?
Blutig ist der Schlachten Morgenroth.

Einsam irre ich am Wasserfalle,
Oed' ist mir die heimatliche Flur;
Niemand horchet meiner Stimme Schalle,
Trauernd such' ich des Geliebten Spur.
Wenn ich sie dann nimmer wieder fände!
Wenn sie mich zu Grabesschatten führt!
Ach, den Kranz zerreißen deine Hände,
Der der Jungfrau zarte Schläfe ziert! — — —

Johannes.

Laß, o Theure, diese stillen Thränen!
Sie zerreißen des Geliebten Herz.
Ewig ist ja meiner Liebe Sehnen,
Unsre Herzen streben himmelwärts,
Dort den Seligen sich zu vereinen,
Wo ein schön'res Loos der Liebe blüht.
Laß dein Trauern, laß dein banges Weinen,
Ein Palladium zieht dein Bild mir mit.

Agnes sinkt ihm in die Arme, er drückt sie an sein Herz; dann eilt er hinaus.

Sechste Scene. Agnes; ihr Vater tritt ein; er sieht ihre innere Bewegung; er ahnt, aber ist zu zart, sie zur Enthüllung des Geheimnisses zu zwingen.

Siebente Scene. Stüssi in seinem Hause; Friedrich von Toggenburg tritt ein, gibt sich ihm zu erkennen; Stüssi sendet ihn zu der Witwe Toggenburg, daß er sich, dem letzten Sproß der Nebenlinie, der bisher in der Ferne verschollen gelebt, von ihr Abtretung ihrer Rechte erbitte; dadurch falle den Schwyzern auch der Schein des Rechts.

Achte Scene. Ritter, Hauptleute stürzen zu Stüssi herein und melden, das Volk lasse sich nicht mehr halten, schon habe es sich vorschnell in den Kampf verwickelt; er solle kommen, es zu beherrschen; sie eilen alle hinaus.

Neunte Scene. Wilhelm Brun in seinem Hause. Der Bastard von Toggenburg kommt, als Mönch verkleidet, zu ihm. Er sucht Brun als Friedliebenden zu fassen; er solle in der Nacht, wo die Thore ihm anvertraut wären, ein Thor den Schwyzern öffnen; wären sie so plötzlich Meister

der Stadt, so würde kein Kampf mehr möglich sein; der Bund mit Oestreich, der Zwiespalt der Schweiz würde gehoben sein. Brun weist den schändlichen Verrath mit Abscheu zurück: „Ich liebte Schwyz, weil's recht zu handeln schien; es will Verrath, die Liebe ist dahin!"

Zehnte Scene. Johann geht; ein Züricher, Zurkinden, den Stüssi wegen schmachvoller Uebergabe einer Burg ins Gefängniß hatte werfen lassen, bietet Brun seinen Dolch zum Dienst, um Stüssi bei Seite zu schaffen. Brun treibt den Elenden fort, der zu den Schwyzern zu gehen droht. Brun will an Stüssi schreiben und ihn warnen; er geht ab. Die Scene verändert sich; man sieht

Elfte Scene. ein Zimmer in Stüssi's Hause. Hildegard, Stüssi's Gattin, mit ihrem Sohne Johannes im Gespräch.

Johannes.

O Mutter, dieser liebe Stern des Auges,
Der freundliche Wächter meiner Jugendtage,
Das ist das helle, schützende Gestirn;
Am Himmel sucht's die Welt; ich aber hab's in dir.
Sehnt sich der ferne Sohn, den übers Weltmeer weit
Zu fremden Ländern trug das schnelle Schiff,
Oft nach der Mutterseele, der er seinen Kummer
Vertrauen möge, den geheimen Schmerz,
Und bricht in Thränen aus, wenn ihm das schöne Bild
Vorüberzieht und er es nicht erreichen kann,
Sollte der nahe Sohn denn nicht, der's täglich
In Mittagshelle wandeln sieht, es feurig lieben?
Der Alper ehrt den Boden seiner Berge,
Die heim'sche Erde, die ihn trug, gibt willig
Sein Leben dafür hin, und mächtig rühret ihn
Auf ferner Erde die Erinn'rung dran.
Was war er ihm? Ernährer blos und nur Besitz;
Du aber bist mir Alles, liebe Mutter,
Wo ist das Schöne, das du nicht verschönt?
Das Liebe wo, das mir nicht lieber ward durch dich?
Du süße Pfleg'rin, als ich hülflos war,
Pol-Stern dem Schiffer auf dem Meer der Jugend,
Dich, Mutter, liebe ich!

Hildegard.

Mein Sohn! Mein theurer Sohn!
Bin ich nicht glücklich auch in deiner Liebe?
Da wird das Opfer leicht, wo es so reiche,
So schöne Früchte trägt. Wohl hast du Recht,
Das ist die freundlich schöne Kunst im Leben,
Das Unterpfand des Glücks, das Weise auch
Umsonst gesucht, die offne Seele des Geliebten.
Daß der Gedanke, der im Herzen wohnet,
So offen dalieget des Freundes Herzen,
Als es der helle Mond liegt unserm Auge,
Wo sich in keiner ungeseh'nen Falte
Noch ein Geheimniß birgt, das ihm nicht auch gehöre.
Doch schön und heilig ist's, wo's Sohn und Mutter ist.

Johannes.

Wenn es so ist, und wenn denn kein Geheimniß
Ist unter uns, so weißt du es ja auch
Und zürnest nicht, daß neben deinem Bilde
Ein andres steht in diesem Herzen.
Kein fremdes soll es sein! Dir gleicht es ja!
Wie könnt' es anders sein? Wo fänd' ich eins,
Das schöner, treuer, seelenvoller wäre?
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Zwölfte Scene. Stüssi kommt; er spricht mit sich; er gedenkt dessen, wie er Zürich erhoben, wie es sich in seiner Kraft fühle und die Bewegung des Volkes sich seinem Zügel entreißen wolle, um ohne Leitung nur Verderben zu bringen.

— — — Soll dieser Plan der Größe scheitern?
An einem Steine scheitern, dieses Schiff
Voll reicher Glückesladung? Mißgünst'ges
Geschick! Du walltest feindlich; doch dem Mann,
Der nach dem Höchsten strebt, ist es vergönnt,
Mit dir auch in den Ring zu treten.

(Er wird sehr nachdenkend.)

Wilde Stürme!
Einst war es anders hier in diesem Busen!

Der Flüchtling Friede fand hier seine Freistatt,
Und das erstrebte Glück war noch in ihm.
Erinnerung, die ich seit Jahren mied,
Warum drängst du dich auf, da ein gewalt'ger Plan
Von deinem Ziel weit ablenkt meine Bahn?

(Weich.)

Stehst du noch, meine väterliche Hütte,
Und hebt sich friedlich noch dein ländlich Dach?
Strömst du noch deine Flut, wie sonst, du blauer See?
Nie schwimmt mein Nachen mehr auf deinem Spiegel.
Seid ihr wie sonst noch, wilde Gletscher von
Des Berges Rand, gethürmte Eiseszacken aus
Der Schöpfungszeit? Ich werde euch nicht mehr besteigen,
Die Herde geht allein, es rinnt der Quell;
Er, der aus dir schöpfte, ist jetzt groß und ist
Nicht glücklicher als einst bei dir.

Er erblickt seinen Sohn; dieser gesteht ihm seine Liebe und bittet um seinen Segen. Der Vater scheint geneigt, als er aber hört, es sei Wilhelm Brun's Tochter, die er liebe, sieht er die Partei des unzeitigen Friedens in sein eigen Haus dringen und sagt entschieden: nein! Vergebens fleht Johannes; Stüssi antwortet:

Du bist zu weich, kannst ihm nicht widerstehen!
Denn einen mächt'gen Anwalt find't im Menschenherzen
Der Friede; lockend ist sein sichres Haus.
Zum Frieden ist der Mensch geboren, nur
Das eigne Herz bezwingend, die Bestimmung
Des schönen Lebens, greift er zu dem Stahl,
Entreißt dem Kreis sich, dem er angehörte,
Und trägt das Schwert, zu dem ihn nicht der Schöpfer rief.

Vergebens bittet Hildegard; Stüssi ist unerschütterlich; kriegerische Musik ertönt; er eilt hinaus; der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erste Scene. Lager der Eidgenossen; Gesang und Gelage; jeder prahlt mit den Großthaten seines Ortes; Schwyz will als Haupt anerkannt sein; die Andern weh-

ren's den Schwyzern; es erhebt sich Tumult; ein alter Schwyzer will Frieden stiften; vergebens, da

Zweite Scene. tritt Johann der Bastard dazu und spielt mit schönen Phrasen den Herrn, wird aber tüchtig ausgelacht, er sei ein Fremdling im eignen Hause, er sei's auch ihnen; sie brauchten seiner Hülfe nicht und hätten wahrlich nicht viel an ihm; er solle gedenken, daß er von ihrer Gnade lebe. Wüthend geht er ab. Die Scene verändert sich, man sieht

Dritte Scene. Itel Reding, Landamman von Schwyz im Gespräch mit Zurkinden. Der rachedurstige Züricher bietet ihm seine Dienste an; Reding wendet sich mit Schaudern ab; doch jener weiß sich als wahrer Schweizer, als Tyrannenhasser zu geriren, weiß den Unterschied zwischen Krieg und Mord geschickt zu verwischen; schon schwankt Reding, da erwacht sein edler Sinn und er weist Zurkinden fort.

Vierte und fünfte Scene. Kriegsrath im Schwyzer Lager; die Anführer aller Orte stimmen für den Krieg; keine Gnade dem Zürich, das sich mit Oestreich verbunden; da tritt der Ritter Erlach auf im Namen Berns, das keine Krieger gesendet, und spricht für den Frieden; es lasse sich Alles noch ausgleichen, man solle Zürich zur Nothwehr nicht zwingen. Eben kommt ein Bote und meldet, der Bund zwischen Zürich und dem Markgrafen von Oestreich sei von neuem geschlossen. Voll Schmerzes verläßt Erlach die Versammlung; Reding vertheilt rothe Kreuze an 200 Jünglinge, die im Schlachtgetümmel, fliehenden Zürichern gleich, in die Stadt stürzen und Alles verwirren sollen; darauf sendet er seinen Sohn Itel an die Witwe Toggenburg, um ihr Erbrecht Schwyz zu erwerben.

Sechste Scene. Erwina, eine begeisterte Jungfrau, die für die Freiheit des Vaterlandes gegen Zürich die Waffen ergriffen, steht auf einem freien Platze neben dem Schwyzer Lager. Erlach naht sich ihr und bittet um ihre Liebe; sie will von einem Mann nichts wissen, der thatenlos und feig dem Untergang des Vaterlandes zusehe; sie habe sich's geschworen, nur Dem Gattin zu werden, der wie sie für die Freiheit gekämpft. Er weist sie darauf hin, wie er wohl

gekämpft im heiligen Lande, wie er den Ruhm der Schweizerwaffen im Kriege gegen Mailand wohl bewährt, nur dieser Krieg sei ihm ein Greuel, ein Frevel scheine er ihm; zudem binde ihn ein Schwur; da er einst von Bern nach Zürich gesendet worden, um Frieden zwischen Beiden zu vermitteln, sei man dem Schlusse nah gewesen, als Bern plötzlich von neuem losgebrochen; er habe sich da vor Zürichs Rath gestellt, daß ihm gethan würde, was sein Vaterland verschuldet; aber Zürich habe ihn unangetastet zurückgesendet. „Da schwur ich mir, das nimmer zu vergessen und niemals wider Zürich das Schwert zu führen." — Er schließt in tiefem Schmerz mit den Worten:

Ich hoffe nicht mehr, dich je zu besitzen!
Nach deiner Liebe darf ich nicht verlangen;
Dein Bild nur zieht mit mir, gleich wie das Bild
Des schönen Friedens, den ich heiß erstrebt
Und der wie du ein schöner Traum nur war.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene. In einem Klostergarten kniet betend vor der Mutter Gottes Elisabeth von Toggenburg, Witwe des alten Grafen. Itel Reding kommt, Abtretung ihrer Erbrechte an Schwyz zu fodern, sie schlägt ihm mit gerechtem Unwillen dies ab und ruft ihm ins Gedächtniß, was Schwyz seit dem Tode ihres Gemahls an ihr, der Verlassenen, Hartes gethan, wie es als Räuber schon mit ihr gehandelt und ihr nur der Zufluchtsort des Klosters geblieben; keine Drohung Itel's vermag sie zu erschüttern.

Dritte Scene. Friedrich von Toggenburg tritt zu der Gräfin; er gibt sich ihr zu erkennen, mit Freude wallt ihm ihr Herz entgegen, denn er ist Diethelm's Sohn, den sie unschuldig und treu geliebt; da sei durch Verleumdung die Strafe der Verbannung auf ihn gefallen, nun sieht sie seinen Sohn vor sich stehen; aber sie darf der Welt nicht mehr gedenken, die Hora ruft; Friedrich eilt, seinen Auftrag anzubringen; sie macht Zürich zur Erbin der Grafschaft Toggenburg.

Vierte Scene. Straße in Zürich. Stüssi im Gespräch mit seinem Gesandten Mörsperg, der von Frankreich zurückkommend ihm Hülfe zusagt von Seiten des Königs; auch der Kaiser wolle es mit Zürich halten, ebenso Burgund.

Fünfte Scene. Ein anderer Theil der Straße. Die Sturmglocke wird geläutet; Bürger, theils in Waffen, theils ängstlich umherlaufend, stürzen durch einander. Zurkinden schleicht sich, in einen Mantel gehüllt, herbei, um Stüssi, der auf seinem Schlachtroß naht, zu ermorden; Stüssi blickt ihn an, da wird der Mörder feig und schleicht bei Seite.

Sechste Scene. Saal im Zürich'schen Stadthause. Die Heerführer der vereinten Krieger sind versammelt. Einige von altem Adel wollen sich dem Hirtensohne Stüssi als Führer nicht unterordnen, vor Allen Heudorf, der ewige Feindschaft den Bauern geschworen. Ihm antwortet Ulrich von Lommis, selbst ein Edler:

Unwürdig Vorurtheil, das Schranken setzt
Dem schrankenlosen, allumfassenden Geiste!
Ist euer adeliges Wappen denn,
Das leicht zerbrechlich ihr in eure Schilder grabt,
In eurer Schlösser steinernes Gemäuer,
Die bald der Sturm der Zeit in Schutt zertrümmert,
Ist's besser denn, als jenes, das der ew'ge Gott
Dem Geist des Menschen aufprägt, dem unsterblichen?
Eur jammervolles, selbsterfund'nes Zeichen,
Das glaubt ihr ewig, aber jenes nicht,
Das Gott zum Stern in dunkler Zeit erschuf,
Den unendlichen Geist, der niemals stirbt?

Siebente Scene. Zimmer im Brun'schen Hause. Agnes am Fenster, ein schwermüthiges Lied singend. Johannes tritt ein. Die Liebenden im Gespräch werden von Brun überrascht.

Achte Scene. Zimmer in Stüssi's Hause. Er geht auf und ab, einen Brief in der Hand haltend; er hatte schon an den Menschen verzweifeln wollen, da beschämt ihn Brun's Edelmuth, er freut sich dieser großen Seele. — Johannes tritt ein; jetzt steht der Vater anders zu dessen Liebe; bald

darauf kommen Brun und Agnes; Stüssi tritt auf Brun zu und spricht:

Ich grüß' euch nicht mehr mit des Fremdlings Herzen;
Das heil'ge Band, das einst die Schweiz umschlang
Und in sich selber fest ihr Land begründet,
Der edle Sinn, der Fried' und Eintracht schaffet,
Er soll auch unsre Herzen heut vereinen.
Ich habe euch verkannt, mein edler Brun!
So laßt mich gut machen, was ich verschuldet,
Und nehmet hin die freundschaftliche Rechte,
Ein ewig Pfand des einst geschloss'nen Bundes.

Neunte Scene. Hildegard tritt hinzu.

Zehnte Scene. Im Schwyzer Lager. Itel Reding vernimmt von dem Sohne den Ausgang der Botschaft an die Toggenburg; es bleibt nichts übrig, als der Kampf. Er ruft seine Scharen dazu auf.

Elfte Scene. Eine Ebene bei Zürich. Der Eremit. Erlach; der Mönch tröstet ihn.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene. In Stüssi's Hause Agnes und Johannes. Abschied.

Zweite Scene. Alter gothischer Saal im Stadthause. Stüssi allein; sein Monolog schließt, nachdem er hoffend in die Zukunft geblickt, mit folgenden Worten:

Doch wenn dies nun mein letzter Tag? Wenn aus
Dem großen Werk der Tod der Schlacht mich riß,
(Gedankenvoll.)
Was wär' es dann mit meinen Schöpfungen?
Sie werden fallen, wie ihr Meister fiel!
(Lebhaft.)
Sie werden nicht auf diesem Schlachtfeld enden,
Zu sehr ist schon die Zeit mein eigen Erbe,
Das hinterlaß ich fremdem Geist, daß er
Ausführe, was ich wollte! — Und es wird geschehn,
Die Zeit wird kommen, wo es Alles sich vollendet.
Und wie im Busen auch ein stilles Ahnen

Mir unglücksdeutend spricht, ich zitt're nicht,
Denn einstens wird unter denselben Fahnen
Der Welt erstehn ein neues, größ'res Licht!

Dritte Scene. Stüssi. Hildegard.

Hildegard.

Laß, mein Gemahl, mich meine letzte Pflicht
Erfüllen, deine Seite mit dem Schwert zu gürten.
O, wär's ein Zeichen, daß du fröhlich wiederkehrtest,
Weil eine liebe Hand die Schleife flocht.
Viel tausend Thränen haben es genetzet,
Sie mögen es mit Zauberkraft begaben,
Daß siegreich es und unzerstörbar sei!

Stüssi.

Hildegard, du weinest? Dir, des Starken Gattin,
Dir stehn die Thränen schlecht! Du sollt'st dich freuen,
Daß der Gemahl zum Siege zieht.

Hildegard (schmerzlich).

Und wär's zum Tode?

Stüssi.

So ist's zum Tode für das Vaterland!
Auf meinen Schultern liegt des Staates Glück,
Sein Heil beruht auf mir, mir hat's vertraut
Den Feldherrnstab, die Führung seiner Heere,
Und sein geweihtes Banner trage ich.
Daß ich euch vor des Krieges Unbill schütze,
Mein eigen Selbst, mein Werk vor Untergang bewahre,
Zieh ich hinaus, du aber bange nicht!
Nicht eine ew'ge Grenze ist der Tod;
Es gibt ein Land, ich fühl's im tiefsten Busen,
Wo schöner die Geschied'nen sich vereinen.
So lange will ich als Erinn'rung in dir leben,
Bis du mir nachfolgest zu jenem Lande!
Jetzt lebe wohl, mein theures Weib, leb' wohl!

Brun tritt auf, gewaffnet; Stüssi umarmt ihn; die übrigen Feldherren und Ritter erscheinen; Friedrich von Toggenburg bringt die Antwort von der verwitweten Gräfin;

Stüssi benutzt sie, um den Muth der Seinen noch mehr anzufachen. Es erscheint eine Deputation des Züricher Rathes, an ihrer Spitze der greise Manesse mit dem Stadtbanner.

Manesse (indem er Stüssi das Banner reicht).

Das Vaterland reicht dir durch mich sein Banner,
Du sollst es tragen durch den Sturm der Schlacht;
Ein blutig großer Stern bist du uns aufgegangen;
Führ' glücklich aus, was du begonnen hast.
Mein graues Haupt verbietet mir die Schlacht,
Ihr Jüngeren, macht's aus! Du aber, Stüssi,
Du schwöre hier, das Banner treu zu wahren
Und nur im Tode es von dir zu lassen!

Stüssi.

Ich schwör's bei dem wahrhaftigen Gott! —
Du edler Greis, Du nimm aus meinen Händen,
Die Würde hin, die mir das Vaterland vertraut;
So lang die Schlacht noch währt, verwalte sie.
Dein graues Haar hat Weisheit dich gelehrt,
Wo fänd' ich einen Würdigern, als dich!

(Er überreicht ihm seine goldne Kette.)

Vierte Scene. Schlachtfeld; die Züricher werden geschlagen; Erwina, vom Kampfe ermüdet, setzt sich bei einem Quell nieder. Das Schlachtgetümmel kommt wieder näher; sie steht auf und sieht die Schwyzer geschlagen.

Erwina.

Das Banner Uri's fällt von eines Jünglings Hand,
Unsel'ger Anblick! Daß ich's sehen muß
Und einsam weilen an des Thales Quell!
Es regt sich krampfhaft in den müden Gliedern,
O Fahne, Schwert, seid treulich mit mir.
Doch sieh! Schon starrt ein Heer von Lanzen um ihn,
Er sinkt! Da ringt er sich mit Macht empor;
Der Tod verschont der lieblichen Gestalt.
Zur Seite streitet ihm ein hoher Held,
Wie eines alten Schweizers ist sein Anblick,
So groß, so frei und von so starkem Arme.

(Getümmel. Johannes und Brun erblickt man im Hintergrunde zu Pferde.)

Fünfte Scene. Ein andrer Theil des Schlachtfeldes. Im Vordergrunde St. Jacob an der Sihl, die Brücke über den Sihlbach und die Stadt Zürich mit ihren stolzen Domen. Ein Ritter liegt schwer verwundet auf den Stufen des Altars. Itel Reding naht; der Sterbende ist Bußnang, ein Züricher Ritter; Itel sieht ihn sterben und spricht:

Wie er so festhält den gekreuzten Griff des Schwertes,
Ein frommer Christ ging er zur Ewigkeit.
Der Tod ist schöner, als der schönste Sieg.

Er verhüllt ihn mit seinem Mantel und zieht weiter. Von der andern Seite kommen Stüssi und Lommis mit Soldaten.

Stüssi.

Ihr sagt, die Schwyzer flohn vor meinem Sohne?

Lommis.

Ihr Banner raubte er mit kühner Hand,
Da flohen sie vor unsern Lanzen.

Stüssi.

Er hat die goldnen Sporen wohl verdient.

Stüssi steht voll Trauer an Bußnang's Leiche; Lommis meldet, es sei ihnen eine Schar Krieger im Rücken, mit rothen Kreuzen bezeichnet, die der Stadt zustürzten; Stüssi meint, es sei die Besatzung der Uetliburg, die ihnen zu Hülfe ziehe. — Ab. — Zurkinden tritt auf:

Die Rache,
Sie hab' ich zur Geliebten mir erkoren,
Ein schrecklich Brautgeschenk hab' ich gelobt,
Den Mord des Feindes und den Fall von Zürch;
Denn beide hass' ich, wie das ew'ge Licht!
Das zarte Mitleid ist ein weichlich Laster mir,
Weil's Andern Tugend heißt; so abgesondert
Bin ich von dem Geschlecht der Menschen.

(Lärm hinter der Scene.)

Stimmen.

Fliehe, Zürich, fliehe, wer da kann!

Zurkinden (mit höllischer Freude).

Horch! Horch! Die Schwyzer sind's in Zürichs Rücken,
Schnelles Verderben bringen sie der Stadt.
In wilder Flucht löst sich das Zürcherheer,
Sie geben Rache mir an meinen Feinden.
Du schwarze Nacht und Höllentochter Rache,
Beflügelt jetzt den Schritt des Eilenden,
Daß ich zuerst die Fackel der Vernichtung,
Den Pechkranz werfe in den heim'schen Herd! (Ab.)

Erlach tritt auf; Erwina kommt von der andern Seite, sie freut sich, daß die Freiheit errungen und fährt fort:

Nicht ist's der Jungfrau werth, den fliehnden Feind verfolgen;
Wo's Kampf gilt, werd' ihr tapfres Schwert gefodert.
Du hast genug gethan, mein Schwert, du kannst nun ruhn;
Du hast erfüllt dein heiliges Gelübde.
Die Freiheit steht! Und die dich trug, sie kehrt
Zurück ins Thal, wird wieder, was sie war.

Erlach begrüßt die Siegerin. Er freut sich des kommenden Friedens, ob er gleich gekommen, wie er nicht gewollt; er sagt ihr auf ewig Lebewohl.

Sechste Scene. Vor der Stadt; Züricher fliehen durch das offne Thor, die Schwyzer unter des Bastards Führung verfolgen sie. Michel Graf, der Stadtschreiber in Oestreichs Solde, bietet vergebens Gold den Schwyzern, um sein Leben zu retten; er wird erstochen. Zurkinden legt Feuer an die Stadt. Friedrich von Toggenburg tritt dem Bastard entgegen; sie kämpfen, der Bastard fällt.

Siebenter Auftritt. Das Schlachtfeld verwandelt sich; im Hintergrunde erblickt man das brennende Zürich. Lommis, Feldhauptmann der Züricher, wird, schwer verwundet, von zwei Soldaten geführt.

Lommis.

Vergebens
Ist es, des Unglücks Hyder zu bekämpfen,

Nur eine Hoffnung wohnt in meiner Brust:
Lebt Stüssi noch, so darf ich nicht verzweifeln.

Soldat.

Es gehet das Gerücht, er sei gefallen,
Doch ist es nur Gerücht und ungewiß.

Lommis.

Mein Freund, sag' nicht, es sei noch ungewiß!
Das ist der Fluch der Welt, daß Unglück immer
Gewiß ist, nur das Glück ist ungewiß.

— — — — — — — — —

(Er wendet den Blick nach dem brennenden Zürich.)

Ha, sieh! Da lodert's auf in hellen Flammenzeichen
Und füllt den düstern Horizont! Das ist
Ein sichres Zeichen mir vom Himmel, daß er fiel!

(Er sinkt zusammen und stirbt.)

Stüssi (kommt herbei).

Wo ist ein Wall, des Unglücks Macht zu hemmen?
O zeigt mir ihn, ihr Himmlischen! Allenker du,
Der seine Wogen bricht, der es verwandelt! —
Ich find' ihn nicht im Sturm der Unheilsmächte! —
Ich habe nur mich selbst, mich zu erretten!
Bin ich so schwach, ich, der so Großes unternahm,
Daß eine Stunde Unglück mich vernichtet?
Und eine Stund' das Werk von dreißig Jahren?
— — — — — — — — —
Doch nicht
Anklagen will ich, wo ich handeln kann!
Mich soll die Furcht nicht jagen in das eig'ne Schwert;
Der Löwe stirbt im Kampf!

Stüssi vor Lommis' Leichnam; die Schlacht kommt heran; Getümmel; flüchtige Züricher fliehen über die Sihlbrücke der Stadt zu. Stüssi stellt sich vor die Brücke und Furcht und Achtung gebietend in seiner hohen Heldengestalt, hält er mit erhobenem Schwerte den Andrang der Flüchtigen auf.

Haltet, Bürger, haltet! Dieses ist
Der Tag; der über Eure Freiheit richtet!
— — — — — — — —

Umsonst! Sie fliehn,
In ihrer Brust spricht nur die bleiche Furcht;
Mein graues Haar soll man mit Ehre hier begraben,
Ich stehe hier, der Wächter meines Landes
Und wahre bis zum Tode meine Pflicht.

Zurkinden tritt auf in fester Rüstung und fordert Stüssi zum Kampfe.

Stüssi.

Bist du ein Geist, der aus der Hölle Tiefen
Entstieg, mein fromm Beginnen zu zerstören?
Wer bist du? Sprich! Doch nein, ich kenne dich.
Du, der sich in die Farb' der Nacht gehüllt,
Ich seh' dich auf dem Schlachtfeld blutig streichen.
Mein böser Engel bist du, und ich fürcht' dich nicht.

(Sie fechten; Stüssi fällt.)

Brun, Johannes und Friedrich von Toggenburg treten auf mit Fahnen in der Hand, hinter ihnen Hauptleute und Krieger; sie treten zu Stüssi's Leiche und stellen die Fahnen im Kreise um ihn her; Stüssi erwacht aus seiner Betäubung, er blickt um sich und wird die Fahnen gewahr:

Freundliche Fahnen, ich kenne euch! Ihr
Seid meines Zürichs Fahnen!
Nein, ich bin nicht besiegt! Mein Volk ist noch
Ein freies Volk; ich hab' es nicht in Unglück
Und schweres Leid gestürzt! Meine That
War rein! Mein Banner, ich hab' dich würdig
Geführt, ich ließ dich nicht bis in den Tod!

Er rafft sich auf und steht da, das Banner in der Rechten; die Flammen erlöschen; die Abendsonne sendet ihre letzten Strahlen.

— — — — — — — — —

Nein, kein vergebliches war mein Beginnen,
Einst wird es herrlicher euch wiederkehren;
Gestreut ist in der Zukunft Schoos die Saat;
Ich seh' ein helles Licht d'raus aufgehn dieser Stadt,
Das ferne Völker segnend überstrahlet.
Der alte Drache waffnet sich zum Streit,

Doch siegend tritt's hervor aus jedem Kampfe
Und dauert fort in die Unsterblichkeit!

Bei den letzten Worten sinkt er zurück und stirbt; die Fahnen senken sich leise auf ihn nieder; die Anwesenden knien stille betend um den Todten. In dem Augenblicke geht die Sonne in aller Pracht unter; ihre letzten Strahlen beleuchten das Antlitz des Helden; ein heller Hörnerklang geht über die Scene.

(Der Vorhang fällt.)

Heimatsgedanken.

(Aus Dorpat.)

Du in der weiten Ferne
Mir doch so liebesnah!
Wie denk' ich, ach, so gerne
An dich, Curonia!
Wie füllt mir Herz und Sinne
Dein vielgeliebtes Bild,
Daß mir in süßer Minne
Das Herz im Busen schwillt.
Du stehst vor meinen Blicken
So hehr und wunderbar!
Dürft' ich mein Lied nur drücken
Als Brautkranz in dein Haar.
Hier hält man mich in Banden
In einem düstern Kreis,
Wo ich mich unverstanden
Ein armer Fremdling weiß.
Wer will das Weh mir heilen,
An dem mein Herze krankt?
Den Schmerz, wer will ihn theilen,
Wenn mich nach dir verlangt? —
Wer will den Geist mir zügeln,
Wenn er sich nun entringt
Und wie auf Adlersflügeln
Zu dir hinüber dringt?

Siehst du die grünen Höhen?
Der Ströme stillen Lauf?
Und will dir's Herz nicht gehen
In Sehnsuchtsfülle auf?

Kannst du ihn noch bemeistern,
Der Liebe heißen Drang?
So laß dich, Herz, begeistern
Aus diesem Lebenstrank!
Da liegt an Friedhofs Thoren
Dein väterliches Haus,
Noch gehn zu seinen Thoren
Die Edeln ein und aus;
Doch ist's ein stilles Weben,
Ein reiner heil'ger Geist,
Als ob's aus diesem Leben
Hin in ein and're weist.
Dort ruhn die wackern Väter
Von ihrer Arbeit aus,
Es birgt vor allem Wetter
Sie nun ihr stilles Haus.
Dahin sehnt sich der Müde,
Wenn ihm das Herze bricht;
Liegt doch so süßer Friede
Auf deinem Angesicht!
Die heimatlichen Quellen,
Um die du lange weinst,
Sieh, wie sie freudig schwellen!
Sie strömen auch mir einst!
Sie sind die lieben Boten
Aus eines Herzens Grund
Und geben von den Todten
Dir ew'ges Leben kund.
Dort, wo die Ulmen ragen,
Am grüngewölbten Hang,
Da geht aus frühen Tagen
Noch eines Dichters Sang,
Da, unter rief'gen Bäumen,
Da lüft' ich meine Brust;
Da darf das Herz noch träumen
In angeborner Lust.
Dort blüht in treuen Herzen
Auch meiner Liebe Reich,
Umschlingt in allen Schmerzen
Ein Arm mich tröstend weich.

Ach, eine Blume drinnen,
Die schütz' vor Winters Macht,
Als wohnt' mein Herz da innen,
Als wär' ich's selbst, der wacht!

Bannerlied.

(Zur Zeit der Gefahr.)

Auf, auf zum heil'gen Märt'rerthum!
Der Herr will dich verklären!
Fahr hin, fahr hin, du ird'scher Ruhm,
Du Glanz der eitelen Ehren!
Nun trag', mein Volk, die Dornenkron',
Die ich zuvor getragen!
Der Purpur soll, wie mir, zum Hohn,
Dir um die Schultern schlagen.
Du sollst mit Schmach begossen sein,
Gesunken vor den Leuten.
Und führ' ich dich in Schand' hinein;
Du sollst nicht widerstreiten!
Du sollst, mein Volk, geschlagen sein
Und deine Schläge leiden!
Gedenke d'ran: Die Rach' ist mein!
Ich will für dich entscheiden.
Dich, kleine Herde, führ' ich noch
Hinaus zu hohen Siegen,
Und woll'n sie nicht, sie müssen doch
Nach meinem Wort sich fügen.
Ich will in Zion mein Panier
Ob aller Welt erheben,
Und will dir, das verheiß' ich dir,
Ein reiches Erbtheil geben.
Dann will ich dich, mein Eigenthum,
Vor Allem herrlich ehren
Und dich mit meinem eignen Ruhm
In meinem Reich verklären!

Der Künstler und die Zeloten.

Ein Künstler war im fremden Land,
Der sich zu Christi Jüngern zählte;
Der schuf einst mit geübter Hand
Ein hohes Bild, das ihn beseelte.
Und sieh, es wird, was ihn erfüllet,
Er schafft mit Eifer früh und spät,
Doch blieb die Staffelei verhüllet
Für Jeden, der voll Neugier späht.
Das hörten Priester an dem Orte,
Als Brüder ihm im Herrn vereint,
Die treten flugs vor seine Pforte,
Und sprechen, bitterlich gemeint:
„Hast du den Herrn so ganz verloren,
Daß du des Herzens Selbstsucht dienst?
Zum Götzen — dir die Kunst erkoren,
Die du mit sünd'gen Opfern sühnst?
Ist das der Pfad der Buß' gewesen,
Um deine Sünden zu bereun,
Daß dich statt Psalm- und Predigtlesen
Die eignen Werke nun erfreun?
Daß statt der Bilder der Propheten —
Die eigne Schöpfung dich entzückt,
Und, statt in brünstigen Gebeten,
In Farben sich dein Geist verstrickt?
So nährest du den eitlen Sinn,
Des Satans Werk, das dich verderbet,
Und zeigst, wie reich der Fleischessinn
Von Adam — sich auf dich vererbet.
Laß, Künstler, ab! Die Kunst ist Trug
Und arge List der bösen Geister." —
Doch lächelnd hört den strengen Spruch
Der Weisen Israel's der Meister.
Der Ahnung seliges Empfinden,
Das ihm die Brust zum Tempel schwellt,
Sie hatte ja den armen Blinden
Ihr düst'res Bethaus nie erhellt.

Drum mocht' er nicht sein Werk entschuld'gen,
Er sprach nur eins mit mildem Sinn:
„Laßt mich in meiner Art Ihm huld'gen,
Dem ich, wie ihr, ergeben bin!" —
Die Eif'rer flohn auf Bußewegen,
Der Künstler stand zur Staffelei;
Verheißend sprach ein reicher Segen,
Daß es dem Herrn gefällig sei.
Und endlich war das Werk vollendet,
Da fiel das deckende Gewand;
Bewundernd, schauend, hingewendet
Zu seinem Bild die Menge stand.
Denn sieh', der Herr! — Um Ihn gegossen
War milder Hoheit Wunderglanz,
Und Strahlen ew'ger Gottheit flossen
Um seine Stirn zum Glorienkranz.
Und Jeder, der zum Bilde kam,
Beugt Herz und Kniee zum Gebete.
Es war, als wenn gar wundersam
Von ihm der Geist des Herren wehte.
Auch eine Mutter trat heran,
Ihr zartes Kind auf ihren Armen:
„O schau, mein Kind, den Heiland an!
O schau dies Antlitz voll Erbarmen!"
Und als das Kind dies angeblickt,
Da Lieb' und Gnade freundlich walten,
War ihm das Bild ins Herz gedrückt,
Es hat es ewig d'rin behalten.
Und still gerührt der Künstler steht
Und schaut den reichen Heilandssegen.
Die Lippen flüstern ein Gebet:
„Herr, führe mich auf deinen Wegen!"
Der Künstler schuf noch manch' Gemälde,
Wohl murrete die Klerisei;
Doch, daß er zu dem Herrn sich zählte,
Das stand dem gläub'gen Künstler frei.

Dichterleben.

An des Stromes Ufer sinnend
Hing ich den Gedanken nach;
Ewig gehend, nie verrinnend
Wallt zu Füßen mir der Bach.
Von geheimer Macht umwunden
Schaut' ich meines Denkens Bild,
Wie die Wellen rannen Stunden
Und das Maaß der Zeiten schwillt!
Düster um des Himmels Reine
Legte sich Gewitternacht,
Düster um die eig'ne Seele
Hing die Schwermuth ihre Nacht.
Plötzlich durchs Gewölk verklärend
Trat der Vollmond herrlich, mild!
Und ich rief in freud'gem Schauer:
„Das ist Dichterlebens Bild!"
Denn der Menschheit volles Sehnen
Faßt er in die eig'ne Brust.
Ringt den heißen Kampf in Thränen,
Seines Schmerzes sich bewußt.
Und wenn seine Kräfte wanken,
Aufgelöst im Riesenschmerz,
Tritt ein herrlicher Gedanke
Von Versöhnung in sein Herz.

Dichters Einsamkeit.

Auf wilden Hochlandsbergen traurig
Da steht ein alter Riesenbaum,
Die Blätter gehn im Winde schaurig
Und decken ihm die Blöße kaum.
Des Dichters Freunde sprachen leise:
„Du armer Baum auf nackter Haid'!
Du bist mit deiner schaur'gen Weise
Ein rechtes Bild der Einsamkeit."

Und lächelnd hört's der Sohn der Lieder,
Der schweigend bei den Freunden steht!
Bald eilen in das Thal sie wieder,
Wo einsam gleich ein Weinstock steht.
Um ihn schlingt dunkles Laub der Reben
Den weichen Arm, ein liebend Weib,
Und treuer Liebe voll umgeben
Die Kinder ihres Vaters Leib.
Der Wind trägt Duft von blühnden Ranken,
Von glühnden Früchten Glanz ihm zu,
Ein Herz in lieblichen Gedanken,
So steht er da, in schöner Ruh'.
Wir sanken auf den grünen Rasen,
Auf den er Laub und Blüten streut.
Ich schrieb und meine Freunde lasen:
„Das ist des Dichters Einsamkeit!"

Der verbannte Sänger.

Wer sitzt dort auf dem Steine,
Das Haupt gedankenschwer?
Und schaut vom moos'gen Sitze
So melancholisch her?

Es ist der alte Sänger
Mit seinem weißen Haar;
Ihn trieben frevle Dränger
Vom Herd und vom Altar!

Der Sänger hob im Leide
Sein Leid zu singen an,
Doch sproßt' ihm süße Freude
Aus seinem Lied' heran.

„Ihr grimmen, grimmen Feinde,
Was hab' ich euch gethan,
Daß ihr so zornig fahret?
O sagt es mir nur an!

Die Kirche Christi hab' ich
Mit meinem Lied gebaut,
Und kranke Herzen lab' ich
Mit einem heil'gen Kraut.

Ich sing' von Tod und Schmerzen,
Das stillet jeden Schmerz!
Ich führ' erbet'ne Herzen
Im Jubel himmelwärts.

Ihr habet mich verstoßen,
Ihr habet mich verbannt!
Ich bin nun ausgeschlossen
Aus meinem Vaterland.

Ich armer Greis, ich wand're,
Ich wand're in mein Grab;
Ich habe keinen Andern,
Herr Christus ist mein Stab!

Ich ruh' auf Jakob's Steine
Und träume süßen Traum,
Und wenn ich hungernd weine,
Fliegt Eli's Rab vom Baum.

Zur Nacht oft im Gebete
Mir Jakob's Streiter steht;
Zur Zeit der Morgenröthe
Da segnet er und geht.

Ich singe meine Lieder,
Wie sie der Geist mir gibt;
Ich kehre nirgends wieder;
Es segnet's, der mich liebt.

Ich will ja nimmer weilen,
Ich zieh' ja gerne aus,
Und will nun freudig eilen
In meines Vaters Haus.

Weltdichtung.

(Beim Lesen des Byron entstanden.)

Der Geist des Liedes hat gewaltet,
Vom Herrn gesandt zu aller Zeit,
Der Mensch gestrebt, wie er entfaltet
Des Liedergeistes Herrlichkeit.

Ein Sehnen war's und heißes Ringen!
Durchschüttert hat es schon die Welt,
Daß oft bei eines Sängers Singen
Lichtvolle Ahnung sie erhellt.

So oft den Funken sie geschlagen
Durch ihrer Dichter hohen Sinn,
So oft tritt mit den höchsten Fragen
Sie vor den Thron der Wahrheit hin.

Es flehen ihre heißen Triebe,
Ihr wildverlangendes Gefühl,
Die ringende Titanenliebe,
Die Arme ausgestreckt zum Ziel.

Erfüllung flehen ihrem Sehnen
Und Antwort ihren Fragen sie,
Dem Sturm der wildbewegten Töne
Die friedensvolle Harmonie.

Das wollen ihre Lieder schaffen,
Dahin geht ihrer Geister Flug,
Und, schmücken ihre Helden Waffen,
Nur dorthin geht ihr heil'ger Zug.

Doch keine Kraft, sich hinzutragen,
Sich d'ran zu hängen, keine Macht!
Sie ist unsterblich nur im Fragen,
Sie hat nur Morgenroth und Nacht.

Wem ist in seiner eig'nen Brust
Der volle Tag je aufgegangen?
Wer hat gewollt Erfüllungslust
Und mehr geathmet denn Verlangen?

Doch steht der Tag schon da im Prangen,
Der Morgenroth und Nacht beschließt,
Doch ist die Antwort schon ergangen,
Die jeder Frage Sinn erschließt.

Doch ist der Liedergeist entfaltet,
In wundervoller Harmonie,
Und herrlich die Erfüllung waltet!
Sie aber, ewig suchen sie.

Der Atheist.

Der Felsen hebt sich wild und öde
Am nackten Inselstrand,
Die kalte Stirn ihm unbeschattet,
Das Antlitz sonnverbrannt.

Er ist entleert von allem Leben
Bis in den tiefsten Grund;
Rings öffnen quellenlose Grotten,
Wild gähnend, ihren Schlund.

Nicht eine Pflanze darf ihn schmücken,
Nicht ein Gedank' der Lust,
Und nicht ein Lebensschlag erquicken
Die lebenslose Brust.

So steht er, seinen Gott verklagend,
Der ihn so öde schuf,
Nachspottend läßt am Strand verschlagen
Das Echo seinen Ruf.

Nur selten, wie ein Lichtgedanke,
Der durch die Schwermuth bricht,
Umflattern ungewiß im Fluge
Ihn Möven weiß und licht.

Und wie der Alte riesenhäuptig,
So steht auf ihm ein Mann,
Der blickt, als wenn er mit ihm fühlte,
So düster himmelan.

Er mag des Friedens nimmer achten
Auf blauer Spiegelflut,
Die Stirn umglänzen nahe Stürme,
Den Blick Gewitterglut.

Nicht ein Gedanke mag ihm rühren
Das wilde, große Herz,
Er blickt als wie ein nicht Geschaff'ner
Zum Schöpfer himmelwärts.

Er hebt die wilde, große Klage
Mit großer Stimme an
Und drängt die furchtbar hohe Frage
Ans Herz des Richters an:

Du, der der Welt sich hat verkündet,
Dem Herold und Prophet —
Erscheine, wenn du bist in Wahrheit,
In Kraft der Majestät!

Doch ob du bist — daß ich es frage!
Der Felsen kündet dies!
Denn wärest du — wie du verkündet —
Er wär' ein Paradies!

Nun übe dich an deinen Knechten!
Du Herr aus ihrem Hirn!
Ich biete dir und deinen Rechten
Zur Rache meine Stirn!

Ein Herz entleert von Wahn und Glauben,
Das nicht mehr hat, als sich.
Erschienener, kannst du erscheinen,
So offenbare dich!

Der Vorhang reißt — der Herr erwidert
In Kraft der Majestät!
Der Felsen schwankt, im Grund erschüttert,
Als ob er Gnade fleht.

Der Frevler sinkt vom Blitz getroffen,
Wild ringend mit dem Tod;
Die Wellen trugen ihn zu Grabe,
Geoffenbart ist Gott!

Der Geist der Wüste.

Die Wüste — dehnt sich grabesstille
Dort unterm rothen Sonnenbrand,
Sie trägt nicht diese Strahlenfülle,
Ihr Flammenkuß hat sie verbrannt.
Ihr Athem ringt, ein heißes Flehen,
Sich aus dem glühnden Busen los
Und prallt, von den verschloss'nen Höhen
Nur heißer in den Mutterschoos.

Nun fällt, wie eine letzte Klage,
Der letzten Palme dürres Laub,
Der Quelle Herz wird träg' im Schlage
Und stockt — und wird ein wenig Staub.
Und hoffend tritt der Wand'rer hin,
Und sieht — und schweigt — und sinkt dahin;
Rasch kommt der Sturm, als hätt' er Flügel
Und setzt dem Todten einen Hügel.

Und wo die letzte Quelle lebt,
Da steht voll Trotz der Geist der Wüste,
Von wilder Qual die Brust durchbebt,
Auf seiner Stirn ein heiß' Gebrüste:
Sein glühndes Auge hebt sich auf,
Und wie es drohend Zorn erröthet,
Da steigt der Samum röthlich auf
Und wandert übers Land und tödtet.

„Nicht leben können! — ruft er wild,
Nicht ohne dich? — Du Geist im Himmel!
Wo aus der Erde Segen quillt,
Wo um mich kreist ein bunt' Gewimmel,
Wo mir, dem Herrn, sie endlos schafft,
Und auflebt in der Sonne Küssen,
Da — dir allein, dir dienen müssen!
Ha! Ich schaff' auch — in eig'ner Kraft!"

Er reckt den Stab, ruft überlaut:
„Erschein', Geschaff'nes, meine Freude!" —
Und sieh — ein stachlicht bitter Kraut
Erscheint im häßlich engen Kleide.
Er sieht es an und er erblaßt.
Doch ruft er: „Blühe auf!" in Hast.
Da faßt die Sonn' es im Erblühen
Und küßt es — und er sieht's verglühen.

Er sieht es lang, die Faust geballt.
Sein Trotz wird welk, wie eine Blume,
Und das Gefühl der Allgewalt
Durchzuckt ihn zu des Ew'gen Ruhme!
„Ja, ich erkenne deine Macht!"
Ruft er mit ausgestreckten Armen,
„Was du mir gibst, es ist Erbarmen!
Du kleide mich mit einst'ger Pracht!"

Und sieh! Als rief der Herr sein: Werde!
Als schlöss' sein unbegrenztes Herz
Den Himmel auf der durst'gen Erde,
Die an ihm hängt im Todesschmerz,
Umschattet er mit reichem Regen
Der Stirne Brand, der Wange Glut,
Und friedlich legt ein voller Segen
Ums kranke Herz ihr kühle Flut.

Die Erde trinkt die vollen Wogen
In einem langen tiefen Trunk!
Und Himmelskraft ist eingezogen;
Sie ist an seiner Gabe jung.
Sie fühlt den Geist der ersten Liebe,
Der schöpferisch die Brust durchschwellt.
Ihr Fühlen wird ein reiches Schaffen
Und lebt als jugendliche Welt.

Da steigt der jungen Rosen Fülle,
Erröthend wie im Liebesdrang,
Und Sarons Blume, licht und schlank,
Hebt sich die Lilie hoch und stille.

Ihr blaues Glaubensauge schlägt
Die Winde auf, so tief bewegt;
Und aus dem Kelch, der Purpur glühte,
Flammt Dankesglut die Cactusblüte.

Der Quelle Herz klopft überlaut,
Als einer liebestrunk'nen Braut,
Und jauchzend ziehen mit Getöne
Dem Weltmeer zu der Quelle Söhne.
Und unter jungen Palmenhügeln
Da ruht der Pilger frommer Zug,
Und drüber geht auf lichten Flügeln
Der heil'gen Taube sanfter Flug.

Ein Jüngling wandelt durchs Gefilde,
Sein schönes Antlitz ist beseelt,
Die Züge sind nun weich und milde,
Und heil'ger Ernst der Lust vermählt.
Und sinnend zieht der Geist die Pfade;
Hebt dann die Hände auf voll Dank,
Und das Gefühl der jungen Gnade
Durchschwellt sein Herz mit süßem Drang.

Doch wie nun reicher ohne Schranke
Erblüht der Wüste Herrlichkeit,
Entdämmert leis' ihm der Gedanke:
„Ist nicht aus dir dein schönes Kleid?
Sind's nicht der Erde junge Träume,
An ihrem Herzen aufgelebt?
Still pflegte sie die holden Keime,
Bis sich die junge Schöpfung hebt.

Ich danke dir, du Geist da droben!
Du hast ihr Leben angefacht,
Bis sich mein blühndes Reich erhoben!
Nun herrsch' ich fort in eig'ner Macht!"
Er spricht's und hebt sein stolzes Auge
Voll Machtgefühl zum Himmelszelt;
Die Wüste bebt in seinem Hauche
Und fühlt den Herrn der jungen Welt!

Doch sieh! Mit glühend heißen Strahlen
Senkt sich die Fülle ew'gen Lichts.
Die Erde zuckt in Todesqualen
Und ihre Schöpfung sinkt ins Nichts.
Da, an der schwarzen Knochenstätte,
Ein Todesengel, steht der Geist
Und nicht mehr beugt er zum Gebete
Das Herz, das ihn vom Schöpfer reißt.

So ringt mit Gott die Creatur,
Sich ihrem Schöpfer zu vergleichen,
Und fühlt die sterbliche Natur
Und hat nur Fleh'n, ihn zu erweichen.
Doch wenn die Liebe uns versöhnt,
Weh' Dem, der sie voll Trotzes höhnt,
Vom Quell des Lichtes losgerissen
Selbst herrscht in eig'nen Finsternissen!

Die Zigeunerbande.

(Tableau.)

Im Schweigen tiefer Waldesmitte,
Im Nebelthal, am wilden Ort,
Steht schaurig die Zigeunerhütte,
Ein nächtiges Geheimniß, dort,
Von schwarzen Föhren überhangen,
In ew'ger Dämmerung befangen.
Der Rabe breitet sein Gefieder
Und schwebt im Kreise räthselhaft,
Der Sturm heult seine Klagelieder
Der ruhlos langen Wanderschaft;
Als brächt' er ihnen grause Träume,
So schütteln sich die alten Bäume.
Das faule Moosdach schwankt und stöhnet,
Als wäre es vom Schlafe schwer;
Und drob' der Fichte Seufzen tönet
Wie eine alte, grause Mähr',

Als wollte frei sie auserzählen,
Was diese Wände still verhehlen.
Und überm Thale siehst du stehn
Ein schwarzes Kreuz auf stillen Höh'n;
Da muß der Wand'rer sich gesegnen,
Soll ihm nichts Uebeles begegnen.
Da drüben der Zigeunergreis
Zieht murmelnd seinen Zauberkreis.
Und vor der Hüttenthüre schlagen
Die wilden Flammen kräftig auf.
Und gelbe, bärt'ge Männer tragen
Viel dürres Reis davor zu Hauf,
Die Flammen schürend und erneuend
Und an der lohen Glut sich freuend.
Und leise theilt sich das Gestrüppe,
Scheu blickend ein zerlumpter Mann
Auf hohem, magerm Roßgerippe,
Das unter ihm kaum schleichen kann;
Er wirft mit fröhlicher Geberde
Hin einen reichen Raub zur Erde.
Das theilt der Trupp der Raubgesellen,
Die an das Feuer sich gesetzt
Und, roher Freude voll, im Hellen
Am Knochenspiele sich ergötzt;
Sie streiten, raufen, daß es dröhnet,
Ein ungeschlachter Witz versöhnet!
In wildem Reigentanz verschlinget
Im feuchten Hag sich eine Schaar,
Man dreht der Sitte bar und schwinget
Sich, aufgelöst Gewand und Haar;
Schwermüthig durch die Luft im Hage
Tönt drin der alten Blinden Klage.
Die kecken, gelben Knaben lassen
Mit Kauz sich aufs Versteckspiel ein,
Mit Waldblumketten And're passen
Auf Fuchs, den Feind, und bring'n ihn ein
Zur schrumpfen Alten, die ihr Kraut
Im gift'gen Teufelskessel braut.
Ein blasses Kind sitzt der zur Seite,
Das Auge blau und blond ihr Haar,

Doch bleich, als wär's von tiefem Leide,
Sie bebt so scheu der wilden Schaar.
Der Wind bläst kalt — sie darf's nicht sagen,
Sie bebt und schweigt — und keine Klagen —
Doch will's der Alten endlich scheinen,
Wie sie in ihren Kessel spricht,
Als hörte sie ein stilles Weinen:
„Verwöhntes Ding!" — „O zürne nicht!
Mir war's, als ob die Mutter käme
Und ihre Stimme ich vernähme.
Als säng' sie mir die alten Lieder
Und küßt', wie einst, mir Stirn und Mund,
Als käm' das Brüderchen mir wieder,
Brächt' gold'ne Aepfel mir zur Stund',
Als käm' ich in den schönen Garten,
Wo mein die Blumenschwestern warten.
Hier ist es kalt, muß ich vergehen!
Die Blumen sterben auch so bald;
Ich möchte wol mit ihnen gehen
Und sähe Mutter und Bruder bald!"
— „Schweig, dummes Kind! Hast du nicht fein
Die gelben Knaben zu Brüderlein?"
Das blasse Kind, das schweigt wol stille
Und drückt die kranken Augen zu.
Da tritt in süßer Liebesfülle
Ein gold'ner Traum in seine Ruh'.
Doch eine Weile darf's allein
Mit Mutter und Bruder und Schwestern sein.

Bussgebet des Meeres.

An grauen Felsenküsten geht
Der Meerstrom seinen Gang
Und hält sein brausend Machtgebet
Zu Meister Sturms Gesang.
Er hat den Tag sich wohl gemüht
Mit Well'- und Wogenschlag,
Da geht ihm Abends durchs Gemüth
Auch manche Sünde nach.

Von manchem Schiff tief in der See,
Von manch' versenkter Stadt,
Von Menschenschmerz und Menschenweh,
Das er verschuldet hat.
Nun thut er auf den weiten Mund,
Die Sünde zu gestehn,
Und läßt bis in des Herzens Grund
Sein banges Inn're sehn.
Da thut der Herr von Himmelshöhn
Die Sternenaugen auf,
Vergebung ist ihm da geschehn,
Und stille wird sein Lauf.

Rechtfertigung.

Trotz aller meiner Sünden,
Soll man gerecht mich finden,
Geht's nur bis Gottes Thron.
Ob Alle mich verklagen,
Darf ich doch kühnlich sagen:
Für mich steht Gottes Sohn! —

Der steht mit seinem Blute,
Das er einst mir zu Gute
An seinem Kreuz vergoß.
„Den Zorn hab' ich gestillet,
Hab' das Gesetz erfüllet,
Spricht Christus, du bist los!

Mein blutiges Verdienen,
Das muß den Vater sühnen,
Und lösen deinen Bann.
Hat's doch dem Richter lange
Ob solchem Fluch und Zwange
Im Herzen wehgethan.

Drum sieht er mich so gerne
Und hat mich schon von ferne
Zum Bürgen dir bestellt,
Daß ich mußt' theuer lösen
Vom Fluch ob allem Bösen
Die hochverschuld'te Welt.

Du darfst nur kühnlich treten,
Scheint er im Zorn zu reden,
Vor Gottes Angesicht.
Bürgschaft ist schon gegeben!
Was suchst du noch, mein Leben?
Die Lieb' hält nun Gericht.

Und wenn dich Kläger schrecken,
Will ich dich gleich bedecken
Mit meinem blut'gen Kleid.
Wenn Menschen dich mißhandeln,
Will ich dir's Kreuz verwandeln
In lauter Herrlichkeit.

Drum halte dich nur stille.
Ich schwör's, es ist mein Wille,
Du sollst mein Nächster sein.
Dein Erb' ist ungemessen —
Magst Alles nur vergessen,
Ich will dein eigen sein!"

Gärtnerin Seele.

Seele ist Gärtnerin;
Muß der Blumen im Garten,
Der Gefühle warten;
Wahret sie sorgsam darin.
Niemand im stillen Haus
Gehet ein oder aus,
Glücklich ist sie allein in der Stille
Durch die eigne, unendliche Fülle.

Endet die Ruh'! — Nun trägt sie
Aus dem einsamen Haus
Ihre Blumen hinaus,
Stolze Erwartung bewegt sie!
Aber eisig kalt
Geht des Sturms Gewalt,
Und, vor den frostigen Weltgedanken
Müssen die Seelenblumen erkranken.
Deines Inneren Fülle,
Sprießt sie fröhlich ans Licht,
Warum birgst du sie nicht,
Seele, in heiliger Stille?
Draußen ist's düster und kalt,
In dir ist Himmelsgewalt;
Baust du mit reinen, heiligen Händen,
Magst du dein Eden in dir vollenden.

Sehnsucht nach dem Freund.

Du armes Herz voll Leid und Lust,
Wie bist du doch allein!
Du sehnst dich nach des Freundes Brust
Und mußt doch einsam sein.

Du willst ein Herz, daß so wie du
Durch Lieb' erst völlig ist,
Das nur im Andern habe Ruh'
Und sich in ihm vergißt.

Du bist in dir oft arm und leer
Und hast nicht, was dich füllt.
Wenn nun dein Freund nur um dich wär',
Dein Herz wär' dir gestillt.

Und oft bist du so überreich,
Dein Blick wird freudenhell,
Und käm' er nur, du machtest gleich
Ihn satt aus deinem Quell.

Nun gehst du hin bald reich, bald arm,
Und suchst und glaubst den Freund,
Um dich schlang ich so traut den Arm,
Du warst nicht so gemeint.

Die Liebe, die nicht lieben kann,
Die hat den tiefsten Schmerz,
Das Leid, das du mir angethan,
Das bricht mir noch das Herz.

Doch da du arm und einsam bist,
Bist du doch nicht allein;
Gedenkst du wohl, daß du ein Christ
Und alle Liebe dein.

Denn sieh' in deiner Einsamkeit
Erblüht dir Liebeslust,
Dir gibt der Herr der Herrlichkeit
Zu ruhn an seiner Brust.

Es kommt der süße Menschensohn
Und will dein eigen sein,
Da find'st du zarten Liebeslohn
Und Gott und Mensch wird dein.

Aus Karl Hesselberg's Briefen.

An die Aeltern.

Den 13. Juli 1842.

(Beschreibung des Examens.)

Die Aufgaben sind nicht anders als leicht zu nennen, aber schon bei der arithmetischen verwickelte ich mich; ich rechnete nach und wurde nur immer verlegener. Da rief ich Jesum recht brünstig an, und auf einmal war mir mein Fehler und die Auflösung des ganzen Exempels ganz klar und in einigen Minuten hatte ich es fertig mit der Probe dazu. Bei keinem Fach habe ich mein Gebet unterlassen und das hat mir denn auch durchgeholfen; denn, wenn ich nicht den Helfer gebeten hätte, so war keiner da, der mich aus meiner Verwirrung hätte ziehen können, und hätte ich die erste Hälfte des Examens schlecht gemacht, so wäre ich für die andere Hälfte völlig untauglich gewesen.

Den 9. September 1842.

Ich muß große Geister, tiefe, geistvolle Schriftsteller bewundern, wenn sie auch das Eine nicht erfaßt haben, wenn eine Frühlingsahnung in ihnen schlummert. Vor dem Frühling des Christenthums, der die Erde einmal beherrschen soll, werden sie niederschmelzen von ihren hohen Culmen, werden sie nicht bestehen; jetzt, wo der frostige Schnee des Unglaubens oder sträflicher Gleichgültigkeit Alles weit umher deckt, sind sie schöne, ragende Denkmäler des Geistes. Wir werden auch einst noch die Ruinen be-

dauern, wehmüthig, daß sie nur von Eis waren. Ich erinnere mich besonders lebhaft eines Spazierganges, den ich vor 10 oder 11 Jahren, so lange dünkt's mich wol zu sein, mit dir, süßer Papa, einst in den Wald machte, der mir damals noch unbekannt und geheimnißvoll schien; es war im Winter, dichter, glänzender Schnee belastete alle Zweige, über die der Strahl der Wintersonne blendend dahinglitt, Eisblättchen knisterten unter unsern Füßen vom frischen Frost, und du erzähltest mir ein Märchen vom Kaiser Karl vor Tunis, von einem wunderbaren Greise und dem Born des Lebenswassers auf dem fernen Eilande, und mitten unter dieser Natur, die mir, wie die ganze Gegend um mich, die Geheimnisse alle zu bergen schien, die mir in der Erzählung begegneten, machte es so einen tiefen Eindruck auf mich, als müßte es wahr werden; ich hing an deinem Munde, denn Alles um mich war so melancholisch stille; ich wähnte, es wäre es geworden um deines Märchens willen. Noch jetzt, wenn ich draußen gehe und die Natur um mich her wieder ihr weißes Segenkleid angethan hat, werde ich mächtig daran erinnert. So ist es auch in jenen Dichtern; es geht in ihnen eine Sage des Frühlings, eine göttliche Sage, tief und geheimnißvoll, eine Lichtgestalt im Dunkeln, die auch den Christen anzieht; er muß ja auch den geheimen Anklang an das Göttlichwahre allein recht zu fassen vermögen.

Den 14. Februar 1843.

(Aus dem Aufsatz über die Kreuzzüge.)

Ich möchte euch Einiges daraus anführen, aber ich weiß eigentlich nicht recht, was ich herausscheiden soll. — In der Einleitung gebe ich natürlich einen kurzen Hinblick auf die Entstehung der Kreuzzüge in sehr poetischer Form: — „Eine neue Form der Christenheit hatte sich aus zeitgemäßen Ideen aufgebaut (dies ist die Fortsetzung). Jede Geschichte hat ihren Anfang im Dunkel. Es wächst wie Alles auf der Erde zum Licht empor. Aus einem chaotischen Urstoff ward die Erde; still im Dunkeln sproßten die Keime der Pflanzenwelt aus ihrem Schooße und sie wurden

blühende Gewächse am Lichte des Tages; so ist der Keim des Werdenden unserm Auge verdeckt. Auch die alte Geschichte tritt aus einer dunkeln und wunderbar gemischten Urzeit uns ans Licht entgegen, ebenso das Mittelalter aus jenen chaotischen Völkerrevolutionen, die mit dem Staube ihrer Schlachten und Wanderzüge das Auge des Forschers umnebeln; es entwickelte die Ideen von Papstthum, Kaiserherrschaft und Ritterthum. Das Mittelalter dauerte ein Jahrtausend, die Kreuzzüge sind seine Blütezeit, die eigenthümlichste und darum großartigste Schöpfung seines Geistes. Absterbend sank es darnach, ein Riesenbaum, damit sich aus seinem Moder ein neuer, gewaltigerer, die Zeit nach der Reformation, erheben könnte". — Dann Einiges über die beiden Contraste des Mittelalters, Kaiserherrschaft und Papstthum, über die Anregung zu den Kreuzzügen. Europa eilt, am Libanon und am Oelberge die großen Glaubensideen zu verwirklichen, die ihm Schöpfer einer neuen Geschichte geworden waren; denn in Jerusalem, dem Vaterlande und Urquell des neuen erdgebietenden Glaubens, lag auch seine Krone, seine Erfüllung. — Palästina war das Centrum, von dem die Strahlen, die mächtigen Ideen des Christenthums aufgeflogen waren über Europa; die Strahlen konnten nicht leben, wenn das lichtvolle Centrum angegriffen war; sie kehrten in Fülle dahin zurück. — Das war die große Rückbewegung nach Osten, die, wie am Meer nach der vordringenden Flut die Ebbe, die Wasser alle zurückströmte, dem mächtigen Erguß des Ostens über den Westen, in der Völkerwanderung folgte: die Völkerwanderung war die Folge eines gewaltigen Instinkts, der die rohen Nationen Asiens wie ein stürmender Passatwind gen Abend trieb; eine unbewußte Idee regierte sie; anders hier; eine klare, große Idee führte jene Rückflutung herbei. So ging auch das Christenthum von Osten aus; unklar und entgeistigt verfiel es dort in Spitzfindigkeiten, aber im Westen fand es eine dauernde Herrschaft, in der Reformation eine bewußte Ausbildung — denn im Osten sind die Anfänge, im Westen ist die Ausbildung. So in der Geschichte, so in den Künsten und Erfindungen, so auch in den Ideen. — Die Einnahme Jerusalems öffnete die schwellende Knospe des Mittelalters zur Blüte, die Idee war

zur Vollendung gekommen; der erste Tag der Blüte ist der herrlichste, eine reiche Zeit begann für Europa; die Contraste, als in ihr fortlebende Zeitelemente mußten grade in dieser Zeit am schärfsten hervortreten; aber eben in ihnen erschien sie jetzt am größten. In ihren Bestrebungen wie in ihren Producten erhob sie sich jetzt über das gewöhnliche Maaß, sie war aus einer gemäßigten eine tropische Welt geworden. — Es folgt ein Ueberblick der mittelalterlichen Blüte in den Ländern Europa's. Wenn aber der Zeit der Kreuzzüge eine todte, in politischer wie in religiöser Beziehung kleinliche Zeit folgte, so ist ja das Abwelken eine nothwendige Folge des Erblühens; auch nach der Reformation kam ein starres XVII. Jahrhundert; aber es war auch ein Uebergang von der mittlern zur neuern Geschichte, unter den verwelkten Blättern ein Uebergang der Blüte in die Frucht; der Fruchtkeim war die Vorbereitung auf die große Glaubensbewegung durch Luther. Man soll die Kreuzzüge nicht als ein Erschöpfen europäischer Kraft, sondern als ihre höchste Aeußerung, die glänzendste Waffenthat ihres Jugendalters ansehen. —

Zwei getrennte Welten traten einander näher, der Orient und der Occident; es begann ein gegenseitiges Verhältniß der Einwirkung auf einander. Es war eine Stufe weiter in der Weltentwicklung, denn die Abgesondertheit, wie bei Individuen, so bei Staaten, ist immer von einer niedern Entwicklungsstufe begleitet; eine Verbindung, ein lebendiger Geistesverkehr, der jede neue Erfindung aus dem Reich der Ideen und der Wirklichkeiten auch zugänglich für die ganze Menschheit macht, dies ist eine Bestimmung der Welt, um die sich ja ein Bruderband schlingen soll. Und wenn dieser Verkehr, der Austausch und die Aneignung des neu gewonnenen Gutes einst die ganze Welt umfaßt, wenn aus dem Einzelnen und Abgesonderten ein Ganzes, in allen Theilen Verbundenes wird, daß jede zündende Idee elektrisch durch den ganzen Weltkörper fliegt, daß jedes Leben mit seinen Productionen gleichsam ein universalistisches ist, dann wird die Welt ihre Bestimmung, in einer Seite wenigstens, erreicht haben und vielleicht enden alle Fäden an einem Ziel. Christenthum und Weltverkehr steht zugleich weltumfassend da, ja es muß so sein, denn dieser Geistesverkehr geht mit

dem Christenthum und der Verkündigung des Evangeliums im Bunde von Volk zu Volk bis zu den letzten Heiden. Und wenn es alle Völker umschlungen, ist auch die Verwirklichung jener Weltverbindung da und hat die Erde gedient und ist es Zeit, ja vielleicht auch im Rathschlusse des Allwissenden Zeit, daß der verherrlichte Heiland, der Menschensohn, in den Wolken des Himmels zum letzten Weltgericht kommen wird. Aber die Erfüllung liegt ewiglich im Schoos des Vaters. — Die kosmopolitischen Ansichten unserer Zeit können nie einen Kreuzzug gebähren, nichts desto weniger sind sie ein Fortschritt; denn die ganze Welt und mit ihr auch der Zeitgeist eilt einer Allgemeinheit zu, die das Einzelne, das Besondere aufhebt; der Menschengeist wird dem Ziel näher geführt, wo Zeit und Ort nicht mehr sein wird und Gott Alles in Allem sein wird, wo alle Länder eben so heilig als Palästina und als Jerusalem sein werden, weil an allen sich die Jerusalem gegebene Verheißung erfüllt hat. Darum haben wir auch die Zeit nicht zu bedauern, die uns 7 Jahrhunderte über die Kreuzzüge hinaustrug. — Zu einem solchen Resultate führt mich das Nachgehen eines einmal aufgestellten Gedankens, während doch mein Gefühl, meine Phantasie für Kreuzzüge schwärmen. Sollte ich nicht daraus schließen, daß das Denken ein Charakter unserer Zeitentwicklung und ein oft von der Phantasie getragenes Gefühl die Basis der mittelalterlichen Geschichte sei? Doch wozu könnten so verwegene Schlüsse nicht noch führen? —

Den 14. März 1843.

Innig geliebter Papa!

Mit großer Freude empfing ich deinen Brief und deine freundliche Belehrung; von Herzen Dank, daß du so viel Antheil genommen an meinem noch so unvollkommenen Aufsatz, daß du selbst unwohl und mit Geschäften überhäuft dich für mich angestrengt hast! Ja tausendmal Dank dafür, süßer Papa! — Schmelzender und strahlenreicher zieht mit dem jungen Märzmonat die Sonne über unser Land, das noch in Eis und Schnee begrabene Land, seine Bäche sehnen

sich nach Freiheit, seine Bäume grün zu werden und Blüten zu treiben, seine Wiesen und Felder Segen zu tragen einem fleißigen Geschlecht; nun möchten sie, seine Bewohner, doch auch fröhlich werden mit der fröhlichen Sonne, unser evangelisches Land grün werden, wie die jungen Frühlingssaaten, und reife Früchte tragen, wie eine wallende Augusternte! Ja, möchten sie reifen im Licht der Gnadensonne und ihre Glaubensbrunnen von lebendigem Wasser sprudeln, wie die Quellen des Lenzes, möchten sie stark werden wie die junge Eiche, die mit den rüstigen Wipfeln herrlich hinanstrebt und ein Leben von Jahrhunderten verheißt. — Sie ist noch nicht sehr grün gewesen, diese Saat, er ist noch nicht frei geworden von lastendem Eise, dieser Bach, sie hat noch keinen Sommer erlebt, diese Eiche, darum werden sie es! — Es donnert in der Frühe! Aber es gibt einen Arm, der das anziehende Gewitter allmälig abziehen kann, mit einem göttlichen: Halt! sie auf immer fesseln diese schwarzen Wolken, daß es um Mittag helle ist in diesem Lande, oder soll dies drohende Wetter nach seinem Rathschluß sich entladen, so wird er uns auch den Bogen seines Friedens in die Wolken setzen. Er hat gesagt, Er wird keine vernichtende Flut mehr über sein Land führen. Hat Er das nur Noah und nicht auch allen seinen Gläubigen gesagt? Errettet Er sie nicht von der Flut und läßt ihnen den Bogen leuchten?

Ist das nicht wahr, süße Mama, daß bei den Künsten, je geistiger die Kunst, desto weniger nöthig der Besitz anderer mehr körperlicher Künste; dagegen zur Meisterschaft in dieser ist einige Kenntniß oder vielmehr Gaben der geistigen Künste nothwendig. — Einem Dichter ist Kenntniß der Malerei oder der Baukunst, der körperlich schaffenden Künste nicht nothwendig, aber viel häufiger trifft es sich, daß ein Maler oder Meister der Baukunst auch Dichter ist. — Oder, da die plastischen Künste doch offenbar körperlicher (ich weiß keinen andern bezeichnenden Ausdruck) sind als die Malerei, so ist es zur Baukunst und zur Sculptur erforderlich, daß jeder, der darin Meisterschaft erwerben will, auch Maler sei, aber nicht umgekehrt. Die Malerei ist das Mittel zwischen der Plastik und der Poesie, oder sie ist die Plastik der Poesie, d. h., sie begehrt gleichsam die

Körperlosigkeit der Dichtung, indem sie nicht fühlbar für Körper und Hand, wie die Plastik, deren Gebilde vorzüglich den Körper nachahmen, sondern nur fühlbar für das Auge, gleichsam nur die Körper, wie sie in unserer geistigen Anschauung, in den Bildern unserer Phantasie sich zeigen, sinnlich darstellt, wobei unsere Seele ja auch wieder die Körper mehr als Hüllen der Seelen auffaßt und doch der Geist vorherrscht und durchdringt. Auf diese Weise steht sie den geistigen Künsten nahe. Sie ist nicht so geistig wie die Musik, die weit weniger des Aeußeren bedarf, obwol sie ja der leiblichen Berührung eines Instrumentes nicht entbehren kann, aber die keine körperliche Gestalt braucht, oder besser keine sinnliche Gestalt, sondern nur eine geistige. — Aber die Malerei hat wieder den Vorzug, daß sie durch die Vermittlung eines edlern, der Seele verwandteren Organs zu dieser spricht. — Dichtkunst aber ist, wo Seele mit Seele spricht.

Den 20. März 1843.

Innig geliebte Aeltern!

Mit herzlicher Liebe zu euch, in eure Arme oder an euer Herz, denn dahin gehen meine Boten. Das Vaterhaus, daran sich unsere Wünsche ketten, das ist das Haus: Friede! wo die Gedanken ruhig werden, wenn sie der stürmischen See geglichen; dann wallen sie von den Felsen, von der schäumenden Brandung friedlich in eine tiefe, stille Bucht, mit sinnigen Laubbäumen eingehegt, und schlafen in süßen Träumen. Wehe dem See, der keine solche stille Bucht hat, dessen Wellen, ewig bewegt, ruhelos dahinfliehen und vom Sturm der Sorgen und Anfechtungen gepeitscht, nur in den eignen düstern Grund verzweifelnd fahren. Es ist ein Ruderer in einem Kahn, der aus den stillen Baien und Träumerinseln einer glücklich unbewußten Kindheit in den Ocean der Welt steuert, weil ihm die Verheißung eines herrlichen Südlands, Jenseits, gekommen, freilich nicht wie dem Kolumbus durch herzugeschwommene Todte und Zweige von fremden, schönen Gewächsen, sondern durch den König selbst, der aus Erbarmen herüber kam. — Aber das Bild eilt hinüber; in die stillen

Hütten des Lebensanfangs trat wunderbar die Verheißung, mit ihr geht auch mein Bild. — Ihr wißt es besser, was es auf dem Ocean zu malen hat, ihr seht sie heller die Paradiesesbäume, die herrlichen Wächter, weit ins Meer grüßen vom Gestade des Eilands. Ihr wißt auch, wie die stille Bucht lieb ist, wie unter dem Lustwäldchen kindlicher Spiele etwas Großes und Herrliches ist, das unter ihnen wandelt, dem des Ruderers Herz schlägt, das Bild seiner Sehnsucht, das er hinter sich ließ, das Aelternherz. So an euer Herz! Den Ruderer verlangt es gar sehr. Hoffend schaut er nach Mittag, ob er der Paradieseswächter grüßende Wipfel in den Weiten erspähe, liebend kehrt sich sein Blick zum Morgen und sein Auge wird feucht.

Ostern 1843.

Innig geliebte Aeltern!

Christ ist erstanden! — Einen schönen Gruß zum heiligen Ostermorgen, Geliebte! Der Herr wandelt im Garten und erscheint mancher gläubigen Marienseele, der Herr steigt in die Mitte seiner Jünger und spricht ein beseligendes: Friede sei mit euch! — Der Gekreuzigte ist auferstanden, er ist nicht im Grabe geblieben! Auch wir, auch wir bleiben nicht im Grabe, wir haben ein ewiges, unvergängliches Leben in ihm, wir werden verklärt in unserm Christus, denn wir haben endlich auch die Welt besiegt in unserm Christus. Sollen wir nicht frohlocken und danken? Er ist erstanden! — In himmlischer Schönheit erscheint er jetzt, der verklärte Erlöser. Ach, es war keine Schönheit an ihm, als er am Kreuze hing, als er fluchbeladen, ein Spott der Frevler, für uns, für uns in den Tod ging! Und doch hätte er da für uns sollen der Schönste sein; da, gerade da ist der Erlöser in seiner höchsten Liebe erschienen. Charfreitag ist mir darum auch der höchste Tag, einen Tag wie Charfreitag habe ich nicht mehr, kenne ich nicht mehr. Der ist mir über Weihnachten und Ostern und Pfingsten; er ist der Tag meiner Erlösung; um des Charfreitags willen ist der Herr erschienen zu Weihnachten, nach dem Charfreitag ist er erstanden zu Ostern, durch diesen Tag hat er seiner Ge-

meinde ein Pfingsten geben können. An dem Tage ist das vollbracht, das der Herr versehen und geweissagt, als die höchste Wohlthat durch Jahrtausende seinen Gläubigen verheißen hatte, an dem Tage ist uns alles Heil geschenkt, da ist Tod und Sünde überwunden und sind uns die Thore des Himmels aufgethan. Aber herrlich ist ja auch Ostern und ein köstlicher Tag voll Gnadenfülle und Freude für die Menschen, der schönste unter den Sonntagen, wie das Paradies unter allen Erdengärten; nach dem Leiden die unendliche Freude, ein goldener Ring in der Erlösungskette, der sie allein vollenden kann, der von unserem Gott geschriebene Pfandbrief für unsere Erlösung am Kreuz, der Sabbath des heiligsten Friedens, ein Jubiläum der Christenheit. — Wenn die Gnade den alten Menschen in uns an das Kreuz geschlagen, in das Grab gelegt, ihm einen Charfreitag voll Sündenerkenntniß, aber auch voll Heil und Erlösung, bereitet, daß er traurig ist und seinen Erlöser lieb hat und seine Sünde haßt, aber den Heiland noch nicht finden kann, da muß ihm die Gnade ja auch ein Ostern bereiten, wo der Herr ihm erscheint in seiner Herrlichkeit und sich finden läßt, und in sein Herz einzieht, geschmückt wie ein König, da hat er ihm das strahlende Kleid, den neuen Menschen, angezogen und ihn festlich geschmückt, daß er eingehen darf in die Wohnungen des Vaters.

April 1843.

Was euern Sohn anbetrifft, so ist von dem jetzt am wenigsten zu schreiben. — Er denkt sehr wenig daran, das zu verwirklichen, was er diese Nacht im Traume sah, drei Bände seiner Werke, eitel Trauerspiele und philosophische Aufsätze, die sehr interessant sein sollten, wie mir der Bibliothekar sagte. Unbeschäftigt ist er zwar selten, wenn er nicht Besuche machen muß; ob er sich immer mit dem Wichtigsten beschäftigt, ist eine Frage, über die ich nicht entscheide; doch ist es immer mit der Theologie, mit der er bei der Immatriculation sich verlobt hat. Zum Studium mache ich mir die Reformationszeit. Die Unmittelbarkeit des lutherischen Glaubens zieht mich sehr an und Melanch-

thon's vermittelndes Princip, das die Brücken bauen sollte zwischen einem unbedingten Glauben und einem von dem Verstande bedingten, tritt mir sehr in den Schatten; der Sonnenschein meiner Wahl fällt auf Luther. Es muß in diesem Lande des Glaubens noch ungefüllte Klüfte geben, daß längs ihren Schauern der Verstand einfältig wandle den Pfad des Glaubens. — Im Lande des Schauens wird der göttliche Verstand sie füllen oder vermittelnd an einander fügen. — Es taugt nichts, nach menschlicher Weisheit den Schlußstein setzen, der das Gebäude der Wahrheit vollendet, denn alle Vollendung gehört Gott allein. — Als die Richtung der lutherischen Rechtfertigungslehre in immer steigender Opposition gegen den Semipelagianismus der Katholischen sich immer strenger gestaltete, da war es Melanchthon, der in seinen Locis von 1524 die Consequenz der absoluten Prädestination als Schlußstein aufs Gebäude setzte, was in Luther's de servo arbitrio, bei aller Schroffheit und Zähe, doch nicht so bewußt der Fall und weit mehr durch die Heftigkeit des Gegensatzes zu entschuldigen ist, und zugleich gab auch Melanchthon hier der Subjectivität in der kirchlichen Richtung eine Begründung, bestätigte oder vollendete vielmehr die Herabsetzung der Sacramente zu bloßen Zeichen, die äußeres und inneres Wesen in ihnen trennte. Als später die lutherische Kirche an dem Anker des objectiven göttlichen Worts wieder von dem steilen Höhepunkt unbedingter Vorhersehung hinabstieg, war er es wieder, der die Brücke nach unten, zu dem menschlichen Willen, über die zerrissene Kluft schlug und bis zum Synergismus hinabstieg, überall ist er es, der die Erscheinungen des Glaubens mit den Foderungen des Verstandes vermittelt, während bei Luther, bei allem Trotz und Kühnheit, sie doch am Mittelpunkt des göttlichen Worts durch das bloße Band des Glaubens unverrücklich hangen. Er hat freilich, der arme Mann, von den Lutheranern auch sehr viel ausstehen müssen und ist seines Lebens nie recht froh geworden. — Ich schweige von der verschattenden Größe der geschichtlichen Erscheinung Luther's.

Den 20. Mai 1843.

Meine einzige Mama!

Heute vor Allem bist du der erste Gedanke meiner Seele, heute muß ich der Künstler sein, der vor der Madonna des Raphael Alles vergaß, um in ihr Alles wiederzufinden. — Himmelfahrt ist vorübergegangen, noch ist der Blick dem scheidenden Herrn nachgewandt, wir sahen des Menschen Sohn schweben in den Wolken des Himmels; Engel, wie sie einst sein Erscheinen verkündigt, haben auch seine Himmelfahrt uns kundgethan. — Und siehe! als wir unsern Blick wieder abkehren, als der Festcyclus des Heilandslebens auf Erden schließt, und der Hohepriester und König der Liebe sein Lehramt schließt, und spricht: „Habet Liebe unter einander, gleich wie ich euch geliebet habe!" da läßt er auch schon, milde und freundlich, ein Fest der Liebe uns anbrechen, daß wir das Frohlocken, das in unsern Herzen geblieben ist, und die Liebe, die er uns geschenkt hat, wieder ausschütten dürfen in Dank vor ihm. Da darf die jauchzende Seele auf den Grundtext seines letzten Gebots an seine Jünger wieder einen Hymnus dichten, wie Paulus (1. Cor. 13). — Du süße, einzige Mama, du wirst wol fühlen, von welchem Tage ich spreche. — Solche Tage sind nicht blos zufällig gefeierte, oder sie sollen es nicht sein, sondern, wo sie sind, da sind sie uns gesetzt, daß unsere Liebe, die im Jahr viel dahin und dorthin geht, wieder einmal recht freudig zusammenschlagen darf in eine Flamme, in die Flamme eines Abels-Opfers, die Gott wohlgefällig ist, und gerade gen Himmel zu dem Vater der Liebe emporlodert. — Nun, süße Mama, möchte die Flamme meiner Liebe auch eine wohlgefällige, mein Liebesopfer auch ein Abels-Opfer sein, daß Gott es annehme und meine Wünsche für dich alle erhöre! Ich möchte, um sie dir zur Geburtstagsgabe darzubringen, auch eine so kostbare Perle finden, wie der Jünger, den Christus lieb hatte, der alle seine großen Schätze, die er von seinem Meister geerbt und die er den Seinen hinterließ, in drei Wörtchen zusammenfassen konnte: Kindlein, liebet einander! — Ich kann dir nur sagen: Meine Seele liebt dich, einzige Mama! — Aber

du mußt glauben, daß da auch all' meine Gabe für dich drin liegt.

Es tritt mir jetzt ein recht schönes Zeichen, ich weiß es nicht anders zu nennen, vor die Seele. — Papa's Geburtstag ist der Tag vor der heiligen Weihnacht, deiner aber der Tag nach Himmelfahrt. Das Erdenleben des Herrn liegt gerade zwischen beiden, sein Erscheinen, sein Wandeln, sein Sterben aus Liebe zu uns. Es trennt sie nicht, nein, es verbindet sie, wie eine himmlische Liebeskette, von der Hand des Herrn selbst, knüpfet sie eng und unauflöslich an einander. Die Tage gehören nun an seine Niederfahrt und Auffahrt, an seine Geburtsnacht und seinen Himmelfahrtstag, sie sind, oder nein, ihr, ihr geliebten Aeltern seid, wie sie, mit ihnen, an Christum angelehnt, eins, wie sein Leben von Weihnacht bis Himmelfahrt ein einziges ist. — Da lieben wir euch auch als die einen Aeltern und möchten es gerne recht thun.

Juli 1843.

Innig geliebte Aeltern!

Aus meinem Stübchen, an dessen niedern Wänden noch die Freuden und Leiden eines Semesters, gleich Wandbildern, die man täglich ansieht, umherhängen, geht nun wieder ein Brief zu euch ab. — In der Nähe konnte man jedes Blatt am Baum der Tagesgeschichte zählen, in der Ferne wird die Landschaft klein, zusammengedrängt in Miniatur gesehen. Man sieht in einen Brief, wie in ein Kosmorama. Das Beisammensein wird von dem schönen Gestirn der Liebe hell beschienen, in die Ferne streift ein Schatten, der ein Dämmerlicht über sie wirft. — Eure Liebessonne, ihr Geliebten, ist aber freilich so wunderbar hell und tröstend, daß auch von ihrer Erinnerung jeder Baum am Horizont freudig erröthet und glüht, und daß das Herz in der Ferne noch, das wie eine geschlossene Blume war, sich aufthut und sie froh aufnimmt in seine geheimsten Falten. — Dann ist kein Geheimniß des Herzens vor seiner Sonne, ich habe kein Geheimniß vor eurer Liebe. Das mag jedes Semester

bestätigen und vermehren. Nun, im Geist noch einen langen Zug aus dem Becher der Erinnerung! Von dem reinen frischen Trank, der Seel- und Geist erquickt, daß alles Denken meiner Seele von ihm gefärbt werde, als mit kindlichem Dank, mit hingebender Liebe, mit geheimnißloser Offenheit! Darin werde mein Herz neu!

Den 26. August 1843.

Innig geliebte Aeltern!

Ein müder Reisender, habe ich einen kühlen Trunk aus dem Silberquell eures Briefes geschöpft; lief ich zwei Mal, drei Mal auf die Post und fand nichts (war ja auch noch nicht die Zeit da), schöpfte ich um so begieriger, da ich fand. — Denn nur zu bestimmten Zeiten erhält man hier die erquickende Labe, wie ich von jenen periodischen Quellen in Süd-Frankreich einstmals bei Papa gelernt. — Was zuerst meine stille Sorge mich suchen hieß, war nach meiner süßen Helmine. — Dank dem Herrn, dem liebreichen Vater, daß er dem geliebten Schwesterlein, wenn auch noch wenig, geholfen. — O spräche er doch noch ein segenbringendes Wort, daß sie wieder ein klares, freundliches Auge aufschlüge zu ihm und zu euch! Ja, du Heiland, Sohn Gottes, du wirst wahrlich helfen! — Es mahnt mich stets an das Wort: Ich lese gerade jetzt von dem Unterschiede darin, zwischen unserer lutherischen und der reformirten Kirche, da geht Einem mit dem Wort auch eine neue Herrlichkeit und Tiefe der Gnadenerkenntniß in unserem heiligen Glauben auf; wie mit dem Wort des Herrn auch aller Segen uns wesentlich kommt, und wenn Christus spricht: Friede sei mit diesem Hause! auch der ganze Gottesfriede in diesem Wort einzieht in das Haus! — O so spräche er auch uns Allen ein: Friede sei mit euch! daß alle unsere Angst und Sorge in diesem Wort des Herrn ein Abrahamsglaube und eine stille Simeonsfreude werden. Wie möchte ich so gerne nur sprechen dürfen: Wort des Herrn, ich vertraue allein auf dich! — Wie ich mit lebendigem Interesse dich auf deiner Reise nun begleitete, süßer Papa, denkst du

wol, denn deine Worte tragen das lebende Bild in sich, und es that mir sehr leid, nur so wenig von Sezzen hören zu dürfen, vielleicht erzählst du mir noch in einem Briefe etwas davon, lieber Papa. — Daß kein Wald in der Nähe ist, thut der Gegend gewiß am meisten Abbruch, dies ist mir immer mit das Lieblichste und Anziehendste einer Gegend, es läßt sich, wie Mama sagt, so viel dahinter ahnen, es gibt der Gegend eigentlich das Romantische, weil eben das Ahnen des Kommenden, indem, wie bei einem verhüllten Gemälde, erst wenn der Beschauer ganz nahe hinangetreten, der Vorhang fällt, den eigentlichen Roman macht. O fürchte nicht, süße Mama! Du wirst dort im Frieden Gottes leben. — Wenn du mit Freuden hinziehst, wird auch die Gegend mir reizend und schön.

Den 5. November 1843.

Innig geliebte Aeltern!

Eure geliebten Briefe erhielt ich, und das Erste, du süße Mama, was mich schmerzlich berührte, war, daß ich dich unwohl wissen muß. O süße, einzige Mama, mit dem heißesten Gebet erfleh' ich dir Gesundheit und Stärkung; du Geliebte, o ich bitte dich, wenn auch eine Sorge um mich dich berühren sollte, so laß mich mit dem Geisteskuß der Liebe sie wegküssen. — Wenn ich jetzt so einen Sahara-Sinn im Kopfe habe, endlos weit und einförmig todt, so wird der Herr auf euer reiches Gebet ja mir auch wieder etwas Leben geben, um das ich ihn bitte. — Er, der Barmherzige! Wie der alte Gottfried von Straßburg so schön singt (mir fällt es jetzt gerade ein:) „Tief ist des wilden Meeres Grund, tiefer noch viel hunderttausend Stund', das ist uns kund, ist dein Erbarmen, Herr." — Sein reiches Erbarmen decke uns Alle. — O Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, von deinem Leben gib Leben!

Mit vielen Klammern, aber von hellem, erquickendem Silber, setzt sich der Gedanke der Heimkehr an all' mein Sinnen und Treiben fest. — Weihnachten lockt, still erglimmen am Baum, durch die Dämmerung des Morgens, ja des Morgens der Sehnsucht, die Lichter. O ihr meine Geliebten, die Lichter, sie rufen mich hin zu euch.

Ginge, wie bei euch, einmal wieder ein stiller, tiefer Strom aus den Quellen der Liebe hervor an den Tag, an dessen Spiegel, dem Bilde einer reichern Tiefe, sich Auge, Herz und Sinn erfreuen, oder ein Schiff, von dem es heißen könnte, wie der alte Dichter singt: „Das Segel ist die Liebe, der heil'ge Geist der Mast!" — Mit Arbeiten und Studiren geht es wie gewöhnlich, auch mit der Gesundheit. — Neben den überragenden Geistesgaben Anderer bitte ich täglich um Demuth, je weniger ich sie noch besitze. — Ich habe mich jetzt auch mit der Mystik, der Vorläuferin Luther's, beschäftigt und in ihr einen bestimmten Fortschritt der Entwickelung gefunden. — Zuerst steht sie da, hineingeboren gleichsam in das göttliche Licht, in den innern Umgang mit Gott. — Sie erkennt seine reiche Liebe, seine Herrlichkeit, in der alles Aeußere schwindet, auch liebt sie ihn überschwenglich, aber aus seiner Liebe, die die ihrige entzündet. — Doch fehlt bestimmte Sündenerkenntniß; sie will nur gebunden, nicht vergiftet sein. — Erst allmälig sieht man sie, die erst geblendet vom Lichte Gottes sich nicht sah, je klarer ihr dieses wird, sich selbst immer mehr erkennen. — Sie erkennt Sünde und Gnade vollkommen; Christus, der ihr nur Vorbild war, wird nun Mittler. So im Innern zu dem nöthigen Grade der Vollkommenheit gelangt, wie er in der deutschen Theologie vorliegt, schreitet sie zuerst zur Ausbildung des äußern Lehrcomplexes. — Das äußere Bewußtsein tritt zum Selbstbewußtsein; aber, wie Büffon vom ersten Menschen bemerkt, der beim Hinzutreten des äußern Bewußtseins doch erst alle Dinge in sich, im Selbstbewußtsein, faßte, so auch die Mystik. — Die objective Gnade erscheint ihr erst innerlich und subjectiv. — Wessell gründet die Kraft des Abendmahls nicht auf das Wort, sondern auf den Glauben des Menschen, wie Calvin,

nur daß es bei diesem Verstandesconsequenz, bei der Mystik Entwickelungsstufe ist. — So erscheint sie erst in Luther, und zwar auch erst in der zweiten Periode im Kampf gegen die Reformirten, zum vollkommenen Bewußtsein gelangt. — Was die Erscheinung der Mystik anbetrifft, glaub' ich, daß man überhaupt in den Erscheinungen des Mittelalters Kraft und Hingabe getrennt, und sich einander nicht selten gegenübergesetzt, findet; ich erinnere nur: an Ritterthum und Minne, Scholastik und Mystik, Priesterthum und Mönchthum. — So viel von meinen speciellen Studien.

Den 17. Januar 1844.

Auch im Anfange dieses Semesters stehe ich, ein hoffender Columbus, da! — Es gibt ein Land der Erkenntniß jenseit des Oceans; auch mir sind verheißungsvolle Trümmer auf seinen Wogen zugeführt. — Ihr, geliebte Könige eurer und aller meiner noch zu entdeckenden Reiche, habt mir das Schiff der Wissenschaft gewährt, kostete es euch gleich alle Juwelen eurer Krone. — Gerüstet, segelfertig steht es nun in Palos' Bucht und die Mannschaft sehnt sich nach dem Goldlande, das in aller Schönheit der Phantasie hinter dem umgrenzenden Horizont liegt. — Wünscht mir Glück zur Schiffahrt! Bittet, daß nur die Woge des Glaubens mich trage, und daß der Herr aus Gnaden dem sinkenden Petrus stets helfe!

---

1. Februar 1844.

Mein Geburtstag! Ich hatte es total vergessen und erinnerte mich erst zu Mittag daran. Daß ich an euch zuerst dachte, ihr Geliebten, war natürlich. Zurückschauend auf die 19 Jahre, kann ich nur eure Liebe und ihre Gaben erblicken, durch sie hat der Herr, der uns, euern Kindern, solche Gnade erwiesen, uns Alles, ja Alles, was Andere an uns schätzen, zukommen lassen. — Ihr habt uns nicht blos den Weihnachtsbaum, ihr habt uns auch selbst geschmückt, wenn wir etwas haben, durch den Gott, zu dem ihr für

uns betetet. Ohne euch, ihr Inniggeliebten, wäre ich wahrscheinlich nichts besser, als jene Armen sind, die ich hier untergehen sehe, besonders je mehr ich alle ihre Laster, wenigstens in der bösen Lust, an mir finde. — Da hat die Gnade Christi durch euch an mir Wunder gethan, daß sie mich noch erhalten hat. — Ich sehe wohl, und der Herr öffne mir und diesem hochmüthigen Herzen auch immer weiter die Augen der Selbsterkenntniß, wie ich nur Bitte und Dank haben darf an ihn, an euch. — Freut ihr euch an einem solchen Lichtlein meines Baums, denken muß ich, es ist ja nicht mein, geschaffen hat's der Herr und ihr habt es gezündet. — Gott gebe mir diese Gnade der Demuth mehr und mehr! Er wolle im neuen Jahre die göttliche Reformation einführen in dies Herz, das fremden Göttern dient, und es wahrhaft erneuen und heiligen. Und den befleckten und verunreinigten Tempel, denn zum Tempel seines Geistes hat er ihn ja in seiner Taufe erklärt, möge er wieder neu weihen und zieren mit den Gaben seiner Gnade! Das gib mir, lieber Herr, in Jesu Namen! — Nun euch innigen, kindlichen Dank und Bitte um eure Fürbitte und Ermahnung, ihr herrlichen, geliebten Aeltern!

Februar 1844.

— — Je mehr das Herz sich unbefriedigt fühlt in sich, je mehr die eigne Friedlosigkeit, der eigne Zwiespalt zum Bewußtsein kommt, desto tiefer empfindet es den Segen des Friedens im Friedefürsten, der Versöhnung im Versöhner. — In ihm ist Einheit, denn der Friedensfürst, der Versöhner, der Bundesmittler ist auch unser Friede, unsere Versöhnung, unser Bund mit Gott selbst, er ist die Fülle unserer Leere.

Eine Idee, die mich jetzt einige Zeit beschäftigte, war das Verhältniß des Menschen zur Schöpfung, als Herr der Erde. — Ein tiefer, innerer Zusammenhang muß stattfinden, da er für die ganze Schöpfung sündigen kann, sie durch seinen Fall mit fällt, durch seine Verwandlung mit verwandelt wird, mit ihm nach Versöhnung seufzt und durch seine Versöhnung mit versöhnt wird. — Ihr ganzes Leben scheint erst in ihm zur Vollendung zu kommen und sein

Leben die Blüte des geschaffenen Lebens, das in sich ein einiges ist, zu sein, das in dieser Vollendung an das göttliche Leben anknüpft, freilich aber so, daß damit durchaus nicht der specifische Unterschied aufgehoben ist, und der Geist, womit die Blüte dieses Erdenlebens gekrönt wird, wenn er auch verwickelt ist, doch nicht eine Fortsetzung blos, sondern etwas ganz Neues ist. — Ist aber so das ganze Erdenleben mit dem Geiste gekrönt, der freilich seinem Blüte- und Brennpunkt, dem Menschenleben, in der Vermittlung der niedern Seele, die sich ja aber auch wieder auf niedere Stufen des Erdenlebens hinab erstreckt, am nächsten steht, so lassen sich alle jene positiven Facta, die erklärt werden müssen, wie es mir scheint, wohl begreifen. — Der Geist wirkt im Menschen auf das ganze Erdenleben. — Merkwürdig ist es, daß wir diese Ahnung im ältesten Orient so stark hervorgehoben finden. (Ich lese jetzt Stuhr: über die Religionssysteme des Orients.) Die Chinesen setzen den Menschen als die dritte Potenz zwischen Himmel (der auch ein Geist ist) und Erde (die auch Materie ist) und sagen: durch seinen Fall sei auch die Erde gefallen. Die Inder halten den Menschen nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geiste nach, für den Mikrokosmus der, auch begeisteten, Erde, in dem sie an den ew'gen Geist (aus dem sie ist) herantritt. — Scheint es dir ganz richtig, was ich meinte?

1844.

Innig geliebte Mama!

Du hast mir ein reiches Geschenk gegeben: Dein Gebet für den Johannesplatz an Jesu Brust, an Jesu Herzen. — Wie könntest du mir ein größeres geben? — — — Ach, süße Mama, bitte um den Johannesplatz für mich! Haltet an im Gebet für mich, daß ich den Glauben erhalte, der mich in dem schönen Ehrenkleide beim letzten Mahl an die Seite des Herrn beruft, und daß mir vollkommen der Friede werde, der da höher ist, denn alle Vernunft!

— — Mich interessirt jetzt wieder die Dichtkunst sehr und ich fühle mich aufgelegt, wenn meine Zeit es mir erlaubt, woran ich freilich zweifle, in ihr wieder mein Talent zu versuchen. — — Meinen größern Plan zum Epos, obwol ich manches klarer durchdacht und jetzt manches in der Beziehung gelesen, das Morgenländische Epos: Schirin, das ich mit gleichem Entzücken, als du einst, las, und die Religionssysteme des Orients kann ich doch, bei reiflicher Ueberlegung, jetzt unmöglich beginnen und schiebe ihn daher auf einige Jahre, wo dann auch ich gereifter sein werde, auf. — Größere Lust hätte ich fast, etwas Dramatisches zu versuchen. — Zwar fanden die Kritiker (V. und G.), was ich aus dem Stüssi vorlas, zu breit, indeß der Besserung hielten sie's für werth, und als ich ihnen einen ältern Plan zu einer Tragödie vorlegte, gefiel er ihnen und sie munterten mich auf, ihnen denselben ausführlicher mitzutheilen. Der Gegenstand ist einer der interessanten der mittleren Geschichte; es ist der liebenswürdigste der Hohenstaufen, Philipp von Schwaben. — Denn eine andere als eine historische Tragödie wähle ich schwerlich, obgleich sie nach meinem Plan vielleicht gar zu romantisch wird. — Doch wird mein Stück nicht Charaktergemälde von Personen, nicht dramatisirte Lebensgeschichte, sondern es wird Charaktergemälde der Zeit. — Alle Beziehungen dieser Glanzzeit des Mittelalters treten als Gestalten in dies reich gruppirte Bild. — Aber schon hieraus erfolgt eine Theilung des Stoffs, jenachdem Italien oder Deutschland Schauplatz desselben sind. — Auf diesen beiden Gefilden bewegte sich die Glanzperiode der Hohenstaufen. Das erste Stück spielt in Sicilien. Als Held tritt noch nicht Philipp, sondern Tankred, der letzte König der Normannen, auf. Sein tragisches Schicksal bildet den rothen Faden durch das Gemälde. Meinen Helden als einen Verliebten, vielleicht von ungewöhnlichem Schlage, darzustellen, will mir nicht gefallen. Es ist ein vom Ernst seines großen Berufs zu stiller Würde verklärter Jünglingsgeist. — Er fühlt sich als den Letzten der Altavillas, dem es anvertraut ist, sie würdig zu vertreten, vielleicht zu enden. — Nicht Leidenschaften und Affecte machen ihn interessant, sondern seine tragische Größe besteht in einer hoheitsvollen Ruhe des Geistes. Sein Thron fällt, aber er ver-

zehrt sich nicht in wildem Schmerz, er welkt dahin, wie die Blumen in schwerer Zimmerluft. Erst als die Bilder seiner Väter in dem Zauberspiegel der Fata-Morgana dem sich still Auflösenden glanzvoll erscheinen, als er die Fesseln fühlt, die ihn über der Charybdis und der Scylla brausenden Gräbern gekettet halten, ertönt sein Sterbesang, die ergreifende Klage um sein Geschick. So stirbt er in den Armen eines Hohenstaufen. — Ihm entgegen die finstere Größe seines Gegners, Heinrich's VI. — Wie ein gewaltiger Geist der Finsterniß, zertritt er seine Gegner, um über ihren Gräbern die Burg seiner Größe zu gründen. Von mächtigem Geist, ist er doch kalt, scheinbar affectlos, trotzig, unbeugsam. — Ueber ihn vermag keiner etwas; er ist unzugänglich jedem fremden Einfluß. — Daneben sein geistvoller, edler Bruder Philipp von Schwaben, die Krone edler Ritterschaft, gütig, tapfer, gerecht, bieder. — Mit feuriger Liebe umfaßt er Irenen, die verwitwete Königin von Neapel (Roger's Gattin), sie, die sanfte Friedenstaube, von der alle Sänger der Zeit so minnigliche Lieder singen. — Dies ist die heitere Seite des Stücks. — Dabei das Bild einer glühenden Saracenenliebe, der zuletzt Heinrich als Opfer fällt, von dem als weisen Einsiedler verkleideten Saracenen in einem Becher mit kühlem Wasser vergiftet. Endlich noch eine hohe Gestalt, die im Schleier der Dichtung durch das Stück hingeht, Anastasia, die Gottesbraut. — Voll stiller Majestät naht sie Tankred, dem edlen Verfechter einer guten Sache; er fühlt von einer hohen, aber ehrfurchtsvollen Liebe zu dem erhabenen Wesen sich durchdrungen. — Sie stärkt ihn mit dem stillen Frieden ner gläubigen Seele. — „Sie schwebet mit der Friedenspa..me mir entgegen!" ruft er froh im Sterben. — An den Gräbern der Gemordeten, an der versunkenen Herrlichkeit des Normannenreichs tritt sie dem Sieger entgegen, verkündet ihm die gerechten Gerichte Gottes, den einstigen, blutigen Untergang seines Hauses. — Es ist, wie nur ganz leise angedeutet wird, die in der Jungfrau personificirte Idee der Auferstehung. — Ein anderer Einfall, wonach sie eine Tochter Kaiser Barbarossa's, wundersam in Italien erzogen, sein sollte, so durch die Liebe Tankred's in die Mitte gestellt zwischen die streitenden Häuser, gefällt mir selbst, als ein vulgairer Romanenbegriff, nicht,

scheint er gleich, als etwas Natürliches, Andern besser zu gefallen. — Dies sind die Hauptpersonen des Stücks, das mit dem plötzlichen Tode Kaiser Heinrich's auf der Höhe seines Glücks schließt. — Das zweite Stück spielt in Deutschland, faßt in seinem Rahmen das deutsche Mittelalter, Ritterthum und Minnesang. — Da ist die Krone alles Ritterthums, auch des Gesanges wohl kundig, der herrliche Kaiser Philipp, der hier Hauptperson des Stückes wird, an seiner Seite die holde Irene. — Otto von Meran, der tapferste Ritter, und des Kaisers Nichte, die reizende Beatrice, Fürstin von Burgund, ein edles Paar. — So bewegt um sie sich ein reiches geistiges Leben. Es kommt ein Wettstreit der Minnesänger vor, in dem Walter von der Vogelweide den Kranz von Hyacinthen aus der Hand der Kaiserin davon bringt. — Dazwischen erscheint denn wieder der alte Isaak, einst Kaiser von Griechenland. — Vom Throne gestürzt, seiner Augen beraubt, ist er ausgezogen, der blinde Greis, seine einzige Tochter zu suchen. — Er wußte nicht, daß sie nach Deutschland unterdeß gekommen. — Er kommt an den Hof, singt sein Lied im Wettstreit, da erkennen sich Vater und Tochter, er stirbt, da seine Sehnsucht zur Erfüllung erblüht ist. — Eine liebliche Erscheinung ist die junge Elfriede, die Tochter des Kaiserpaares, in heiliger Unschuld und Frömmigkeit. Eine stille Liebe verbindet sie dem jungen Provençalischen Sänger Arthur, Religion und Poesie (Minnesang) umfassen sich in heiliger Liebe. Aber der Vater hat ihre Hand an Otto von Wittelsbach, den tapfern Retter seines Lebens, versprochen. — Voll heimlicher Tücke erstichet dieser im erzwungenen Zweikampf den jugendlichen Sänger. Sie, auch in ihrem Schmerz Bild der reinsten weiblichen Seele, wird Gottesbraut, der tiefbetrübte Vater verbannt den Mörder. — Jetzt verweben sich alle Fäden zu einem Glücksgewebe für Philipp; er unterdrückt den Gegner, wird vom Papst anerkannt, steht auf der Mittagshöhe seiner Größe; kaiserlicher Glanz, die Vermählungsfeier Otto's von Meran mit Beatricen erhöhen das Glück dieser Tage, da tritt die göttliche Macht dazwischen. — Mitten in seinem Palast wird er von dem rasenden Wittelsbach, dem er gütig Verzeihung anbietet, ermordet; mit diesem Augenblicke fällt der Glanz

der Hohenstaufen, ihre stolze Glücksburg. Hier welkt im Gram die liebreiche Kaisergattin. — Hier endet das Stück. — Bist du mit dieser Tragödie zufrieden, holde Mama? Reich an glänzenden Situationen, an (ich darf es hoffen) interessanten Charakteren, an allen Erzeugnissen üppiger Phantasie muß sie werden, wenigstens reicher hieran, als an historischer Wahrheit. — Freilich werden wahrscheinlich die interessanten Nebencharaktere den Hauptcharakter verdunkeln.

März 1844.

— — In den Hütten des Glaubens wohnt sich's friedlich; sie stehen auf Tabor und haben die Aussicht auf die Verklärung; mögen auch ungestüm von außen Stürme hinaufdringen, drinnen ist es gar lieblich den Jüngern des Herrn. — Der Geist macht Wohnung bei ihnen und weiht sie zu Tempeln des lebendigen Gottes! — Wie eine Blüte von häßlichen Schalen, ist dieser noch verdeckt von häßlicher irdischer Hülle, aber, wie diese, wartet auch er auf seines Leibes Erlösung, die Offenbarung seiner Herrlichkeit. — Wie geringen Anfang des Tempelbaues seh' ich doch bei mir! — Wie oft ruhn Kelle und Schwert dem Baumeister, schüttelt der Sturm der Welt die innersten Fundamente des Tempels und treibt zerstörend die Feuerflammen sündiger Lust aus dem Boden des Herzens hervor! — Und wie noch weit, weit langsamer ging's, wenn nicht eure Gebete, ihr Herrlichen, liebend dem Baumeister zur Seite ständen, wenn sie nicht oft allein fortmauerten mit so heiliger Treue, wenn der eigne Glaube los geworden und der Arbeit müde! Oft ist es mir so, als trügen sie, wie liebende Engel, mich hin, daß ich meinen Fuß an keinen Stein stoße, hüben mich mit unsichtbarer Liebesgewalt, wenn das eigne Herz, in sündigem Ungestüm, nach der Erde verlangt. — Haben sie denn nicht göttliche Kraft, aus der göttlichen Verheißung: „Wo zwei oder drei unter euch eins werden, etwas zu bitten in meinem Namen, da will ich es ihnen geben!" Und weil sie solche Kraft haben aus Gott, mache ich darauf Anspruch täglich und bitte eins: Bittet, daß mein Glaube gestärkt werde, die Welt zu überwinden! Denn sie ist schön, diese

Welt! — Mit tausend Liebesbanden streckt sie sich an Herz und Geist; ein getünchtes Grab, birgt sie sich unter das göttliche Ebenbild, als Lichtengel führt sie die Sünde in unser verblendetes Herz und setzt sie auf den Thron. Wie oft zwingen wir nicht unser christliches Bewußtsein, vor der Kunst die Kniee zu biegen und zu verleugnen! Und doch soll dies, soll unser Glaube vor Niemanden die Kniee biegen, als vor dem einigen Gott! — Wahrlich, wir müssen erst den Geist haben, denn Niemand anders vermag es, die Welt uns zu verklären, indem er die Schlacken verzehrt und das edle Metall zu Tage fördert. — Auch ein gegenseitiges Hingeben, ein Verschmelzen von Glauben und Kunst kann uns nicht befriedigen. — Der Glaube ist Mann in Christo. — An ihn schmiege sich jene, wie das vertrauende, hingebende Weib. — Das ist die Weise christlicher Kunst.

Ostersonnabend, 1844.

Aus einer zweiten heiligen Nacht erglüht das Morgenroth der Auferstehung, der Ostermorgen aus der heiligen Charfreitagsnacht. Schon verlangt in jedem Munde das Wort, in jedem Herzen der Gedanke: Christ ist erstanden! zur Erscheinung zu kommen. So verlangt es auch mich, euch den heiligen Ostergruß zu bringen, aber noch will ich warten, bis der heil'ge Tag selbst zur Erscheinung gekommen ist. — Das Wort: Es ist vollbracht! Das Größte, das die Welt je vernommen, das wie eine neue Lebenskraft die Adern der ganzen alten Welt und Menschheit durchzuckte, in dessen göttlichem Schoos das ganze Heil der Schöpfung umschlossen liegt, es schwebt noch in Erlösungsschauern über der Welt, bis es zum ersten Mal in der Person des Erst-Erstandenen seinem Wirken Erscheinung gibt. — Und doch wird schon zu derselben Zeit den mit Ketten der Finsterniß Gebundenen, als Erstlingen, die Predigt von der Erlösung gebracht. — Herrlich drängt sich das göttliche Wirken in dieser heiligen Osterzeit zusammen und hier vornehmlich offenbart sich Gott größer, als unser Herz und Verstand.

Ostern.

Einen schönen Ostergruß euch, ihr Geliebten! Der Herr ist erstanden! Seine segnenden Hände, mögen sie über euch und uns ausgebreitet sein! — Endlich dürfen die hellen Glocken ihr Mysterium, das herrliche Evangelium vom Auferstandenen verkünden und Jeden zum Preise des Wunders auffodern und die Menschen dürfen ihr Hallelujah! singen. — Es ist vielleicht noch Keinem aufgefallen, daß dieses göttliche Factum selbst dem Dichter von so hohem Werth ist, abgesehen von seiner grundlegenden Bedeutung für den Glauben. — Denn alle die poetischen Frühlingsgedanken und Lieder haben hierin den Act verklärender Vollendung gefunden. — In ihm sind nicht blos Blumen und Würmchen, sondern der edelste und höchste Theil der Schöpfung, die Menschheit, auferstanden und in ihr freilich auch erst in Wahrheit die ganze übrige Schöpfung zu dem neuen Dasein, das in ihrer dereinstigen Verklärung sichtbar werden wird.

1844.

Der Dichter Byron ist mir jetzt sehr interessant geworden. — Ich habe wirklich mit gespannter Theilnahme sein Leben gelesen und daraus seine Schriften, den vollen Ausdruck dieses Geistes und Lebens, so weit ich darin gelesen, zu verstehen gesucht. In Kraft, Gefühl und gewaltigem Ringen nach dem Höchsten ist er wahrhaft ein Titane. Er ist vielleicht unter den Dichtern der vollkommenste Repräsentant des natürlichen Menschen. — Nie hat man wol dies reiche Gemisch von Sinnlichkeit, Lust, Eigenliebe, Hochmuth, trotziger Kraft und Sehnsucht nach dem Höhern (aber einer, die ganz dem natürlichen Menschen angehört, wie er sie auch in seinem Stück an Kain darstellt, als geeignetem Träger) offenbart, bei so gleichmäßigem Hervortreten wieder jeder einzelnen dieser Eigenschaften. Wenn er Gefühle schildert, so reißt er mit seiner titanischen Kraft, mit der er sie wiedergibt, mit sich fort, und wenn er Leidenschaften schildert, so blickt man in einen Abgrund. — Die Anlage selbst ist meist einfach und die Sprache manchmal nackt, wie verbranntes, furchtbar zerklüftetes Gestein. — Als der

gefangene edelste Venetianerjüngling, in seiner Tragödie Foscari, von seinem Vaterlande verfolgt, gefoltert vor den Augen des Dogen, seines unglücklichen Vaters, nur einmal aus einem offenen Fenster Venedig, das herrliche, im Verklärungsglanz zu seinen Füßen sieht, um dessen Anblicks willen allein er Folter und Kerker gewagt, da hat er nicht Seiten lang Schönes zu sagen, sondern nur: Mein schönes, mein Venedig! Daneben hat er doch wieder eine reiche Phantasie, eine Originalität, die sich in jedem Spiel subjectiver Willkür und Trotz gegen Bestehendes gefällt und erschöpft. — Uebrigens ist sein Leben eine nothwendige Folie seiner Schriften. — Er gehört, wie Körner, zu den Dichtern, an denen nicht blos die Strahlen, sondern auch die Sonne selbst, nicht blos die Schriften, sondern die Persönlichkeit selbst Theilnahme und Interesse erregen; die originellste Laune, aber auch die unersättlichste Lust und Sehnsuchtsweh beherrschen dies reiche Dichterleben von frühester Jugend an. — Doch ist er, selbst unter beständigen Liebschaften, von seinen Engländern angestaunt und doch nie geliebt, aber um seines Lebens willen vielfach verleumdet, um seines Atheismus willen selbst noch nach dem Tode und im Bilde aus der Gruft der berühmten Männer Englands in der Westminsterabtei verstoßen, immer dem Spleen näher gewesen, als der großartigen Behaglichkeit eines Goetheschen Genußlebens. Sein Bildniß ist so anziehend, daß man lange das Auge nicht wegwenden kann, und völliger Abdruck seines Geistes. — Eine Fülle von Geist beseelt selbst im Bilde sein Auge. — Ich ziehe sein Portrait dem Körner's, dem es ziemlich ähnlich sieht, vor. — Durch ihn wurde mein Gedicht, das ich euch vielleicht schon diesmal mitschicke und das ich „Weltdichtung" betitelt habe, veranlaßt. — Vielleicht mach' ich auch bald eine Ballade, zu der ich den Stoff, obwol nur sehr kurz, aus einem lettischen Volksliede entnommen habe. — Der Stoff ist zu hübsch, als daß er mir ganz gelingen sollte, sonst ist darin das leitende Gefühl gerade jenes geheime Sehnen in unserer Brust, das mir am nächsten steht, und das ich von allen Gefühlen bis jetzt am besten verstehe und daher auch wiedergebe. — Doch ich will nichts vorwegnehmen. — Bei Byron fällt mir noch ein der Anfang eines seiner Lieder, der auf mich einen ganz

besondern Eindruck macht, und aus dem ihr herausfühlen werdet, was ihn mir so besonders anziehend macht. — Es ist nämlich die tiefe Sehnsucht in seinem zerrissenen, unbefriedigten Leben. Die schönen Verse sind:

„O wär' ein harmlos Kind ich, hausend
In einer Hochlandshöhl' allein,
Rasch durch die grüne Wildniß brausend
Und in die blaue Flut hinein u. s. w.

Dann auch seine herrlichen „hebräischen Melodien". —

Den 19. Mai 1844.

Innig geliebte Aeltern!

Es ist der schöne erste Pfingsttag! — Da führt der Geist der Liebe mich zu euch! — Muß ich nicht die Flammen auf euren Häuptern sehen, da der Geist, der in euch wohnt, vom Herrn auf euch sich ergießt? — Mein Herz zwar, das ist nie so warm, als es sollte, nicht einmal, als ich es wollte. — Ach, könnte ich doch auch mit jenen Gesegneten sagen: Fühlte ich nicht mein Herz brennen in Seiner Nähe? — Ach wenn der Herr doch zu mir käme und diesen Armen, der nicht Wollen und Vollbringen hat, diesen Vogel ohne Flügel, aufnähme und auf den Adlerfittigen seiner Gnade ihn trüge! — „Ohne mich könnt ihr nichts thun!" — Nein, ohne ihn nichts, das Geringste nicht!

Den 21. Mai 1844.

Meine einzige Mama!

Unter den grünen Maien, die das Pfingstfest feierlich bereitet, ist auch, wie ein leise nahender Engel, das Fest unserer Liebe gekommen! Ist die Kirche gleich immer Gotteshaus, heilig, schön, schmückt sie sich festlicher doch zur hohen Feier, so hatte die Liebe zu dir gleich immer Wohnung in unsern Herzen, sieht diese doch heute besonders festlich aus. Alle die Wünsche, die sie in sich trug, sind nun angezündet; fröhliche Lichter, in reicher, wundersamer

Flamme hinschwankende Ampeln und der beste Schmuck des Liebesfrühlings, des ewigen, eine grüne Maienherrlichkeit schmückt alle Wände. — Süße Mama! Wie der Blume bis in den tiefsten Kelch, sieh unserer Liebe bis in den tiefsten Grund! — Gaben tragend kam auch ich sonst immer zu dir; waren sie gering, deine Liebe verklärte sie durch ihren Blick! — Welche Gaben soll ich dir heute bringen? — Meine Liebe, meine Wünsche? — Ach, ich schenke dir also immer wieder, was längst dein ist! — Ich habe nur Eins! — Ganz mich dir hingeben, mich selbst dir zu schenken! Bringe denn die Liebe mich dir wieder dar! Nimm die Gabe, die du hast! Sie werde durch die Kraft deiner Liebe dir eine neue, erfreuende Gabe! — Heimlich habe ich noch eine (ich mag's wol sagen) reiche Sehnsucht. — Wäre mein Herz doch ein Christophorus! — Käme so meine Liebe, Christum tragend, zu dir! — Ach, da dürfte sie noch weit, weit angenehmer der Christusträgerin sein! — Jetzt, wie wenig ist sie's noch! — So muß ich dir Bitten zum Geburtstagsgeschenk bringen! — Bitte, daß mein Herz, daß meine Liebe es mehr werde! — Sieh mich in Liebe und großer Nachsicht an! — Aber da denke ich doch, was kann ich dem Herrn mehr als Bitten darbringen? Und ich wage es und bringe dir die volle, vertrauensvolle Bitte. — Liebe, süße Mama! Nimm Alles, nimm Alles, was ich dir hier bringe, ist es gleich nichts Neues, nichts Schönes, nicht ein wahres Geschenk, das oft Geschenkte, wie du Alles bisher von mir, von uns genommen, uns gegeben hast! — Mein Wunsch am Schluß sei, daß der Friede Jesu Christi, der in dir Wohnung hat, äußerlich und innerlich immer vollkommner dir, uns Allen werde, daß die Gerechtigkeit des Sohnes, durch das freie Geschenk des Glaubens, uns rein erhalte vor dem Vater und uns heilige durch den Geist, den er täglich reichlich über uns ausgießen will, daß wir, ausgesendet von der Welt, die arg ist, in der Liebe, an der Christus seine Jünger erkennt, uns ewiger und himmlischer Güter erfreuen in voller Gemeinschaft, eins in dem Einen, der nach Geist und Leib sich uns zu eigen gegeben hat — ewiglich!

Den 20. August 1844.

Innig geliebte Aeltern!

Mit Freuden begrüßte ich endlich euern ersten Brief! — Dank dem Herrn, daß es bei euch wohl steht! — Er möge auch mächtig sein durch sein Wort an den Herzen der Hörer, daß eine reiche Ernte in der Gemeinde aufsprieße zum ewigen Leben, deren Garben ihr freudig darbringt dem Herrn dieses Worts! Auch an meinem Herzen, das durch euch Hörer dieses Worts wird und vor Allen zu der Heerde gehört, erweise er sich mächtig, daß er die Sünde überwinde und austilge und das unreine, morsche Gebäu durch seinen heiligenden, erneuernden Geist umwandle zum reinen, geschmückten Tempel, zur Wohnung Gottes, in der allezeit diesem Gotte Dank und Bitte dargebracht werde, nicht mehr in der fleischlichen Weise des bisherigen Menschen, sondern rein und Erhörung fodernd durch die Gerechtigkeit und das Blut Jesu Christi, womit der Glaube es unablässig reinige und heilige zu einem vollkommenen Opfer in dem einigen Opfer des Herrn. — Möge er aus Gnaden mit der Feuertaufe und mit der Geistestaufe Geist und Herz erneuern! — Denn der Verstand will verständig sein ohne den Herrn, und der Glaube will wider den Herrn. — Aber er ist größer als unser Herz! — Der herrliche Epheserbrief entfaltet sich mir jetzt zu tieferer Erkenntniß seiner geistigen Tiefe durch den Harleß'schen Commentar, der in seltener Harmonie, überzeugender Klarheit und durchgebildeter Bestimmtheit den Gegenstand entwickelt. —

Eine interessante Erscheinung zog in diesen Tagen an uns vorüber. — Sehnsucht, sie zu halten, weckte sie, trotz manches Bizarren in ihrer großartig originellen Weise. — Es war Pastor .... Er war nur $1\frac{1}{2}$ Tage in Dorpat. — P. war so freundlich, uns den Genuß zu gönnen. Er lud neben ....'s älterem Bekannten B. auch mich auf ein Stündchen, wo .... bei ihm war, ein. — Ich hatte von .... viel gehört, von seiner feurigen, ja excentrischen Weise, in der er den Fanatismus aller Feinde Christi auf seine Person gelenkt und auf Scorpionen gewandelt, rücksichtslos, wohin das Kreuz nur voranzog. — Ich erwartete eine mächtige Persönlichkeit, in der das: In deiner Kraft will ich die Pforten der Hölle überwinden! persönlich gleichsam erscheine,

eine Elias ähnliche Erscheinung. — Die aber fand ich nicht. — Ein ältlicher Mann, etwas gebeugt, die breite Stirn und hohe Nase in tiefe Falten gelegt und darunter die klugen, lebendigen, grauen Augen, groß und offen, die ergrauenden Haare in einiger Verwirrung. — Die Stimme war ziemlich leise, doch von einem seinem weiten Gefühl entsprechenden Umfange, das Wesen nicht imposant, sondern nonchalant, von bezaubernder Liebenswürdigkeit bis zu verletzender Vernachlässigung in lauter volle Töne gestimmt, nur mit einer gewissen unruhigen Lebhaftigkeit, wie wenn man die Oberfläche eines klaren Wassers oft von einem plötzlichen Windstoß gekräuselt sieht — geistreich, aber nicht stetig. — Ich muß sagen, es wurde mir ein Bild eines geistvollen, gläubigen Subjectivismus, aber es wurde mir auch klar, daß die Paulus-, die Luthersgestalt, die volle, stetige, in sich klare, nur der Kirche angehöre. Ich ward ihm vorgestellt, herzlich begrüßte er mich, dachte dein, lieber Papa, mit großer Liebe, dann warf er sich in den Sopha, brachte einige dogmatische Häresien auf, die sich ihm in geistreiche praktische Bemerkungen verloren. — Disputiren kann er nicht. — Auf seiner Insel, von allem Umgange fern, hat er das gläubig aufgenommene Wort mit schöpferischer Phantasie gestaltet. — Seine geistreiche Typik hat ihren Mittelpunkt in Christo, ihre Norm im Wort und daher viel Wahres, praktisch Bedeutendes. — Hier geht ihm Alles auf, z. B. Moses und der Herr im Flammenbusch. — Moses stützt sich auf den Stab, die Werke des natürlichen Menschen, die Stimme des Herrn ertönt: Wirf ihn weg! — Sieh, er wirft ihn weg, der Stab wird zur Schlange, die natürlichen Werke sind dem Menschen, zu dem der Herr gesprochen hat, zu Schlange geworden. — Siehe, da spricht der Herr wieder: Nimm die Schlange auf! — Und gläubig thut er's und im Glauben sind seine Werke wieder Stab und genehm vor dem Herrn. — Eben so die Geschichte von der Hand, die aussätzig wird, als er in seinen Busen greift. — Oder wenn er in den drei Ständen Christi ein Abbild der Dreieinigkeit sieht und nun die drei Stände durchs ganze Leben des Herrn durchentwickelt. — So findet er sie schon im Gesang der Engel, dann im Kinde, das in Windeln gewickelt in der Krippe lag. — Das Kind ist das, von

dem Jesaias sagt: Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter, der königliche Stand Christi, in Windeln gebunden, unser Hoheprieſter, für uns gebunden; in der Krippe, hier findet er aus einer Stelle eine Beziehung auf den Prophetenstand; dann auch im Golde, Myrrhen und Weihrauch dieselbe Beziehung. — Die Rechtfertigungslehre hat er glühend erfaßt und sie ist die Seele seines Glaubens, daher seine Worte: Sanct Augustin, Sanct Luther und Sanct Schächer am Kreuz. — „Unser lieber, theurer Bruder, der Schächer am Kreuz", sagte er in der Betstunde, der ich beiwohnte. — Den Petrus nennt er in gleichem Interesse den Lump. — Und das beweist er aus der evangelischen Geschichte. Und darum habe er das Primat bekommen. Petrus, Johannes und Jacobus heißen ihm alle drei auch einmal gelegentlich: die Lumpen. — Er dringt darauf, daß alle Menschen einander lieben, alle Christen einander anerkennen sollten. — Jene vorwaltende Innerlichkeit, durch die äußern Umstände noch dazu geboten, jenes Aufsichbeschränktsein hat auf sein äußeres Verhalten zu den Menschen viel Einfluß. — Er strömt sein Inneres aus, ohne diese Aeußerung nach der Eigenthümlichkeit des Andern zu bestimmen. — Ebenso ist er für das Rückwirken fremden Einflusses in der vorwiegenden Gewöhnung eigner Selbstbestimmung ziemlich unempfänglich. — In seiner Gemeinde fährt er dem Teufel frisch in die Haare, der so wüthend auf ihn ist, daß er ihn einmal durch die Hand seiner Feinde hat verbrennen wollen. — Aber jetzt hat er die Schlange unter den Fuß getreten. — Nachdem er in 20 Jahren nicht hat bewirken können, daß nur ein Einziger in seiner Gemeinde Hausandacht hielt — so groß war die Feindschaft gegen das Evangelium — hat er endlich Gott den Herrn dem Teufel gegenübergestellt und ist dem nun wieder in die Haare gefahren. Sieh, in 6 Monaten ist in 397 Häusern Hausandacht eingeführt! — Er hielt im Bethause der Brüdergemeinde hier einen Vortrag, den ich auch anhörte. — Sein Vortrag leise, im Anfange kaum lebendig, sich erst begeisternd durch den Gegenstand bis zu mitreißender Gefühlsinnigkeit; die Darstellung ziemlich unklar, voll Geistesblitze; überall erschien ein Herz, das langen Umgang mit seinem Heilande gehabt, das Jesum mit allen erdenklichen Namen der Liebe rief, wie aus

der heiligen Feierlichkeit des Gottmenschen Christus in einen Privatverkehr mit dem Menschen Jesu eingehend. — Er schied; viele, viele herzliche Grüße im Herrn sollte dieser Brief zu euch hinüberbringen. — Ihr habt hier ein Bild von ...., für eine individuelle Auffassung vielleicht zu weitläuftig ausgeführt. Aber da mein Brief sonst arm, nur meine Person, im unendlichen Ebben und Fluten ihres Gefühls, d. h. also doch im ewigen Einerlei, euch vorführt, wünsche ich ihm immer durch irgend ein Portrait, das er umfaßt, wenigstens das Verdienst eines Rahmens zu verschaffen. — Etwas getroffen habe ich doch die Person und somit ist ihm ein relativer Werth gesichert. — Interessant waren mir ....'s Erzählungen von Kleinert und Walter. — Wie das reiche, christliche Gemüth Kleinert's immer an eignem Werth, an eignem Urtheil zaghaft, unter der erziehenden Ruthe der selbstgenügsamen, gemüthlosen Speculation des geistig überlegenen Gefährten endlich sich beugte zum Gehorsam unter ihr Gesetz, wie er, so tief erschöpft, endlich ausgerufen: „Wenn wir uns nur nicht selbst unsere Sünden vergeben!" — Und mit diesem Ausruf, die gewaffnete Hand christlicher Apologie gelähmt fühlend, in bodenlose Speculation versunken, mit blutendem Herzen, aber wahrheitsstrebend, sich losreißend von den grünen Zionsauen christlicher Bruderliebe, den zwar engbegrenzten, aber herzerquickenden, in die schaurigen Weiten einer allgemeinen Liebe, groß auch in der Entsagung des christlichen Bruderverkehrs, und wie nun in der letzten Stunde, durch die hohlen Larven philosophischer Gedankenbilder, der alte Christus, der persönliche, getreten und er nun, in tiefer Sehnsucht, immer und immer wieder gerufen sein: „Herr gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst!" — das noch über seinem Grabe fortlebt, bis er selig lächelnd verschied. — Diese Erzählung, tief anklingend in meinem Herzen, ist mir lebendig geblieben, wie sie auch tief einführend ist in den Kampf göttlicher und menschlicher Weisheit.

Auch ich höre jetzt Philosophie. — Sie erscheint gerade hier in ihrem schönsten Gewande, in ihrer geistigsten Form. Wenn der blinde Mann mit der denkenden Stirn so ehrfurchtgebietend in unserer Mitte steht, wenn aus seinem Munde der wohllautende Gedankenstrom so klar und reich

sich ergießt in der umfassenden Form eines nie verfehlten Ausdrucks und jeder dieser Gedanken wieder mit dem Schöpferstabe an unsere Gedanken hinantritt, ausgerüstet wie mit Wundergaben, es wird Einem doch so eigen; schweigend, wie um nicht den Nachhall der berührten Saiten zu verlieren, oder unheilig in ihn einzugreifen, gehen wir auseinander. Und was sollen wir werden? — Nachdenker des göttlichen Denkens, die die Welt nicht nach den fertigen Vorstellungen der prosaisch unempfänglichen Weltansicht, sondern aus der Einheit ihres göttlichen Gedankengrundes aufzufassen streben; nicht das endliche Denken, sondern das freie, das absolute Denken ist unser Ziel. — Das ist das geistige Element der Philosophie, in das wir zu ihrem Verständniß erhoben sein müssen, denn jede Wissenschaft hat ein solches Element, aus dem heraus sie nur verstanden werden kann. — Das Element der Theologie ist der Geist Gottes, und daher ist es nur Gnadengabe, das wahre Verständniß theologischer Wissenschaft. — Zu fürchten ist, daß nicht seine Zuhörer sich gar zu bald einbilden, Nachdenker Gottes zu sein, womit er es freilich ernster nimmt. — Mich bewahrt vor dem Zuweitgehen hierin neben dem Christenthum auch Mangel an besonderer speculativer Begabung. — Ich habe eben mehr Anschauung als Speculation.

Den 13. August 1844.

Innig geliebte Aeltern!

Es ist doch Friede und Freude im Geist in euerm Sezzen, es umschweben es doch gewiß die Engel Gottes? Denn auf einen Brief harrte ich diesmal vergebens. — Das macht mich aber nicht irre. — Ich bitte täglich, daß durch euch dort eine recht liebliche grüne Saat aufgeht, gestärkt vom himmlischen Thau evangelischen Trostes und reifend an der vollen Sonne göttlicher Liebe. — „Es wird auch gewiß grün werden, wenn der Frühling kommt und die Turteltauben ihre Stimmen hören lassen", wie der Dichterprophet im Geist sagt. — „Und wo das Wort ist, da müssen auch Heilige sein, wären es auch eitel Kinder in der Wiegen", sagt in kindlicher und doch großartiger Glaubensgewißheit unsere

Kirche. — Nun, das Wort ist da reichlich, und im Wort ist der Geist da und mit ihm das liebliche Jahr der Gnaden. Wenn sie nun doch kämen, in ihrem Schatten Hütten zu bauen! — Mir ist es in diesem Semester hier ganz genehm. — Wenn auch das Gefühl des Zuwenigthuns mich mit Recht plagt, fange ich doch an, einige Fortschritte zu sehen, und das muntert auf. — Aus dem oft anziehenden Bekanntenkreise habe ich mich etwas mehr auf die Apostel und Propheten und die theologischen Freunde zurückgezogen. — Doch gehen mir meine Abende, auch wenn ich fast keinen meiner nicht theologischen Bekannten unter den Studenten besuche, fast alle darauf. Selten habe ich einen freien Abend. — Die Apostel und Propheten kommen lieber Morgens zu mir, Abends die nicht — inspirirten Menschen Gottes. Mittags spreche ich mit meinem B., doch meist über Theologica. Diese Zeit zwar erlaubt kein tieferes Erörtern, aber es findet sich doch manches Goldkörnchen im Sande. Das Disputiren lassen wir dabei, erstens, weil ich eine mehr friedliche und dem Disputiren abholde Natur bin, zweitens, weil wir die Differenzpunkte kennen und wissen, daß wir darüber nicht zu Strich kommen. — Das Billige gebe ich auch seinen reformatorischen Gedanken nach, jedoch bewußt Maaß wünschend in der Liberalität. Der gewöhnliche Gegenstand des Gesprächs ist im Theologischen biblische Theologie.

1844.

Ich halte den Einfluß der .... schen Vorlesungen auf mich, wenn ich ihnen auch jetzt noch nicht scharf nachdenke, für wohlthätig. Sie sind mächtig anregend und haben besonders durch seine Persönlichkeit etwas sehr Anziehendes. — Sein Wort, geistlich wie leiblich schön, getragen von der Energie eines in der Bewältigung seines nie zu bewältigenden Gegenstandes zu den höchsten Lebensäußerungen aufblühenden Bewußtseins, ergeht machtvoll über die empfänglichen Geister. — Leben verbreitend schwebt es noch nach der Stunde über manchem Gedankenchaos. — Ich kehrte vorigen Abend über den Dom zurück. Der Mond beleuchtete ihn magisch schön, rings die farbigen, herbstlichen Blätter,

unter mir die Stadt mit dem schimmernden Weiß ihrer Gebäude, aus denen hin und wieder Lichter strahlten. — Die .... sche Stunde war gerade sehr anregend gewesen. — Ich konnte in dieser Umgebung ihren Eindruck lange nicht vergessen. — Er hatte über die Ebenbildlichkeit unsers Denkprocesses mit dem zeitlichen Processe des schaffenden Gottesgedenkens gesprochen: ein großer, göttlicher Lebensschlag, der durch Natur- und Geisterwelt pulst und nicht als Gott, sondern in Gott lebt. — Es ist das Höchste, was der menschliche Gedanke mit kühnem, wagendem Pinsel zeichnet. — Er kommt mir vor wie der magisch beleuchtende, so kühn er auch in die Welt und ihre Geheimnisse hineinschaut, doch nur halb entschleierte Vollmond. Aber was ist er gegen die Sonne Christus? — Die Klarheit seines entlehnten Lichts gegen seinen ewigen Tag, in dem Alles, Alles in göttlicher Klarheit aufgeht? Was der Proceß eines halbverstehenden Denkens gegen den Proceß des zum völligen Schauen sich entwickelnden Glaubens? — Seine abstracte Erkenntniß gegen die Herz und Geist vollkommen erfüllende Erkenntniß der alle Erkenntniß übersteigenden Liebe Christi! Siehe, wie wenn die Mutter, in Liebe über ihr träumendes Kind geneigt, als Traumbild selbst in seine Träume tritt, bis an der Liebeswirklichkeit selbst der Geträumten das Kind zum Erwachen an ihrem Herzen auflebt, so auch, als der Erlöser sich in unendlicher Liebesfülle über das weisheitsträumende Kind, das Menschengeschlecht, geneigt, ist er als Traumbild doch in seinen Träumen erschienen; die Philosophen nach Christo haben sich der Idee des Versöhners (ach, nur ein Traumbild des in Fleisch und Blut erschienenen Versöhners!) nicht mehr entschlagen können! — Ach, daß sie an des Traumbilds Liebesinnigkeit ans Herz des persönlichen Christus erwachten! — Der Versöhner gehört nicht der Philosophie, sondern allein meinem Glauben an. — Das weiß ich wohl! — Doch hat auch sie Fülle und innere Schönheit. Sie gibt dem Gedankenausdruck erst plastische Fülle. Ich meine nicht das anatomisch, richtiger logische Skelett Kant'scher oder Herbart'scher Verstandesphilosophie, aber das beseelte Wesen einer Geistesphilosophie. — Die Carlblom'sche und Hegel'sche Philosophie, in der Methode gleich, und diese ist wesentlich die nur voll-

kommener ausgebildete Platonische, Dialektische, haben doch einen Unterschied. — Carlblom führt in dem Verhältniß von Menschlichem und Göttlichem, der Basis aller Philosophie, Alles auf das Verhältniß der Ebenbildlichkeit, wie Hegel auf das Verhältniß der Identität zurück. — Nach Carlblom ist unser Denken eben nur das gottgeschaffne Nachdenken des allein schöpferischen göttlichen Denkens. Es ist unser Denken so gut wie alle seine Objecte, die ganze Welt außer ihm, blos Geschaffenes des Schöpfergedankens. — Es gehören aber zur rechten Ergreifung des Schöpfergedankens, als der Einheit des erscheinenden Geschaffenen, vorzüglich weite Realkenntnisse. Sie sind das Erste, der nothwendige Stoff, aus dem erst gebildet werden kann und darf. — Und auch darin unterscheidet sich Carlblom sehr vortheilhaft von den constructionsmächtigen Hegelingen; er empfiehlt tüchtige Kenntnisse als nothwendige Grundlage der Philosophie aufs Dringendste. — Als Philosophie, wenigstens als gefoderte Erfüllung des Ideals der Philosophie, ist freilich diese Carblomische berechtigter als die mir sonst, wenn auch wenig bekannte, doch liebe Jacobische Philosophie, der im Bewußtsein der Unmöglichkeit, dem göttlichen Gedanken nachzugehen bis zu seiner vollen Ergreifung als Einheit der Welt, den Glauben oder das unmittelbare Geistesgefühl als einzigen Beweis empfahl. — Und vom christlichen Standpunkt aus, vom Bewußtsein aus, daß wir nur in einem dunklen Spiegel anschauen, einem Bewußtsein, das die Empirie bestätigt, muß Jacobi Recht behalten und der arme, um dieses Bekenntnisses willen von seiner vernunftreichen Zeit viel angefeindete Mann durch ein ehrenvolles Andenken entschädigt werden.

Den 28. September 1844.

Innig geliebte Aeltern!

Es wird gewaltig herbstlich! — Die Natur außerhalb der Stadt ist der Beobachtung schon längst entzogen, denn die Straßen sind schon seit längerer Zeit ganz ungangbar. Auf den Dom, als einzigen Ort, wird man gewiesen und

vollendet da unter den fallenden gelben und rothen Blättern seine gezackten Kreisläufe, daß man darüber ganz melancholisch werden kann. — Auf dem Gange zum Universitätsgebäude macht man gar die Augen lieber zu und höchstens freut man sich ihrer, weil man die rettenden trocknen Steine damit erblickt. — Man erhält das Gebot, sich mehr in sich selbst zurückzuziehen. — Der Frühling lehrte uns das Sichselbstvergessen, von sich selbst Ausgehen, sich Hingeben, erst in dessen Folge den Genuß. — So ist der Frühling christlicher und in dem Zustande, wo wir einmal immerdar von uns selbst ausgehen werden, uns hingebend und im Hingeben und Selbstvergessen überschwänglich genießend, werden wir auch immerdar Frühling haben. — In ihm liegt das in sich befriedigte Streben nach Vollendung. — Ich halte den Herbst auch geradezu für eine Folge unserer Sünde. Ans Zimmer kann ich mich noch gar nicht gewöhnen, es wird mir nicht recht heimisch, ich kenne es nur noch als nothwendiges Bedürfniß. — Und doch ist mein Zimmer an sich nicht ohne Verdienst und ganz anerkannt, freundlich und geräumig. — Noch dazu hat es jetzt einen besondern Schmuck erhalten. — Ich habe von Seeberg das große Oelgemälde, das er renovirt hat, zum Geschenk bekommen. Dies haben wir an der Wand, rechts vom Fenster, dem Eintritt am nächsten angebracht. — Hier kommt erst mein Schrank, dann das Sopha mit dem Tisch davor, dann dem Fenster am nächsten das Oelgemälde (etwa 4 Fuß hoch) etwas geneigt nach vorn und vor ihm ein kleiner polirter Tisch, darauf zwei Messingleuchter, mit Lichten, die dem Heiligenbilde zu Ehren stets vor ihm stehen und zwischen ihnen auf dem grünen Theebrett die blanke Theemaschine, das Weihrauchsgefäß sehr graziös darstellend. — Das Gemälde ist ziemlich brillant, der Rahmen lilla und Gold. — Das Sujet: eine Gruppe Italiener, ein frommer Prälat, der zu seiner Seite einen Tisch mit Todtenkopf und Evangelium hat, reicht einem vor ihm knienden und bittend zu ihm aufblickenden jungen Weibe, auf deren Knie ein munteres Kind sich befindet, ein Geldstück, während eine alte verschrumpfte Gestalt, kastanienbraun und mohrenhäßlich, hinter dem jungen Weibe, dessen ausdrucksvolle und bittende Züge uns für sie einnehmen, mit gierigen Blicken den wohlgefüllten Beutel

des frommen Wohlthäters anstarrt und ein brauner Knabe vor ihr dem Fremden keck ins Gesicht schaut. Ihr zweifelt nicht, daß dieser fromme Diener der Kirche im Purpur ein Heiliger sei, und ich habe beschlossen, ihn nächstens einige Wunder thun zu lassen. — Dies Bild hängt beständig mir vor Augen, wenn ich schlafe. — Und nur wenn ich wache und arbeite drehe ich ihm den Rücken zu. — Ob nun dies Bild als mit Wunderkräften begabt wirksam in die Seele des Schlafenden eingreift, weiß ich nicht, aber ich hatte ihm gegenüber einen Traum, der mir selbst so sehr Leben war, daß ich, erwacht, ihn nicht blos wußte, sondern ihn vielmehr fast für wirklicher hielt als die Wirklichkeit. — Eingeschlafen im Anschauen des Bildes träumte ich, ich befände mich auf dem Wege zum alten Großonkel, der einsam und ganz wundersam für sich wohne in einer fernen Gegend. — Ich wußte mich noch weit von seinem Hause, und wußte ihn auch selbst vom Fenster fern, als schon ein Sprechen mit ihm begann, das ich als ein rein seelisches erkannte. Ich fing an, ihm den Rationalismus zu schildern, und in dem Augenblick drängte sich in das lebendige Traumbild dies von mir, dem Träumenden, Gedachte wieder als lebendiges Bild. Denn was ich ihm davon erzählte, sah ich Alles lebendig vor mir liegen. — An dem grünen Walde der Lust links ging der Weg des theoretischen Rationalismus, ein bequemes modernes Gebäude mit rothem Ziegeldach, vor dem viele wohlbeleibte Herren behaglich tranken oder ambulirten, rechts ging es zum praktischen Rationalismus, ein niedlicher Feldweg, am Ende ein romantisches Hüttchen mit einem auserlesenen schönen Blumengärtchen. — Ich äußerte die Furcht, daß der alte Großonkel, der so freundlich sei, auch zu viel von den Blumen angenommen habe (wahrscheinlich dachte ich daran, daß er dir Niemeyer's Charakteristik der Bibel empfohlen hatte). Unterdeß war ich ans Pfarrhaus gekommen. Ein finsteres Vorhaus, endlich fand ich eine Kammerthür, durch die ich in ein dämmerungsvolles Zimmer trat. — Ein ungeheurer Hund sprang mir entgegen, aber eine leise Silberstimme, tief eindringend, rief ihn zurück. Mitten im Zimmer, auf einem erhöhten Lager, das Haupt aufgestützt, lag der Alte und ein leiser Schimmer strahlte von ihm aus, der ins

Zimmer Dämmerung brachte. — Rings um ihn sah ich sehr viele Hunde liegen, eng an ihn geschmiegt, und ihre vielen klugen, treuen Augen, hellglänzend, waren alle auf seine Augen gerichtet. — Der Alte aber, den ich für meinen Großonkel und Lazarus hielt, hatte etwas Tiefergreifendes in Stimme und Geberde. Er erhob sich endlich und es war, als sänge er mit seiner Geisterstimme ein englisches Lied. — Dann nahm er seine Binden von seinen Schwären. — Ich dachte, es sehe ekelhaft aus, aber die Binden wie die Wunden selbst glänzten wie Silberschuppen; mir ahnete, es wären schon verklärte Glieder. — Ich erbot mich, ihn zu verbinden, aber die Hunde standen alle auf und sagten mit entschiedenem Tone: Nein! Nein! Nein! — Der Alte lächelte und die treuen Hunde verbanden ihn. — Nun erhob sich der Alte, er war ganz wunderbar, wie aus dem 16. Jahrhundert gekleidet. — Am meisten aber fiel mir das lange, goldne Haar auf, das glänzend auf seine Schulter fiel. — Er sagte nun, er wolle mir ein Gedicht, das er gemacht, vorlesen, und ich freute mich, die meinigen bei Gelegenheit anbringen zu können. — Aber der Gedanke entfiel mir bald. — Er fing an zu lesen, obwol es fast dunkel war; die Idee des Gedichts war: die heilige Schrift ist der zeitliche Ausdruck des ewigen Gottesgedankens, der sich durch ihre verschiedenen Bücher, wie eine Blume oder Pflanze, zur Vollendung entwickelt und in der Apokalypse die symbolische wundersame Passionsblüte bis in die Tiefe des Kelchs eröffnet hat. — Klang und Idee bewegte mich tief. — Die Form war ganz verschlungen in die Macht des Gedankens, so daß, obwol er in Jamben schrieb, das Wort Apostelgeschichte vollkommen harmonisch in den Vers paßte, und hierüber gerieth ich in ein solches Entzücken, daß ich aufschrie und — aus dem Bette sprang. Gleich trat tiefe Reue ein, ihn im Lesen gestört zu haben. — Aber der Traum war weg. — Nur wußte ich, daß ich während seines Vorlesens gedacht, dieser herrliche Gedanke, den er durchführte, sei doch nicht ganz orthodox.

Den 31. October 1844.

Wie ich selbst zu jener Richtschnur des Bekenntnisses, zur Philippischen Dogmatik stehe, habe ich euch doch noch zu sagen. — Diese, aus alten guten Zeiten, ist geharnischt in Panzerschwere, einer Rüstung, gleich der, die Paulus Ephes. 6 beschreibt, an mich getreten. — Da ist nichts mehr von der weichlich bequemen Kleidung unserer Zeit. — Wer auf ihr: Wer da? ein: Modern! antwortete, erhielte hier gewiß keinen Pardon. — Sie ist Organ einer politischen Partei, die das Bürgerrecht im Himmel hat; die alten Dogmatiker sprechen aus ihr, oft in etwas massiver lateinischer Sprache. — Nur die exegetischen Richtungen, die ich aber noch häufiger wünschte, sind völlig entsprechend den Anfoderungen einer gegen diese Richtung so argwöhnischen Zeit. — Diese finde ich ausgezeichnet und ich finde durchaus in der Lehre den reinen Abdruck des Urbildes der Schrift, obwol ich auch damit zufrieden wäre, wenn sie sich etwas mehr nach dem Geschmacke der Zeit richtete und nicht immer voraussetzte, daß diese an sich einen bittern Geschmack im Munde habe. — Das Herrlichste aber ist an ihr die Kraft des weltüberwindenden Glaubens, die dem, was die Welt so hoch ehrt, der wissenschaftlichen Vermittlung, im starken Glauben an die göttliche Unmittelbarkeit zu entsagen weiß, die überall versucht ist und gesiegt hat. — Wenn ich von der Form sage: sie könnte mehr Geschmack haben, weil es in der Zeit liegt, darauf zu halten, so sage ich vom Inhalt: er hat den Geschmack göttlicher Speise. — Und auch was die Form anbetrifft, weiß ich, daß die Absicht, warum sie gewählt ist, eine tief lautere ist. — Denn auch sie beruht auf einem Acte der Entsagung in göttlicher Kraft, den ich ehre.

Den 15. Januar 1845.

Innig geliebte Aeltern!

Freundlich umfängt mich wieder die stille Kammer, und die stillen, schirmenden Wände umschließen mich, treue Geheimnißhüter, als sollte ich mich recht kindlich vertrauend

hingeben in ihren Schoos, der mich schon ein Jahr umfangen hat. — Des Tages Last und Hitze habe ich getragen, Angesichter der Menschen und der Natur sind mir vorübergegangen. — Jetzt, in der Einsamkeit des Abends, getragen von dem monotonen Schlage der Uhr, schwimmt Alles in einen tiefen und stillen Gedankenstrom zusammen, dessen Rauschen: Heimat! tönt. — Heimat aber ist da, wo wir heimisch sind. — Durch die Liebe aber sind wir im rechten Sinn heimisch in einem andern Herzen. — So ist der Christ heimisch in dem Herzen Jesu, darum ist seine Heimat bei Jesu, in dem innigen und völlig Einssein mit ihm. — Dies ist aller Liebe herrliches Vorbild.

So bin ich aber auch heimisch in eurem Herzen. — Ihr, Geliebte, tragt meine Heimat mit euch. — Wo ihr seid, da ist meine Heimat. — An dem tiefen Brunnen eurer mir stets gegenwärtigen Liebe ist mir am heimischsten. Ich mag die frischen Quellen nimmermehr lassen, in ihrem heiligen, klaren Spiegel sehe ich mein Angesicht schöner wieder. — Es in euch so zu schauen, wird meine Eitelkeit. — Wenn Ströme in mir fließen, ihr habt sie in mir auferzogen und genährt. — Denn die Ströme eurer Liebe sind reiner und reicher als die meinen. — Euch tragen darum meine Gedanken im Herzen; diese Patmosblume in Christo, die soll mein Ganges immerdar tragen, euer Bild, meine ich, nicht euer todtes, sondern euer beseeltes Bild. — Wie eine bunte Sommerwiese wird mein Denken über euch, immer neue, kleine Blumen, junges Grün. — Denn euer Andenken ist ein fruchtbarer Boden und trägt hundertfältig.

Den 18. Februar 1845.

Innig geliebte Aeltern!

In kindlicher Liebe schmiegt sich mein Herz an euch an, an dem euren zu ruhen, nah' und innig. — Euer Wort der Liebe, wie es auch meinen Geburtstag gefeiert, es kommt mir nicht vor, wie Festglockenschall, noch wie ein Zuruf, das ist alles äußerlich, sondern wie ein Verständniß der Seelen ist es mir, das ewig gegenwärtig, ob es erscheine oder nicht

erscheine, Blüten treibt, die nur in ihm bestehen und Werth haben, deren Abblühen aber sein Wesen auch nicht verringert. — Durch eure Wünsche, die ja in Gebetskraft den Herrn Christum am Gewande festhalten, daß er bleiben muß und seine Verheißungen erfüllen, wird mir jede Freude, jede Hoffnung, die in mir selbst aufstieg, besiegelt, über jede Unruhe und Sorge aber im Herzen ergoß es sich, wie lindern-des, besänftigendes Oel, ich meine Oel, das ein Symbol des heiligen Geistes ist. — Ich brauche wol oft noch den Frieden Christi in seiner Regenbogengestalt über den bewegten Wassern, da muß sich die Sonne Christus oft noch in schweren, fallenden Tropfen spiegeln. — Und wenn, wie Brigeans sinnig sagt, Christus Jedem gerade so erschien, wie er ihn bedurfte, so möchte ich ihn in der Gestalt sehen, in der er spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ — Wie steht da der gute Hirte in der Knechtsgestalt, die Arme weit ausgebreitet, die kommenden Sünder zu empfahn, und jeder Zug seines Angesichts spricht von der hohenpriesterlichen Barmherzigkeit, durch die er ein Erlöser geworden ist, und ist doch von königlichem Verklärungsschimmer überhaucht. — Die Liebe Christi hat auch ihre verschiedenen Charaktere; ich kann nun einmal den rein fröhlichen nicht annehmen; prägt sich in der Einsamkeit, wo wir am meisten nach der Eigenthümlichkeit unseres Selbsts uns geben, sich unser Charakter am meisten aus, so empfinde ich am öftersten ein stilles, fast wehmüthiges Nachgehen meiner nach dem Heilande, aber ich will es wol glauben, daß das auf Sinnentäuschung beruht und daß es eigentlich ein wehmüthiges Nachgehen des Hirten nach mir ist. — Sorge um äußere Dinge kann ich nicht haben; Gott ist so gütig im Werben um meine Seele, daß ich kaum etwas bitte, so gibt er es, obgleich ich ihn immerdar wieder vergesse. — Gedanken der Mystik kommen mir öfter, als Gedanken der Kirchenreformation, obwol auch diese mich gewaltig ergreifen und mich, je stiller ich in mir gewesen, zu desto rücksichtslos lauterem Auftreten nach außen drängen. — Ist das ein Zwiespalt im Charakter oder blos im Glauben? — Ich las heute Augustin's Leben im Böhringer. — So sichtbar ein Leben auf dem Plan der göttlichen Versöhnung verzeichnet zu sehen und eine so concrete Fülle

von Gnade und Barmherzigkeit unserem oft so abstractem Glauben gegenüber, und dies durch ein menschliches Bewußtsein durch alle Tiefen seines Reichthums vermittelt zu erhalten, das hat eine stille herzüberredende Gewalt. — Ich liebe die gewöhnlichen ascetischen Lebensbeschreibungen nicht sehr, und besonders früher floh ich sie fast; ein trüber Nebel der Subjectivität umhüllt sie doch. — Hier aber wirft auch die Kirche ihre morgendlichen Strahlen um die demüthig hohe Gestalt; nicht in kümmerlicher Einzelnheit, lebenskräftig, von ihrem Geist getragen, steht er da. — Wunderbare Tiefen der Erkenntniß öffnet aber sein eignes Bekenntniß; nun, da ihm die Augen aufgethan, sieht er das Geheimniß seines frühern Lebens, jenes dunkle Bewußtsein von Sehnsucht oder Liebe wird ihm ein helles Bewußtsein des von frühester Jugend mit lockender Hirtenstimme, mit wehmüthiger Liebesbitte ihm nachgehenden Heilandes. — Schön ist's nun auch, daß auch diese sich an einer Person darstellt, sich vermenschlicht in der reichen Mutterliebe der Monica: „Weib, der Sohn so vieler Thränen kann nicht verloren gehen!" — Und nun das Entzücken der gefundenen Gemeinschaft! — Damit ist aber auch Monica's Beruf beschlossen. — Kaum hat sie den Sohn, als sie in verklärter Freude hinübereilt in die ewigen Hütten, von denen nur noch bekümmerte Sehnsucht sie fern hielt. — Sehr deutlich ist der Schlußpunkt dieser ganzen Periode gegeben, eine ganz herrliche Scene. — Augustin ist bekehrt, die glückliche Familie, Monica, Augustin's Bruder, sein Busenfreund Alypius, kehren nun aus Mailand zur Heimat Afrika wieder. — Sie sind in Ostia. — Monica ist seit einigen Tagen still, als bereite sich in ihr schon die Verklärung, der Uebergang zu der bessern Heimat vor. So steht sie einst mit Augustin auf dem Balcon; unter ihnen reiche, blühende Gärten, vom tiefblauen Himmel überwölbt das weite, klare Meer, dessen Wogen, leise rauschend, zur Heimat Afrika ziehen. — In stiller, freudiger Anbetung sind die Seelen Monica's und Augustin's geeint, die Vergangenheit hat sich in das Gefühl der Vollendung verklärend aufgelöst und es beginnt ein Wechselgespräch zwischen ihnen, über ihn, der ihre einstige Heimat ihnen bereiten, verklären wird, über das Wesen Gottes. — Es geht von der Schönheit seiner

Offenbarung in der Welt aus, und immer höher und höher steigt es, die Sterne und das Licht und über das Licht hinaus zu der Spähre jener unversiegbaren Fülle, wo er Israel weidet in Ewigkeit und in dem Umgange mit ihm, wie da Alles allmälig schweigt, die Welt und der Himmel Himmel, ja die eigne Seele und nur Er — nur Er noch redet durch sein eignes Wort, den Sohn der Liebe, in unsere Seelen. — Und Monica's Seele versinkt in diese Wonne. Sie fühlt sich zur Heimat gezogen, sie erklärt, wie sie nun ihre Laufbahn vollendet, und bald darauf geht sie ein zu ihres Herren Freude. — Möchte doch an diesen gewaltigen Momenten eine kalte menschliche Dichtung sich bekehren oder schweigen lernen!

Den 18. März 1845.

Innig geliebte Aeltern!

Ich habe wieder bei euch zu Tische gesessen und von dem Lebensbaum eurer Liebe gegessen; ist doch bei ihnen, die da versetzt sind in das Reich des lieben Sohnes, Alles ein Gewächs dieses Reiches, Frucht des Paradieses. — Nun reift Alles an einem himmlischen Feuer; seit das Feuer der Christusliebe in ihrem Herzen brennt, reift es wundersam an dem Lichte einer andern geistlichen Sonne und der reine Wohlgeschmack göttlicher Lebenskräftigkeit durchdringt jede Frucht bis in ihren innersten Kern. — Alle Gedanken, die einst nicht hatten, woran sie sich halten sollten oder woher sie Kraft nehmen sollten, sind nun Reben geworden an diesem ewigen Weinstock, voll der Ueberfülle des Saftes; all unser Sinnen befindet sich in der Schule jener himmlischen Lehrweisheit, wird erzogen vom Glauben und nimmt zu an Alter und Weisheit in Christo. — Eure glaubenstiefe Liebe erzieht auch meine Gedanken, sie nähren sich an eurer geistlichen Gabe. — Der Mensch mit seiner vergötterten Freiheit genießt nicht jede solche Gabe, auch mich bewegt nicht jede christliche Wahrheit, nicht aus jedem Munde; Macht über die Freiheit hat nur die Eine, die Liebe, die mit der Allgewalt einer heiligen Ueberredung Hingabe erhält.

— Darum bewegen eure Briefe mich doch immer am tiefsten, ist das verkündete Wort unter Menschen mir dort am nächsten, geht die Willkür meiner Neigungen und Gedanken an euren Briefen am leichtesten auch in neue Liebe zu Christo auf. — Wenn uns in den bunten Kreisen der Märchenwelt Verwandlungen besonders ansprechen, so ist dieser leise Zug die geheimnißvoll unbewußte Ahnung der Herrlichkeit unserer geistlichen Verwandlung. — Ich habe es gern, den λογος σπερματικος in den weiten Gebieten unseres Weltlebens zu entdecken; ist doch jeder dieser leichten und doch bedeutungsvollen Züge auch ein Zug des Vaters zum Sohne. — Aber freilich ist es nur verhüllt, was wir auch offenbar in seiner natürlichen Schönheit haben, und es ist nicht immer Zeichen der Gesundheit, mit einer nervengereizten Neugier unter Hüllen suchen, statt das enthüllte Wunder anzubeten. — Das geht mir leicht so. — Ich schwärme zu viel, um hier aus B.'s Geist zu reden, in den Gebieten verhüllter Erlösung, während der rechte Fromme im Hause des Herrn unmittelbar von Angesicht zu Angesicht anschaut. — Am Uebermaß geistlicher Bußpein, oder doch am zu einseitigen Festhalten des Sündengefühls zu leiden, bin ich mir gerade nicht bewußt. Vielleicht ist es in meinen Briefen der Fall, weil ich dem Gegenstande nicht widerstehen kann; mich beherrscht das Object sehr leicht. — Aber im Leben stelle ich mir das Object noch zu selten. — Oft ist es auch statt des ächten Sündenbewußtseins jene fruchtlose traurige Stimmung, die im Körper ihren niedern Ursprung hat. — Eine so wenig ascetische Natur ich auch immer bin, doch ermüden mich oft die Frohndienste, die diesem Körper zu leisten sind, empört mich (um die Sprache der Welt zu reden) seine Herrschaft über den Geist, die dieser bei jeder Anstrengung zu seinem Betrüben erfährt. — Oft hat leibliche Krankheit eine Vergeistlichung nicht nur, sondern auch eine Vergeistigung der Lebensinteressen zur Begleiterin, oft aber auch materialisirt sie dieselben. — Man spricht von seiner Krankheit, man denkt an seine Gesundheit — zu viel. — Das Geistige wird Topfpflanze. — Redet mir doch nicht mehr zu zum weniger Arbeiten. — Ich wünschte euch, Augenzeugen davon zu sein, wie wenig ich jetzt (euch zu Gefallen) arbeite, offenbar viel zu wenig für

mein Bedürfniß. Nun die Augen heraus aus diesem einförmigen Gefängniß! — Seht den blauen Himmel, der seine kühne Wölbung ohne Säulen und Pfeiler über uns schlägt, der reich an Wundern sich uns aufzuthun verheißt, und uns die Himmelstochter Freiheit, Erlösungsfreiheit, sendet! — Und um die dumpfen Mauern sehe ich durch meine Gitter den vollen Reichthum einer glücklichen Natur, die sich der ewigen Sonne, des erquickenden himmlischen Thaues freut. — Meine begierigen Augen sättigen sich an ihrer Schöne; ich bin froh, daß die Mittagssonne auf meinen Kerker fällt, daß meine Gedanken wenigstens jene Unendlichkeit zum Tummelplatz haben, daß ich nicht immer vom Körper und seinen Leiden und Freuden zu reden habe, daß mein Gemüth sich noch mit geistiger Freude füllt, daß meine Wangen sich noch mit einer edleren Röthe färben. — Ueber den Wechsel dieser Zeit, der sich vielleicht nirgends besser als an der Gesundheit oder körperlichen Stimmung eines Studirten beobachten läßt, erhebt sich der Geist immer wieder zur Ruhe, ohne Wechsel. — „Es ist noch eine Ruh' vorhanden!" Das heißt doch nicht blos in jenem Leben, so wahr wir schon im Reiche Christi sind. — Aber wir wandeln im Himmel, während wir noch auf Erden wohnen.

Den 15. April 1845.

Innig geliebte Aeltern!

Des Ostertags heilige Ruhe gießt sich vom Auferstandnen aus über die längst ruhebedürftige Welt. „Es ist noch eine Ruh' vorhanden!" sagt die sorgenmüde aus voller Seele und in sehnsüchtiger Liebe versenkt sie sich in das Bild ihres Friedensfürsten. — Sein Leben durchströmt ihr alle Adern, daß ihr selbst ein neues Leben beginnt. — Auch ich ließ mich von ihm jetzt speisen und tränken. — Ich war Mittwoch zum heiligen Abendmahle. — Des Todseins in der Sünde für die Gnade des Lebendigseins in ihren Begierden hatte ich genug gehabt. — „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden!" Mehr konnte ich keinen Augenblick sagen und kämpfte um diese Lebensverheißung mit der alten

Schlange. — Nur darauf berief ich mich, dem Herrn gegenüber, dessen Leib und Blut ich empfing. — Was habe ich anders für ihn und für alle Welt, als ihn selbst und sein Werk? — Er ist das A und das O. — Ach, daß nun der Gekreuzigte auch in mir der Schlange den Kopf zerträte, daß der Auferstandene auch mich auferweckte! — „Wache auf, der du schläfst, heißt es ja schon lange, Christus kommt und will dein Licht sein!" — Ja, sei mein Licht, denn ich bin finster, mein Leben, denn ich bin todt, mein Frieden, denn ich habe Unruh'! — Alles und in Allem Christus! — So will ich euch auch meinen Ostergruß bringen: Christ ist erstanden! — Nun Alles und in Allem Christus! — Ihr Geliebten, ich hoffe, Christus ist bei mir da, wenn er auch oft schläft. — Bittet, daß ich ihm nicht so oft schlafe und so fest, daß er mich vergebens weckt und rüttelt! — Aber weil mich mein Herz verdammt, habe ich Freudigkeit zu ihm, denn er ist größer, als unser Herz.

Den 9. Juni 1845.

Ja, geliebte Aeltern, ich bin froh und dankbar, Glied an eurem Leibe zu sein, in Verheißung, Glaube und Gebet. — Den Trost solcher Mitgliedschaft empfinde ich mehr und mehr. — Und das ist der praktische, d. h. vor allem Bedenken und Beweisen aus dem Herzen hervorgegangene Grund, warum ich kirchlich bin, daß ich nämlich in dem großen Verheißungs- und Gebetsleibe der ganzen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Kirche mit ihren hunderttausenden Heiligen, wie er durch und durch von dem Blut des Herzens, von dem Leben aus Christo durchströmt wird, bestimmt mich als ein Glied weiß, das in jedem Anliegen hunderttausend rechte Beter mit und für sich hat. — Daß ich aber als ein solches Glied, das aller Kraft seines Leibes mächtig ist, nicht verzagt sein darf, weil ich sonst selbst mich ausschlösse, sehe ich wohl ein.

Den 6. Juli 1845.

Zu dem Passah, dem Freudenmahl, gehörten auch die bittern Kräuter. — Meine holde Schwester! Der Herr, der unsere Krankheit trug und litt unsere Schmerzen, der wolle auch hier tragen und helfen, mächtig sein in den Schwachen. Ist er nicht auch dazu ein barmherziger Hohenpriester geworden? — Sein leiblich Leiden, das ist unser Trost, darum daß er mit gelitten, hat er auch so unendliches Mitleiden. Weil er unter uns gelebt und gewebt hat, in unserm Fleisch und Blut, so können wir auch in ihm leben, weben und sein. — Was das heißt, um leibliche Güter bitten, wider leibliche Krankheit und Schmerzen beten, ohne die falsche Schaam und Ziererei: Nur um das Geistige zu bitten, dem Andern eine sogenannte Ergebung entgegenzusetzen, dazu sind uns die Evangelien ein herrlicher Commentar. Wie hört man dort schreien, daß es durch Mark und Bein dringt: Jesu, du Sohn David's, erbarme dich unser! — Ich bitt' auch recht muthig darum und ohne viele Resignationsclauseln. — Heißt es auch in mir: Du bist fremde! so sagt mir mein Glaube: Du bist zu Hause! Willst du dich selbst als ein Fremder benehmen? — Ihr seht, Geliebte, ich schreibe, was ich denke und fühle; ich denke zunächst nicht daran, daß ich an euch schreibe. — Ich sprech' mir selbst meinen Trost vor und weiß, daß ich so eins werde mit euch. So sprech' ich mir auch am Abend beim Schlafengehen (und das ist um dieselbe Zeit, als bei euch) nach dem Gebet einen der Verse vor, die ich zu Hause mit euch singe, um mich auch da recht eins fühlen zu können mit euch.

Den 2. August 1845.

Mein Anker liegt bei euch tief im Grunde, wie weit auch mein Schiff darum kreisen mag. — Und du, s. M., eine rechte Geschichtschreiberin, führst so mitten in die Geschichte eures Lebens hinein, daß man nicht mehr Zuschauer bleiben kann, sondern mitfühlen, mitleben muß. — Denn

du schreibst überall eine Geschichte der Seelen, statt der bloßen Ereignisse. — Damit komme ich auf die Art der Geschichtschreibung, wie ich sie bei euch finde, wie auf Correggios' Bild: Vom Christuskinde geht alles Licht aus. — Und den Gedanken einer solchen Geschichtschreibung für die ganze Menschheit gibt mir dein Brief, lieber Papa, in seinen großartigen Conturen. — Auch ich habe mir eine solche als die herrlichste gedacht, bin für sie begeistert, eine wahrhaft prophetische Geschichtschreibung, die Weltentwicklung vom Mittelpunkt des Kreuzes aus geschaut. — Und wo anders sollte Centrum und Princip wahrer Weltgeschichte gefunden werden, als wo die vor allem zeitlichen Werden, seiner Idee gemäß, angestrebte Einheit von Zeit und Ewigkeit in concreter, persönlicher Erscheinung auftritt? — Die Idee der Vereinigung von Mensch und Gott, deren Existenzformen ja nur Zeit und Ewigkeit sind, hat sich durch die freie Liebe Gottes nicht erst zum Schluß, sondern zum Heil der Menschheit, zum Centrum der Geschichte gesetzt. — Alles muß sich um diesen Mittelpunkt sammeln und es ist auch als Zucht, wie ich fühle, uns gut, daß die Erkenntniß nach streng logischem Zusammenhang uns damit genommen ist. — Denn mir scheint es jetzt sehr schwer, die sittliche Menschheitsentwicklung, die Geschichte des Reiches Gottes, und die zur Voraussetzung dienende physische Weltentwicklung, die Entwicklung des Weltgedankens in seinem Fürsichsein, die wir doch auch als (wenn auch ethisch werthlose) Basis der ersten anerkennen müssen, einheitlich aufzufassen, während doch die Einheit beider in Christo, der persönlichen Weltidee (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) als Logos und Erlöser in einer Person so sichtlich gegeben ist. — Denn eben während in Christo beide urbildlich gemeint sind, sind sie in den Persönlichkeiten, die uns die Weltentwicklung repräsentiren, getrennt. — Dieselben Persönlichkeiten haben in beiden Reichen eine ganz verschiedene Bedeutung. Dazu kommt, daß die sittliche Menschheitsentwicklung so wenig Gradlinienentwicklung zum Ziel hin, sondern eine im schweren Kampf und Ringen, Ebben und Fluten ist, wenn auch mit der Gewißheit eines göttlichen Fortschritts. — Das Reich der Welt (im ethischen Sinn) ist eigentlich das dritte Moment für die Geschichtschreibung. So scheinen wir bei

einem Alexander oder Aehnlichen alle drei Momente zu beobachten. 1) Seine Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeistes nach seiner gottgeschaffenen Natürlichkeit, 2) aber auch nach seiner schlechten, selbstgeschaffenen Natürlichkeit. — In solchen großen Männern gerade culminirt die Idee des endlichen Lebens in seiner Abstraction vom göttlichen; beweist sich, daß der höchste Lebensact auch der Act der sich erfüllenden Idee der Endlichkeit ist, also der Auflösung, des Todes, wie mit Alexander's That eine ganze Reihe von Auflösungen verknüpft war. — Endlich 3) seine Bedeutung für das Reich Gottes, die sittliche Lichtseite gegenüber der eben berührten Nachtseite. — Aber wie oft fallen diese Momente auseinander! Wenn wir nur einen Goethe nehmen und einen Hamann oder Claudius. — „Er war größer, als die Bettelkönige des Parnasses", sagt Grundwig von Claudius, aber man kann hier von keinem Comparativ sprechen, wo keine Vergleichung ist. — Ich denke dabei, lieber Papa, mir eine Ausführung solch einer herrlichen Idee, wie du sie aufgegeben hast. — Wie nahe liegt uns nicht die Vermischung der Standpunkte und, wenn nicht so die völlige Unbegreiflichkeit, wie es scheint, unter ein System. — Sollte man nicht zuerst physische und ethische Menschheitsentwicklung gesondert schreiben, um sich über die Aufgabe klarer zu werden und die Lösung indeß zu bedenken? — In unsern jetzigen Weltgeschichten und Kirchengeschichten herrscht noch eine große Unklarheit über das Gebiet, das ihnen angehört.

Ich quäle mich jetzt durch die Sandsteppen der Literärgeschichte; nur zwei oder drei Stunden kann ich dann am kühlen Bach der herrlichen Böhringen'schen Kirchengeschichte mich erquicken, an den klaren Silberfluten der großen Geister unserer Kirche, an ihren herrlichen Gestalten mein Auge weiden.

Den 4. September 1845.

Ich wünschte, daß es mir einmal in dem Kampf der Kirche so ginge, wie vor kurzem auf dem Fechtboden, wo, als ich eine Weile gefochten, ein mir ganz fremder Bursch auf mich zutrat und mich fragte: „Bist du nicht Hesselberg?" „Ja!" — „Ich erkannte dich an deinen Quarten, von denen habe ich gehört!" — Die Quarte ist aber auch der offenste und gewichtigste Hieb auf die Brust; ich wünschte sie wol geistig zu führen. — Mir fallen dabei wol die alten Väter ein, diese Helden im Streit. — Als ich von Basilius dem Großen las, mußte ich immer an dich denken, lieber Papa; dieser Kirchenfürst: Der Mann der That, besonnen, kräftig und ganz im Geist und Dienst der einigen wahren Kirche, der größte unter seinen Brüdern, in ganz Asien. — Ueberhaupt welch' ein Ideal aller Familie, vom alten Ruhm des Christenthums, die Großmutter Macrina, die Mutter Emmelia, welche Frauen! — Ihre Söhne alle hochbegabt, Säulen des Christenthums, der eine in der Regierung, der andere in der Lehre der Kirche; — bis auf einen, den begabtesten, liebenswürdigsten, der in der Einsamkeit starb, als ein Heiliger; die andern drei alle hochberühmte Bischöfe. — Aber vor Allen fesselnd, anziehend ist doch jene fast überirdische Gestalt der Schwester Macrina, der jungfräulichen Thekla, wie sie nach ihrem himmlischen Namen hieß, wie sie nach dem Tode ihres jungen herrlichen Geliebten sich ihm geistig vermählt weiß und jungfräulich bleibt; — ihr Leben in der Einsamkeit und doch als die Seele des Hauses, die alle Brüder erst fast übermächtig zum Christenthum zieht — nun endlich ihre letzten Gespräche vor dem Tode mit ihrem Bruder Gregor. — Dies ist wol das großartigste Familiengemälde in der ganzen Geschichte des Christenthums. — Wir werden wol immer gründlicher jetzt erkennen, was wir an der Geschichte der Kirche Christi haben, besonders je mehr die alten Zeiten sich verjüngen.

Den 26. September 1845.

Innig geliebte Aeltern!

Briefe von euch! Eure Liebe geht wie ein Strom mit hohen Wellen heute über mein Herz, ich kann nichts Anderes denken; euer Bild hat so tief in mir Wohnung gemacht, daß mein Auge nichts Anderes ansehen kann; — ich mußte an diesen Brief. — Daß ich unseres Freudentages *) an euch noch nicht gedacht, wie müßte ich da blutroth werden! — Aber ich glaubte ihn ja wirklich versetzt, und wie ein heiliges Geheimniß noch, das man nicht enthüllt. Nun ist er denn verrathen. — O ihr herrlichen Aeltern! Was soll ich reden, was soll ich für mich reden lassen? Wenn ich eures Tages denke, wenn ich eurer denke, in deren Namen mein Herz von Kindheit auf Alles befaßt, was Liebe ist und heißt? — Nur dieses, in Ueberfülle des Worts der Liebe schweigende Herz habe ich zum Opfer an euch, nur das eine Wort habe ich für alle Worte: Gott sei Dank in Christo Jesu, unserm Herrn! — Ich danke ihm, der ein Bundes-Gott ist von Anfang, daß er nun euren Bund, wie zuvor seinen Bund mit euch besiegelt; und auf dem stillen und tiefen Gange seiner ewigen Bundesliebe, den sie in euch, an euch, um euch geht, möge die zeitliche Folge eurer Tage, als eine klare Hülle von der überschwenglichen Herrlichkeit darunter durchschimmert, fortgetragen werden, wie auf sanften Schwingen. — Noch einmal schöner, immer tiefer und inniger ins Wesen jenes Bundes verklärt, wolle er diesen Tag unter uns erscheinen lassen, noch einmal ihn versiegeln! — Uns aber, die wir bisher in eurer Liebe und der Liebe Christi in euch und durch euch gelebt und gewebt haben, wolle er beständig in euch schmecken lassen, wie freundlich der Herr ist, und zu einer rechten Bundesfamilie heranziehen um die gesegneten Glaubensältern! — Das schaffe der treue Herr, der da thut auch noch über Bitten und Verstehen!

---

*) Der 25jährige Hochzeitstag der Aeltern.

1845.

Dank*) sei Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi und dem treuen Heilande, der noch heute, wie gestern und ehegestern sein: „Hebe dein Bette auf und gehe hin!" spricht, daß ich wieder zu euch, ihr Geliebten, Inniggeliebten, eilen, mit euch reden kann! — Ach, recht kindlich will ich reden, denn meine Gedanken gehen jetzt alle auf das Vater- und Mutterherz mit seinen reichen Schätzen des Trostes und der Liebe! — Ich habe eine unbeschreibliche Sehnsucht nach euch, bin ich doch noch nie so lange von euch gewesen, und besonders jetzt, wo ich so recht arm bin in mir selber, so recht ein Kind ohne hohe Gedanken, ohne köstliche Speise des Geistes, da weiß das Herz wieder so recht von der ersten, tiefen Liebe, die es nach der Liebe seines Gottes erfahren. — Dank sei's Gott! Ich habe hier Liebe, sehr viel Liebe, während meiner Krankheit genossen. — Vor Allem habe ich Philippis von Herzen zu danken für so viel Liebe und Güte, Sorge und Pflege, dann meinen Freunden, die nun schon drei Wochen Tag und Nacht mich gepflegt, bei mir zugebracht.

Den 12. April 1846.

Innig geliebte Aeltern!

Die schönen Ostertage sind vorüber, die Fesseln des Todes sind gesprungen und der Fürst des Lebens ist auferstanden! — Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? — Das ist unser Friede, daß wir das jetzt schon rufen können, daß wir in Christo schon mit auferstanden sind, während Fleisch und Sünde uns noch drücken. — Ich habe die Ostertage zum Theil zur Ausarbeitung einer Predigt benutzt; — freilich nicht zur Ausarbeitung, sondern zum Hinwerfen, da ich das Umarbeiten und Verbessern gar nicht verstehe. — Ich glaube, daß es nicht ohne Hülfe der Gnade geschehen ist, so sehr ich jetzt gerade ihre Mängel

---

*) Nach dem Nervenfieber.

fühle. — Die einzelnen Theile tragen alle das Gepräge meiner jedesmaligen Stimmung, selbst was ich am Abend und am Morgen geschrieben habe, ist deutlich zu unterscheiden — natürlich zum Vortheil des Letztern. — Sie trägt, glaub' ich, wol auch den bestimmten Charakter meiner übrigen Arbeiten, und ist freilich für eine Gemeinde von Gebildeten berechnet. — Ich fürchte, daß meine Redegabe schwächer sein wird, als mein Redefluß. — Wenn der Herr nicht viel Gnade verleiht, so werde ich bei meinem ersten Auftreten wol nicht sehr frei sein, es sei denn, wozu es jetzt wahrscheinlich doch kommt, daß ich am Nachmittage predige und dann höchstens einige Studenten zu Zuhörern habe, was mich aber doch niederdrücken würde, da ich für eine Gemeinde gearbeitet habe und dies immer eine Erfrischung meiner Gedanken war. — Ich wollte euch überraschen, aber das geht nicht. — Oder wäre es euch lieber gewesen? Aber dann müßte ich selbst weniger das Gefühl, ja das Bewußtsein der vielen Unvollkommenheiten haben. — Gott wird helfen.

Den 30. April 1846.

Ein Posttag über die Zeit ist schon verstrichen und es ist recht schön, da ich euch gerade aus dieser Zeit, mit Gottes Hülfe, etwas erzählen kann. — Da euch gewiß auch meine Predigt am meisten am Herzen liegen wird, will ich damit anfangen. — Da die Osterfeiertage mich gerade zu solcher Beschäftigung auffoderten, so war sie sehr früh fertig geworden. — Daß sie die dem Halten vorangehenden Censuren ohne gefoderte Aenderung passiren konnte, war mir sehr angenehm, da sie sonst noch mehr an Frische verlieren konnte. Nur ist es, Gott Lob! mit der christlichen Begeisterung nicht, wie mit der natürlichen. — Sie ist nicht die welke Blüte des Augenblickes, der nicht mehr wiederkehrt, sondern die Fülle ihres beseelenden Geistes, uns immer so nahe, wie der Heiland selbst, dessen Geist in ihr wirkt. — Darum habe ich das, Gott Lob! wenig empfunden. — Ich konnte nur Nachmittag predigen, wo ich, da dieser Gottesdienst hier nur in außerordentlichen Fällen zu Stande kommt, allerdings nur auf Solche, die gerade mich hören wollten,

nicht auf eine eigentliche Gemeinde rechnen konnte. — Indeß hatte ich doch einige Hoffnung zu einer solchen, als es hieß, daß H. aus R. kommt und den Sonntag predigt. Da gab's wol keine Wahl. — Ich war sehr gespannt auf ihn. — Sonnabend sollte er auf unserem Abende sprechen. — Vorher kam er schon zu B. zum Thee, wo eine große Anzahl Theologen seiner wartete. — Er trat ein — ein blonder Mann von mittlerer Größe und schlichtem, aber angenehmen Aeußern. — Wohlwollen und Innigkeit spricht aus seinem offenen Gesicht, die kranken Augen hielt er bei Predigt und Rede meist geschlossen. — Er begrüßte uns, es wurde Einiges gesprochen. — Er begann dann seinen Vortrag (über Römer 5), nicht vorbereitet, vor einer recht zahlreichen Versammlung. — So lange der Geist ihn nicht erwärmte, waren seine Worte schlecht und recht, fast trivial. — Die Hände hingen los zu beiden Seiten herunter, die ganze Stellung war nachlässig. — Aber als das Wort ihn innerlich erwärmte, kam das Salz des göttlichen Geistes in seine Rede, kein schöner Gedanke des natürlichen Geistes, aber es drang unmittelbar ans Herz. Es handelte nur von der Erfahrung der Gnade. Alles war die Erfahrung. Plötzlich fiel ihm ein: wenn aber diese Erfahrung, auf die wir uns gegen Gott berufen sollen, doch dunkel wird, ja — da geht's an das Wort. — Das war das Zeugniß der Reinheit seines Christenthums. — Den andern Morgen war die Kirche gedrängt voll. Er predigte über Psalm 89. Seine Eintheilung war im Anschluß an das Evangelium, das ich auch hatte, von der Trauer über die Sünde, von der Freude, von der Beständigkeit der Freude, ganz dieselbe (im Allgemeinen), die ich befolgte. Aber in der Ausführung trafen wir nirgends zusammen. Denn bei ihm war es eben das gewaltige, unmittelbare Zeugniß des inwendigen Lebens, der erfahrenen Wiedergeburt, voll brennender Jesusliebe, mit dem er in den Zuhörer eindrang. Der Körper selbst folgte dieser Geistesbewegung und neigte sich über die Kanzel zur Gemeinde herab. Eine eigenthümliche Betonung hob das Gewollte hervor und verschlang ganze Sätze dazwischen. Es war kein Gedankenfortschritt eigentlich da, doch das Leben, der frische Odem aus Gott, ersetzte es, daß man es nicht vermißte. Doch war eben auch wieder seine

Freude nicht so in der That Christi für uns, in seiner Alles überwindenden Treue, in dem festen Besitze seiner, in Wort und Sakrament begründet, als vielmehr in dem Haben des lieblichen, heilvollen Jesusnamens. — Ich war eigentlich nicht beklemmt, nach H. aufzutreten. — Diese Fülle göttlichen Lebens hatte er, als ein Begnadigter, aber ich täuschte auch die Gemeinde nicht, wenn ich ihr darin weniger brachte. Was ich brachte, war aber mir fest und gewiß, weil Gottes und nicht mein. — Daß ich immer einige Bangigkeit hatte, könnt ihr glauben. Am ruhigsten und stillsten war es in mir in der Tröstkammer, allein, nur vom Gesange aus der Kirche her gestärkt. Daß ich nur einige Neugierige zur Gemeinde haben sollte, war mir freilich etwas niederschlagend. Ich ging mit Gebet auf die Kanzel. Siehe! Gott hatte mir eine für den Nachmittag recht zahlreiche Gemeinde und nicht blos Neugierige beschеert. Ich war sehr dankbar, Gott und auch ihnen, da fast alle schon Vormittag in der Kirche gewesen waren. Als die Musik plötzlich schwieg, durchschütterte es mich etwas: Jetzt mußt du reden! Aber es war auch gleich vorüber. Ich kannte meine Predigt sehr gut, so daß ich das Concept nicht brauchte, und wußte, daß, wenn etwas, das, was ich sagte, die Wahrheit Christi sei. Obwol ich für die Kirche nicht laut genug meine Stimme berechnet hatte, hatte doch, wer etwas hörte, auch jedes Wort gehört, und nur der Orgelspieler soll mich nicht verstanden haben, die übrige Gemeinde hatte es nicht einmal zu leise gefunden, weil ich stark betonte und alle Wörter gleichmäßig und rein aussprach. — Etwas machte es mich befangen, als ich immer mehr die Gesichter erkannte. — Ich kannte mein Concept nicht, weil ich nur frei memorirt hatte, und vergaß auch, darin umzuschlagen. — Ich danke Gott, der mir doch überwinden half, und mich vor dem Stocken bewahrte. — Wer mich nicht angesehen hat, hat gar nichts bemerkt. — Aber wer mich ansah, hat bemerkt, wie ich einige Mal anhielt, um im Concept zu suchen. — Ich danke Gott für die unverdiente Gnade, daß er die Gemeinde dadurch nicht gestört hat, wenigstens, die ich bisher gesprochen habe, die freilich sich so mit der Sache, die nicht mein eigen war, beschäftigten, daß sie in der Form dem Anfänger es wol übersahen. — Meine Predigt hatte ganz die andere

Seite hervorgehoben, als die Predigt H—'s, den Christus für uns, in dessen Hingange zum Vater das ganze christliche Leben ruht.

Den 18. Mai 1846.

Innig geliebte Aeltern!

Ich habe lange geschwiegen. — Ihr werdet doch nicht gesorgt haben? — Ihr kennt meinen Hirten, der mich hütet. — Es sind die letzten Zeiten. — Jetzt aber muß ich wol schreiben, denn die Liebe bricht das Herz, so daß der Mund reden muß. — Der Frühling kommt übers Land. — Liebe, süße Mama! Dein schöner Tag ist da, wo wir Kinder nur immer wahre Frühlingsfeier hatten und genossen, damals verstanden wir's noch nicht voll, nun aber verstehen und preisen wir den Frühling Christi, der uns gegeben ist. Was für liebliche Mittel braucht der Herr Christus, uns zu erziehen, durch dich und den süßen Papa, indem wir anschauen dürfen und empfinden und gezogen werden. — Christus behalte uns dies Anschauen und Empfinden seiner immer reicheren Verklärung! — Dies mein Wunsch. — Liebe Mama! Was willst du, das ich dir bringen soll? — Als Kind hatte ich immer etwas, sei es auch die kleinste Arbeit, und nun? — Erlaube, daß ich abdecke und ein kleines hervorziehe. Ich habe da das erste Viertel meines Examens, das ich vor zwei Stunden absolvirt habe. — Weil ein Ding einmal seine Aufschrift haben muß und die nur für euch ist, aber auch für euch sein muß, weil sie für mich ist, so kann ich nur Keil's letzte Worte geben: „Nun, ich kann ihnen nur sagen, daß sie ein ganz vorzügliches Examen gemacht haben." — Und, wiewol ich dies nur sehr schüchtern und beschämt bringe, dasselbe Urtheil über meine Predigt, nach Inhalt und Form. Ihr wißt ja, warum mich das beschämt. — Die Predigt selbst kommt nach, sie mag wol zu viel menschliches Stückwerk haben, wenn auch nicht in Form der Bilder, sondern der Gedanken, und eine rechte Gemeinde hatte ich auch nicht vor mir, sondern ein ideales Du, dem ich predigte, wie mir zu Muthe war und

wie die Zunge redete. — Aber etwas habe ich doch an euch und meine Freunde gedacht, in der Form mein' ich. — Von euch erwarte ich das rechte Urtheil.

Nun zum Ersten. — Da Keil früher ins Ausland fährt, wurde uns erlaubt, das Examen bei ihm zuerst zu machen. Er hat zehn Theologen zu examiniren. Ich war mit zwei Andern bestellt, die ich wenig kannte. Da die Leute glauben, daß ich Kenntnisse habe, so machten sie krause Gesichter, als ich herein kam. — Ich aber war so bescheiden als möglich und sprach nur, wenn direct an mich die Reihe kam. Ich hatte meine Sache im Gebet befohlen dem Herrn, der die Hoffährtigen zwar demüthigt, aber doch so unendliche Geduld trägt. — Das Bewußtsein hatt' ich, daß ich das Meine gethan, und daß mir keine Frage ganz unbekannt sein konnte, aber auch, daß wenn ich nicht des rechten Geistes Beistand hätte, es mit meiner Gelehrsamkeit doch nichts und ein Spott wäre. Darum bat ich ihn bei jeder Frage. Ich zog so leichte Fragen, daß ich allen Prunk meiner Gelehrsamkeit ganz bei Seite lassen mußte, und daß ich überall fast nur meine Bibelkenntniß und mein Verständniß zeigen konnte, nichts Kritisches oder Historisches, worauf ich am meisten Zeit und Mühe verwandt. — Wie liebenswürdig ist der Herr nicht in seiner Zucht! — Obwol ich mich vorher gefürchtet, war ich im Examen ganz unbefangen und jede gut beantwortete Frage hatte neuen weckenden Einfluß. — Das Erste war die Stiftshütte, deren Bedeutung ich in die Erzählung einwob. — Das Zweite Einleitung in die zwölf kleinen Propheten. — Ich stellte da zuerst eine Gruppe auf aus den ersten fünf, ordnete ihre historischen Data und darnach sie selbst und entwickelte ihren innern Zusammenhang nach ihrer Eigenthümlichkeit. — Nach den ersten fünf sagte Keil: Es ist hinlänglich! Darauf zog ich die Corintherbriefe und ging ihren Inhalt, mit Bezug auf die geschichtlichen Verhältnisse der ersten Christengemeinde durch. Im alten Testament hatte ich den 22. Psalm, wobei ich meine Auffassung der Psalmenprophetie gab, und im Neuen Testamente 2. Cor. 1, 3—14, wobei ich den Paulinischen Geist und Sprachgebrauch berücksichtigte. — Es dauerte etwa drei Stunden. Ich war sehr fröhlich, als ich Abschied nahm. — Freilich steht der größte Berg, der mir mehr

Sorge machen müßte, wenn ich nicht die Adlerflügel unter mir dankbar fühlte und durch des Herrn Treue mir erhalte, noch bevor.

Ich hatte mich vor dem Examen mehr zurückgezogen. Da machte ich, fast leichtsinnig, acht Tage zuvor den ....schen Commerce mit. Ich war dazu aufgefodert und es schien sie zu piquiren, als ich mit der Zusage zögerte. Ich hatte Gelegenheit, manche Bekanntschaft, auch mit Christenthumsfähigen, zu machen. — Erlaubt mir, ein Gespräch jenes Abends zu erzählen. Ich bemerkte unter ihnen einen, dessen besonders ansprechendes Gesicht mich anzog. Aber dieser vermied mich immer und war sehr scheu. Am Ende des Abends standen die Tische an dem großen Feuer draußen. Ich stand hinter den Sitzenden, mit S., und auf seine Frage, was ich von der Reformation, die im Werke sei, hielte, sagte ich ihm: Die Unklarheit, die das Ganze vereiteln würde, läge im Princip, weil die feste, objective Norm des Gewissens der schwankenden Ueberzeugung geopfert werde. — In dem Augenblick sprang jener junge Esthländer von der Bank auf und mit großer Heftigkeit fragte er: „Du achtest also die Ueberzeugung nicht?" — „Die falsche, nein!" — „Aber die Ehrenhaftigkeit, auch von der hältst du nichts?" — „Von der falschen Ehre nichts, von der wahren viel. Was ist Ehre?" — „Nun, wir werden doch wissen, was Ehre ist", rief er immer heftiger, während ich ganz ruhig blieb; — „da sind die Franzosen, die doch alle Menschen (mit einigen Ausnahmen, fügte er bitter spöttisch hinzu) für ehrenhaft halten?" — „Haben sie die wahre Ehre nicht, so sind alle Franzosen nicht ehrenhaft und achte ich das Urtheil aller Menschen nicht." — „Also alle Menschen sollen Unrecht haben," rief er, aufs Höchste aufgeregt, „du aber allein mußt Recht haben." — „Ich bin es nicht, der da Recht hat, aber ein Anderer ist's." — In diesem Augenblicke zuckte es in seinem Gesichte, er hatte mich in seiner Heftigkeit schon zurückgedrängt, nun warf er seinen Arm in den meinigen und zog mich seitwärts. — „Ich weiß, Hesselberg", sprach er fast traurig, „wovon du sprichst; ich bin kein Philosoph, aber ich kenne das Sittengesetz." — „Alle meine Philosophie achte ich gegen dies allein schon für Schaden", sagte ich. — „Aber glaube mir", fuhr er fort, „das Sittengesetz ist fürch-

terlich fade." — „Du hast Recht, ganz Recht, wenn es uns nicht lebendig wird in dem lebendigen, persönlichen Gott." — „Ja, der lebendige Gott!" rief er jetzt mit tiefem Ausdruck, „ja, der lebendige Gott! Auch ich habe ihm einmal geglaubt, aber jetzt nicht mehr — du kennst mich nicht." — „Vielleicht doch in diesem Augenblick", sagte ich ihm, indem mein Herz in Liebe zu ihm entbrannte, „du bist ein Mensch, der den lebendigen Gott sucht." — „Ja, sucht." — „Aber nun die Frage: hast du ihn auch gesucht oder suchst du ihn auch, wie er es will? Weißt du, was Gebet ist?" — „Wie sollte ich das nicht wissen", rief er nun sehr weich, „ist es doch das Einzige, was meine Mutter mir gelassen hat. Hesselberg, ich bin vier Jahre H.'s Schüler gewesen, ich habe auch das von ihm gehört, ich habe gesucht und nicht gefunden. Andere konnten glauben, die's nicht halb so gethan, und ich nicht." — „Du nicht, denn der Glaube wird gegeben, aber" — „Ja, er wird gegeben denen, die nicht suchten, wol, mir aber, der ich mit allen meinen jugendlichen Kräften rang, nicht." — „Das ist es eben, du rangst mit deinen Kräften, darum fandst du nicht, Gott will, daß man mit seinen Kräften ringt, sonst gibt er nicht. Hast du Gott sein Wort entgegengeworfen, daß er geben muß? Liest du die Schrift mit solchem Gebete?" — „Damals habe ich sie wol gelesen!" — „Hast du sie so gelesen, daß du darin den einigen Grundstein, welcher ist Christus, herausgelesen hast? Gott will nur in Christo gesucht und gefunden sein. Oder wolltest du nicht, ohne Sünde und ohne Mittler, zu diesem Gott hin, wie er es nicht will? Sag', war das nicht die Ursache, daß du täglich strebtest und doch täglich dich wieder sündig fandst?" — „Das fand ich nicht", sagte er, „es gab Tage, wo ich ganz in Gemeinschaft stand mit Gott." — „Vielleicht ohne äußere Sünde?" — „Wie kannst du glauben, daß ich von der nur spräche!" — „Aber kennst du die Selbstsucht, die Habsucht, den Hochmuth? Und selbst dies bei Seite, fandst du nicht wenigstens, daß du nach zwei, drei solchen Tagen nur desto tiefer fielst, und das schreckte dich ab?" — „Ja", sagte er, „was du nun sagst, das fand ich." — „Und das wird immer so gehn, wenn du mit dem heiligen Gott in Gemeinschaft treten willst, ohne daß zuvor deine Sünden getilgt

sind, ohne eine beständige Gesetzeserfüllung an deiner Statt, ohne ein Schuldopfer, das Gott genug thut, und einen versöhnenden Hohenpriester, der dich vertritt. — Siehe, das ist der Christus Gottes, nicht dein Christus, ohne den du wahrhaftig nicht zu Gott kommen sollst. Hast du in diesem Christus gesucht?" — „Nein, das habe ich nicht." — „Und willst du das jetzt nicht? Gott will von dir gefunden sein, dieser Christus bietet sich dir an, geh' nur an die Schrift! — Willst du das nicht?" — Er schwieg sehr lange, endlich rief er: „Nein, ich will nicht!" — „Du willst nicht? Hast du dazu Gründe? Findst du das in der Schrift nicht?" — „Nein", sagte er, „aber ich bin ein hochmüthiges und arrogantes Wesen, wie sie sagen. — Nun, ich habe Gott geliebt mit brennender Seele, er aber hat sich mir entzogen, darum will ich ihn nicht." — „Du hast ihn nicht geliebt, den Gott, der sich in Christo offenbaret hat, du hast ihn nicht geliebt. Und den alten Gott, den du verehret hast, den sollst du auch nicht lieben, einen Gott, der von dir das Unmögliche verlangt hat, aber siehe, hier ist ein neuer Gott, der deine Sünde wegnimmt, der für dich das Gesetz thut und sich selbst befriedigt — den mußt du lieben." — „Ist er denn nicht einmal ungerecht gegen mich gewesen?" — „Nein, aber du bist ungerecht, der du den Weg, den Gott zu seiner Gerechtigkeit vorgeschrieben hat, verworfen hast und eigne Wege gesucht hast, nun aber beschwöre ich dich bei dem lebendigen Gott, daß du ihn nicht wieder verwirfst, sondern zu ihm einkehrst, wo er sich dir erboten hat, in Christo, unserm Versöhner." — Er schwieg, endlich sagte er: „Hast du in ihm Friede gefunden? Hast du Gott gefunden?" Ich dachte aller meiner Sünde, die den Tag besonders groß geworden war; — aber ich dachte auch Christi, und rief: Ja! — Er schwieg wieder. Dann sagte er: „Nein, ich kann nicht, ich will mich zurückziehen, ich will arbeiten, ich habe keine Zeit für Gott." — „Für diesen Gott in Christo hat man immer Zeit. — Er ist die Grundlage unsers ganzen Lebens. — Jede Wissenschaft ist todt, ist nichtig, wenn sie nicht lebendig und ein Ganzes wird in Christo, unserm Schöpfer und Erlöser." — Unterdeß hatte man uns gesucht, unser langes Gespräch hatte Aufsehen erregt. — Jedesmal aber hatte er

fast in Verzweiflung mit einem: Laßt ihn doch, er muß bleiben! — sie zurückgehalten. — Nun ging er ins Haus, man mochte ihn wol geneckt haben, er schämte sich. Ich war langsam nachgegangen. In der Thür' hörte ich ihn sagen: „Ich hab' ein wahnsinnig langes Gespräch gehabt!" Ich trat ein und er wurde blutroth und suchte sich mir dienstfertig zu erweisen. — Nach einiger Zeit trat er auf mich zu: „Hesselberg, lebe wohl!" — „Ich fahre noch nicht!" — „Aber, wenn du fährst und ich nicht von dir Abschied genommen hätte — das wäre mir sehr hart." — Bald darauf saß ich auf der Bank, mein Nebenmann reichte ihm, der eben eintrat, sein Glas. — „Süß wie die Sünde!" sagte er, nachdem er getrunken, indem er mich ansah. Er fragte, doch ganz unbestimmt, nach unserem Abende. — Ich wollte ihn weder dorthin, noch speciell zu mir auffodern. — Er hätte heute doch nur gesagt: „Ich will nicht!" — Und dann wäre auf lange Zeit wieder eine Kluft gesetzt. — Ich wurde nachher gefragt, ob ich nicht mit ihm über allgemeine Burschenangelegenheiten gesprochen hätte. „Nein", sagte ich, „aber über allgemeine Menschheitsangelegenheiten." — Ob ich ihn noch sehen werde? Ich empfinde eine besondere Liebe zu ihm, ich denke seiner oft, besonders im Gebet. — Er ist ein Jurist, von hübschen Fähigkeiten und besonders liebenswürdigem Wesen; daß der Herr ihn zu sich zöge und ihm nun als der neue Gott in Christo sich offenbarte!

Glaubt nicht, daß es so mit der Liebe allein geht, auch Haß wurde gegen mich ausgesprochen, aber die Ordnung kennen wir Christen schon. — Ueberhaupt gewährte mir der Herr den Tag, was ich bat, eh' ich auf den Weg ging: Er wolle mich doch Zeugniß ablegen lassen von Christo, wenn auch nur gegen eine Seele, damit ich diesen Tag nicht verloren hätte, reichlicher, als ich es hoffen durfte. — Ihr Lieben, Alles geht an euch, urtheilt, lehret, bittet Christum, daß es besser werde!

Den 22. September 1846.

Innig geliebte Aeltern!

Ich wollte eine Pflichtbeschäftigung vornehmen, aber euer Brief drängt mich zu schreiben. Ich kann nach dem Lesen eurer Briefe mich immer lange mit nichts Anderm beschäftigen. Gott sei Dank, der unsere Gebete erhöret hat und an dir, du süße Mama, seine Heilandstreue bewiesen! Er möge unsere Friedrike mit dem Finger seiner Wundermacht anrühren und heilen! Er möge seine Flügel beide um euch und euer Haus breiten und euch in seinen Hütten sanft zudecken! — Der Herr bewahre unser Vaterland vor der schweren, fürchterlichen Prüfung, weiß er gleich aus den Todtengebeinen Leben zu erwecken! — Wenn wir nur anhalten, dies Herz zu bestürmen, das sich uns schon ergeben hat, das in heißer Liebe gegen uns überwallt, das Herz, das vor Mitleid bricht, wir kommen oder kommen nicht. — Liebe Aeltern! Warum soll ich euch verschweigen, was ich doch verschweigen wollte! Ist doch unserem Auge der Herr in seinen Strafwundern fast so schön, wie in seinen Gnadenwundern. — Ruft nicht sein Ernst wie seine Güte zur Buße und ist nicht die ernste, heilige Liebe, die der Todesengel des Herrn auf seinem Angesichte trägt, auch ein Siegel des göttlichen Vaterherzens? — Denn so hat der Herr jetzt unserem Lande zu erscheinen beschlossen. — Schon lange schlägt der Herr hier in Dorpat, der Todesengel des Herrn, durch die Ruhr, und ein Familienkreis nach dem andern wird zerrissen. — Die ältesten Leute können sich keiner so heftigen Seuche erinnern, wie dieser. — Es sind ganze Straßen der Stadt, wo kein Haus ist, wo nicht ein Kranker ist; einzelne Aerzte haben bis 140 Kranke, ungerechnet die große Zahl, die von den Aerzten nicht mehr versehen werden kann, und auch Krankenwärterinnen bekommt man nicht mehr. — Einen großen Theil des Tages liegt Dorpat unter dem Geläut der Todtenglocke. — Besonders Familienkreise werden dadurch zerrissen. Besondern Eindruck machen die verschiedenen Sterbefälle. — So starb ein junger Gymnasiast, G. — Wunderbar früh und kräftig hatte sich das Glaubensleben in ihm entwickelt; er litt große

Schmerzen mit gläubiger Ergebung; — der Arzt, der ihn bewunderte, sprach ihm Trost zu, da hob der Kranke die Hände auf und sprach: Mein einziger Trost ist der, daß du, Herr Jesu, gesagt hast: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Um sein Sterbebett versammelte er seine Freunde und Brüder und ermahnte sie und wurde ihnen Vorbild im Sterben. — Nicht weit davon liegt ein Haus, reich und angesehen. Eine blühende Tochter starb vor einem Jahre als Braut, die zweite, in allen Freuden der Welt erzogen, seit sechs Monaten glücklich verheirathet, wird von der Krankheit befallen. — Mit Thränen fleht sie: Ach, nur nicht sterben, nur nicht so frühe sterben! so daß es Alle erschüttert. — Das Haus ist nun ganz verwaist. — In einem Hause, das durch geistigen und leiblichen Luxus bekannt war, starb die jüngste Tochter, die mir wie ein Engel beschrieben worden ist, zart, tief gemüthlich und ahnungsvoll. — Sie war erst sechs Jahr, sie wußte gleich von Anfang, daß sie sterben würde. — Ach, sagte sie zu ihrer kleinen geliebten Freundin, du wirst ohne mich nicht leben können, wenn du nicht mitkommen willst! — Ach, süßer Papa, weine nur nicht so! waren ihre letzten Worte. Die Mutter hatte die vollkommenste, weltliche Trauer, die sich denken läßt. — Aber den Abend sprach auch schon bei ihr der ernste Engel ein und in drei Tagen war die reiche, stolze Frau eine Leiche. — Ungefähr eben so weit von mir als dieses reiche Haus, ist ein anderes, wo auch der Todesengel erschienen ist, und dieser Tod hat in der ganzen Stadt, wenn auch ein Auge trocken, so doch kein fühlendes Herz unbewegt gelassen. — Es ist die selige Busch, die vor wenigen Tagen dem Herrn, dem sie gelebt, gestorben und nun mit der himmlischen Ehrenkrone geschmückt ist. — Schon im vorigen Jahre war das Haus durch die Ruhr so schwer heimgesucht worden; nun wieder eine lange, schmerzhafte Krankheit. — Sie war nicht blos die Krone und nicht blos die Seele des Hauses, sondern auch das versöhnende Element, die treue, duldende, friedebringende Mutter, die im stillsten häuslichen Kreise, ohne ihren Geist und ihre sehr umfassenden Kenntnisse zu produciren, ihre sechs Kinder, worunter noch drei sehr junge Knaben, der jüngste ein Jahr alt, erzog. — Dabei kannte sie als Schmuck und

Ehrenkleid nur Christi Gerechtigkeit. Da ist Niemand im Hause, dem sie nicht fast allein bisher alle seine Bedürfnisse gestillt hätte, der nicht mit ihr sein menschliches Alles verlor. Denn der Herr will uns statt Vater und Mutter sein. Sie zwar ist in die Hütten des Friedens eingegangen, wie ihre Leiche auch neben dem tief Schmerzlichen etwas besonders Friedevolles und Verklärtes hat, aber die Ihrigen! — Der weibliche Hülfsverein hatte in ihr seine Seele, in ihr und dem trefflichen Maler Maidell, einem ebenso geistvollen als tiefgläubigen Mann. Auch er ist vor drei Tagen gestorben. Da ist der Professor für die alte Kunst, ein junger Mann, der bisher auf Reisen gelebt, in Italien und Griechenland, und, da er hier eine Stelle fand, sich glücklich verheirathet hatte; erst eine Woche hat er gelesen und er erkrankte und man erwartet jeden Augenblick seinen Tod. — Ich will nun dies Gemälde schließen. — Aber, ich muß sagen, mir kommt der Prophet Ezechiel nicht aus dem Sinne. Da Israel, das Volk Gottes, nicht hört, da will es der Herr mit Hungersnoth, Pest und Krieg heimsuchen, bis er auszieht aus dem Tempel, da seine Herrlichkeit inne wohnte. Ich habe durch eine Veränderung in den Stunden einmal in der Woche vor der ganzen Schule von 60 oder mehr Knaben das Morgengebet zu halten, da lese ich denn auch Buß-, Bitt- und Trostpsalmen und vergesse in meinem Gebet nicht zu bitten: Herr, nimm uns in deine Hütten ein und behüt' uns fein in dieser bösen Zeit! Drum konnte ich euch auch solches ruhig schreiben, liebe Aeltern, der Herr kann mich wol in seine Hütten einnehmen, er hat da Raum genug und da ist es heimlich und stille bei ihm. Ich fürchte nicht, daß ihr sorgen werdet. Menschlich Thun hilft nichts, auch zu anderer Zeit, aber Gottes Thun, das macht's und das wird's auch jetzt machen. Es sind bis jetzt fast nur Familien heimgesucht. — Ich denke mir wol manchmal auch viel Uebel, das euch widerfahren könnte, aber dann öffnet mir der Herr die Augen, wie Elisa's Knaben, daß ich um euch eine Wagenburg geschlagen sehe, Israel's Rosse und Wagen. Und die Todten selbst — (G. und die Busch und Maidell) mit welchen Friedens- und Ehrenkronen sind sie nicht geschmückt! Wie wandeln sie nicht mit dem verklärten Heiland in Paradieses-Licht und Schatten, so daß selbst

unsere blinden Augen von dem Abglanz ihrer schimmernden Gewänder, ihrer Kleider, die da hell gewaschen sind in dem Blute des Lammes, getroffen werden und eine Freudenthräne sie feuchtet. — Seht nur auf und seht den Engel über der Tenne Arafna schweben! Wohl schlug er euch um eurer Sünde willen, aber die Sünde David's wurde vergeben, und der Herr wollte auf demselben Moriah wohnen. Dort schwebte der Engel, wo Abraham seinen einigen Sohn, Gott zu Liebe, opferte; sehen wir zu, schwebt nicht unser Todesengel auch über einem Berge, nämlich Golgatha, wo Gott seinen Sohn opferte uns zu Liebe! — Ach, daß wir erkenneten den Zug des Vaters zum Sohne, und daß wir das Herz voll Liebe erkenneten, das uns erst gemach und dann so ernst rüttelt aus dem Schlaf der Sünden, daß er uns selbst auf seinen Armen hinaustrage aus dem Hause dieser Welt, das uns in seinem Einsturz begraben würde! — Das tragende Verschonen des Herrn ist selbst in dieser Krankheit sichtbar. Noch einige Tage, sagten die Aerzte, diese Trockenheit und diese giftigen Nebel, die bis gegen Mittag merkwürdig dick und schwer die Stadt umlagerten, so wird die Krankheit pestartig! Und den andern Tag hatten wir Regen und jetzt schönes Herbstwetter, so daß die Krankheit wenigstens nicht weiter ausartet.

Den 2. Mai 1847.

Innig geliebte Aeltern!

Dein Brief, süße Mama, brachte mir Stärkung, besonders weil ich dich darinnen nicht so betrübt, so besorgt fand, wie ich fürchtete, weil auch der Frühlingsgeist vom Herrn mit seinem warmen Odem hindurchzog. — Es war mir dies ein Trost, zumal, wenn ich an Papa's Abwesenheit dachte, der nun wol auch wieder bei dir ist. — Ich will hoffen, daß auch in unserm lieben Molien der Herr mächtig sein wird, nicht blos mit seinem Trost für das Leiden, sondern auch mit seiner Auferstehungskraft zu einem neuen, frischen und gesunden Leben. — Er ist jedoch noch der alte Christus, wenn er auch jetzt seine Wunder nicht thut, oder

doch meist nicht thut in plötzlicher Erneuung, sondern für das Hoffen und Stillesein. — Ich ging erst in den Garten, die Sträucher prangen schon im reichen Grün, die Perlhyacinthen blühen im bunten Kranz und Aurikel und Tulpen treiben verheißungsvolle Knospen; dabei läßt der laute Schlag der Nachtigallen den ganzen Tag über sich vernehmen. — Auch unser leibliches Leben ahnt da das: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", — dessen liebliche Weissagung sie in der Natur sieht. — Unser Auge sieht das Reich Gottes hinter den Schleiern der auferstehenden Natur; unser Gefühl kann sich unwillkürlich nicht der jungen Lebenshoffnung entschlagen. — Und doch betrübt es Einen fast, wenn man seine Stimmung selbst für geistliche Dinge so abhängig fühlt von Einflüssen des Naturlebens. — Wo ist da die geistige Freiheit der Kinder Gottes? Wo ist der Blick, der kühne Christenblick, der durch die Hüllen alle der Knechtsgestalt in die innere Herrlichkeit des zukünftigen und doch schon gegenwärtigen Wesens dringt? — Es soll noch werden — den Gefangenen eine Oeffnung, den Gebundenen eine Erledigung. — Die Grabtücher, mit denen wir noch gebunden sind, sollen von uns fallen, daß der vergängliche Stimmungswechsel nicht in solcher Weise mehr über die gottgefreite Seele herrsche. — Freilich — sein tieferer Grund, das innere Geheiltsein unsers Herzens, der bleibt, der fodert fortgehende Versöhnung und Blutbesprengung, und das Kreuz, an dem der alte Mensch sterbe. Bei der Einkehr in die Tiefen unsers Herzens, in jene Schachten der Selbstsucht, der Lust, der Verzagtheit bei allem Vertrauen auf eigne Kraft, mit ihren weitverzweigten Adern, mit ihren Kettenschlüssen, die all' unser Denken und Wollen durchlaufen, da gewinnt man Selbsterkenntniß, da verliert man das Vertrauen auf die eigne Heiligung und birgt sich tiefer in den Christus für uns und hat für das eigne geistliche Leben keinen andern Trost noch Halt, denn allein den: daß, der da angefangen hat, daß der auch mächtig ist, es zu vollenden.

Den 13. Mai 1847.

Innig geliebte Aeltern!

Der schöne Tag der Pfingsten ist nun vorüber, das Fest unserer Wiedergeburt, da uns Blindgebornen die Augen aufgethan, und da die, welche Augen hatten, berufen sind aus der Finsterniß zu einem wunderbaren Lichte — und er ist nicht alt geworden, noch nicht ist seine Freude verblichen, weil es Farben Gottes sind, die ewig frisch sind, vielmehr ist er nun schöner geworden, dieser Glanz vom Herrn, weil der Geist, der im Sturm und Feuer gekommen ist, nun in einem bleibenden milden Lichte Wohnung gemacht hat in der Christenheit, und weil er sich in gnadenreicher Herablassung mit seinen Wundern uns bekannt und vertraut gemacht hat. — Das ist ein Fest des Lebens, das wir feiern, mit großen Freuden mitten unter den Todtengebeinen der Welt, sei es der Sünde, der Hinfälligkeit und Verzagtheit unsers und anderer Herzen, um die der Geist uns straft, sei es, daß die natürlichen Kräfte unserer Seele und unsers Leibes in der Hitze der Anfechtung, der Noth, des Elends und der Sorge erstarben. — Dennoch wissen wir, daß der Geist unter den Todtengebeinen noch lebet, und dies Verwesliche bekleiden wird mit der Unverweslichkeit und dies Sterbliche mit Unsterblichkeit und diese Niedrigkeit mit einer ewigen und überschwenglichen Herrlichkeit, nicht durch unser Verdienst oder Würdigkeit, aber kraft der gewissen und unumstößlichen Verheißungen unsers Herrn und Heilandes, Jesu Christi, der damit nicht straucheln kann, wenn unser Glaube strauchelt, noch in seinem Wort zu Schanden werden, wenn auch wir zu Schanden werden.

Mit dem vollen Festgruß, mit der Bitte und dem Wunsch vom Herrn um rechte Festfreude und einen vollen Festtrost war ich im Geiste bei euch, daß der Herr euren betrübten Geist durch die Wunder seiner Macht und Gnade trösten, aufrichten und erheben, daß er insbesondere dich, meine süße Mama, durch sein kräftiges Wort der Verheißung und des Trostes und seine kräftige That der Heilung wieder stärken wolle. — Ach, wenn der Herr unsern Ruf erhöret hätte und unsers lieben Molien gnädig gedacht! — Aber ich bin gewiß, daß er nach seiner Verheißungstreue und

Barmherzigkeit gehandelt hat, nur daß das Menschenherz, und so meines insbesondere, mit Sorge und Zweifel, statt mit dem Glauben, der aus dem vollgültigen Troste dessen fließt, der sich die Auferstehung und das Leben genannt hat, den Spuren seines Gottes nachgeht.

Den 22. Mai 1847.

Meine süße Mama! Dein schöner Freudentag, der immer deine Kinder oder doch die Herzen deiner Kinder um dich versammelte, dem wir Alle mit solch' froher Erwartung entgegensahen, ist wieder gekommen, und so muß ich denn auch heute immer dich im Geiste sehen, und all' deiner süßen Liebe mich erinnern, meine liebe, einzige Mama! Wie du um uns gesorgt hast, und wie du in unsern Herzen gepflanzt hast, und besonders, wie du Christum darin gepflanzt hast, mit dem süßen Papa zusammen, und ich kann nur für diese Gottesgnade danken, die als ein ganz besonderer Segen über uns gekommen ist, wie ich sie, so weit ich die Menschen kenne, noch nirgends anderswo gefunden habe. Daß du nun sorgen mußt und von Herzen betrübt sein, das macht auch mich betrübt, aber ich denke, Christus wird seine Wunder thun, wenn es auch nicht nach unserem Willen und Rath geht, du wirst, süße Mama, gewiß noch freudig werden in Christo, wie denn dein Geburtstag noch ganz Pfingsten athmet, das vor oder nach ihn treu umgibt, da hast du die Verheißung, daß der Geist, der Tröster, dich nie lassen will; der hat ein inniges, mitfühlendes Herz, gleich unserm Herrn Christo, weil er unsere Schwachheit beständig vertritt mit seinem unaussprechlichen Seufzen, und er hat einen Heilandstrost, davor keine Sünde, keine Noth, kein Betrübniß bestehen kann, so wahr der Herr das Alles überwunden hat für uns, und er hat eine Lebenskraft aus der Auferstehung Christi, die unser Menschenherz mit Gotteskraft auferwecket. — Ich habe selbst für dich kein Geschenk, meine liebe, süße Mama! — aber mein Herz freuet sich an dem Geschenk, das dir der Herr bereitet, daß in deinem ganzen Leben Pfingsten dich nicht lassen, Pfingsten darinnen

Wohnung machen will, daß du in allem Schmerz und in aller Noth Pfingsttrost und Pfingstfreuden haben sollst, die über allen andern Trost und alle andere Freude sind im Himmel und auf Erden. — Weihnachten heiliget dem süßen Papa, Pfingsten dir den Geburtstag, dort die Geburt des Sohnes Gottes für uns, hier die Geburt der Kirche, der Gemeinde der Heiligen, die sich auf jene gründet, das erste und das letzte Fest, die die ganze Festzeit zusammenbinden.

Den 28. Mai 1847.

— — — Euer Brief hat mich sehr ergriffen, weil er von aller natürlichen Hoffnung wegweist und es so ganz und gar in den Willen und Rath des Herrn stellt, daß ein schwacher Glaube sich nicht sogleich darein finden kann. — Ich hoffe eigentlich jetzt gar nicht, sondern halte den Herrn nur daran fest, daß er, der uns geschworen hat, seinen Schwur nicht brechen kann, und daß er, der selbst gleich uns versucht worden ist und gelitten hat, auch uns nicht zu hart versuchen darf. — Dabei aber habe ich eigentlich gar nicht so bestimmt darum beten können, daß er es nur zum leiblichen Leben wende, sondern immer nur, daß er, der die Auferstehung und das Leben ist, auch zum Leben auferwecken möge durch die Kraft seiner eignen Auferstehung, sei es, wie unser Herz wünscht und sich sehnet, mit einer Auferstehung des Lazarus und doch schöner als des Lazarus, weil ein Christ mehr hat, als Lazarus hatte, sei es, wenn sein Rath und Willen es befiehlt, durch ein sanftes Sichniederlegen in seinen Arm und Schoos. — Der gnädige und treue Herr Christus sei mit unserm lieben und theuern Molien, erfülle ihn mit der Freudigkeit, die aus dem Troste seiner fremden Gerechtigkeit stammet, lindere ihm jeden Augenblick des Schmerzes, wie er auf Erden es gethan hat, und verkläre sich in seinem Jünger nach dem Bilde seiner eignen Verklärung noch zu Anderer Heil. — Der Herr gebe euch Kraft, Trost und Freudigkeit, und zeige euch im Leben oder im Sterben die Osterwunder seiner Liebe, daß wir in Wahrheit sprechen können: Was der Herr thut, das ist wohl-

gethan! Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir — aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe! — Amen!

Juni 1847.

Unser lieber Molien ist also heimgegangen zu der Ruhe, die Gott den Seinen bereitet hat! — Warum sollten wir es ihm nicht gönnen? Denn wir wissen ja: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; ob wir nun leben oder sterben, beides so sind wir des Herrn. — Ist Christus denn nicht eben recht ein Heiland für die Sterbenden, da er im eignen Sterben die höchste Liebe geoffenbart hat, und dabei Mitleid gelernt hat mit unserer Todesnoth und ein barmherziger Hohenpriester geworden ist vor dem Vater, der uns im Gericht des Todes mit dem Kleide seiner Gerechtigkeit bedeckt und für uns bittet? Und wenn er schwer gekämpft hat vor dem Tode, wenigstens körperlich, so ist das nur die Knechtsgestalt, in die der Christ hier gehüllt ist, während das Kind der Welt oft scheinbar leicht und frei hinübergeht, und es ist nur das kräftigliche Abstreifen der armen Erdengestalt, damit Christus uns schmücke mit der Gestalt eines neuen in Gott verborgnen Lebens. — Das ist eine Prüfung, aber wenn wir auch im Augenblick der Noth es nicht gleich empfinden, so weiset der Herr doch bald den Augen des Glaubens den überschwenglichen Trost, der selbst darinnen liegt. — Wissen wir denn nicht, daß unser Molien nicht auf seine Frömmigkeit und Werke baute, daß er sich beständig in seiner Sünde und Schwachheit bekannte, aus der er nichts Gutes haben wollte, und daß sein ganzes Vertrauen allein zu dem Herrn Christo stand, in dessen Blut und Gerechtigkeit er hatte sein Schmuck und Ehrenkleid? Sollte der Herr denn lügen, daß solchem Glauben das ewige Leben gehört, bei ihm bleibend? Mit diesem Trost, in dem ihr getröstet seid, ihr Geliebten, tröste ich mich und bitte nun den Herrn, da er der Seele unsers Bruders Frieden gegeben hat und eine sanfte Ruhe in seinem Arm und Schoos, daß er nun auch über euch, die ihr so lange und so tief betrübt seid, das

volle Maaß seines Trostes ausschütten, euch sein Angesicht voller Gnade zuwenden und euch einen freudigen Geist verleihen wolle, damit wir auch an euch getröstet werden. Das wolle er auch an Molien's Aeltern thun. Der Herr tröste euch und mache euch freudig, ihr Inniggeliebten, mit denen ich mich betrüben und freuen muß!

Ich bekam euren Brief gerade mitten in der Arbeit zur Predigt, am Sonnabend, und gleich darauf kam einer meiner Bekannten zu mir, dessen Bruder, ein sehr liebenswürdiger und geistvoller Mensch, nach schweren Leiden endlich ein paar Stunden vorher gestorben war, für den ich denn in der Kirche beten sollte. — Ihr könnt denken, wie ich es im besondern Gedenken an unsern Molien that! — Es war mir aber ein Trost, das Predigen, daß ich sogleich in den offenen Born des Trostes greifen mußte, und ein schöner Text: Der Hirte, der das Lamm auf den Schultern wiederbringt, und das Weib mit dem verlornen Groschen. — Nächstens ist es Petri Fischzug. — Die Texte sind wunderschön, so Gott nur seinen Segen auf Predigt und Prediger legen wollte! — Das ist wahr, nicht blos predigen, auch erst recht verstehen lernt man Gottes Wort, wenn man es so der Gemeinde bringen muß. — Ich habe nie gedacht, daß die Texte so reich sind, daß man so viel noch abbrechen und zur Seite liegen lassen muß. — Das ist ein Brunnen, der nicht ausgeht, so tief auch das Herz oder der Geist schöpfen mag. Der Herr gebe nur, daß ich reines, klares, lebendiges Wasser aus dem Brünnlein Gottes, nicht eignes nebenbei aus dem sehr verführerischen, aber unklaren und leicht erschöpften Borne eigner Weisheit schöpfte! — Das hoffe ich freilich, das Wort, das ich gebe, ist rein und lauteres Evangelium, wenn nur das Herz —!

Den 3. Juli 1847.

Meine süße Mama!

Mein Brief trifft dich hoffentlich schon in Windau. — Ich hoffe, daß der Herr euch eine glückliche Reise und einen gesegneten Beginn des Bades gegeben hat, daß er, der

Sturm und Winde zu seinen Engeln und zu Trägern seiner Gnadengaben macht, auch die Wellen des Meeres dazu segnen und sie euch zu einem Bethesda leiblicher Heilung machen wird, während er unsere Seelen ohne Unterlaß dem kräftigen Gesundbrunnen seines heilsamen Wortes offen erhält, aus dem wir nur zu schöpfen haben. — Seit Gott die Welt versöhnt hat mit ihm selber, leben, weben und sind wir in einem großen Evangelium seiner Gnade. — Auch hoffe ich, daß der Herr mit seinem vollgültigen Trost eure Herzen gestillt hat um unsern seligen Molien, der ja nun vor dem Angesichte Gottes und ein Glied ist der obern Gemeinde, weil er in seinem Leben schon das hochzeitliche Kleid getragen hat, das da helle gewaschen ist im Blut des Lammes. — Sieht der freundlichste Herr auch das Senfkorn des Glaubens an, wie viel mehr tröstliche Gewißheit haben wir bei unserm Molien, wo sich schon schattige grüne Zweige sehen ließen! — Ist es doch viel besser abzuscheiden und bei dem Herrn zu sein! — Nicht das ist das Schwerste, daß der Pilgrim den Weltstaub an sich tragen muß, daß er oft keinen Einlaß und keine Ruhe findet und darum des Trostes begehrt: Es ist noch eine Ruhe vorhanden für die Kinder Gottes! sondern das beängstigt unser Herz doch am schwersten, daß wir selbst unsern Pilgrimstand vergessen und das Reisezeug unseres Gottes in den Staub werfen und in der Welt Wohnung machen. — Daß ich so oft spreche: Ich bin fleischlich und unter die Sünde verkauft! und doch keinen Ernst und rechten Willen der Heiligung fühle, das macht mir so bange um meine Glaubensgerechtigkeit — und daß selbst diese Bangigkeit als ein heilsamer Schrecken, der zu größerem Ernst dienen könnte, sich wieder alsobald verliert, diese Beruhigung vermehrt nur noch und steigert meine Furcht. Wie ich in Betrachtung meiner Sünde eine unendliche Leiter der Selbstsucht herabsteige, so in der Betrachtung meiner Heiligung zur Aufhebung der Sünde eine unendliche Leiter des Angstgefühls, ich glaube, davor müßten wir rein vergehen und uns verzehren. — Da finde ich keine andere Rettung, als daß ich von meinen Wunden den Blick abwende und nichts, denn das erhöhte Schlangenbild in dieser Wüste der Versuchung und des Verderbens, das Kreuz meines Herrn Jesu, ansehe, von dem das Heil

kommt und der Frieden für meine Seele. — Wenn dabei ein Hofacker doch noch in großer Unruhe stand, so war dies auch noch nicht der Luthersglaube, der so bloß und nackt am Worte der Verheißung hing, so kannte er auch noch nicht die ganze Bedeutung der Gnadensiegel in Taufe und Abendmahl, da ich weiß, daß so gewißlich als gerade ich getauft bin und als gerade ich dies Brot und Wein, welches ist Leib und Blut des Herrn, empfangen habe, ich auch aller dieser Gnaden theilhaftig bin und nur meinerseits mich dessen zu getrösten habe, aber nicht erst mit schwerer Mühe es mir zu erringen. — Um meines Glaubens willen bekomme ich nichts, das wäre auch nur ein anderes Gesetz, aber um des Herrn Jesu willen bekomme ich auch durch den schwächsten Glauben, der nur treulich sein Auge auf die Verheißung gerichtet hält, Alles, was der Herr erworben hat, und davon wird nichts abgedungen, noch genommen. — Meine süße Mama, wie viel der Welt und welch' ein Selbst und was für eine tiefgewurzelte Sünde ich im Herzen trage, bei welch einer Launigkeit und welch einem Unglauben, das siehst du nicht und glaubst du nicht, aber dennoch will ich mich meines Herrn Jesu rühmen. — Ich glaube, weil sein Kreuz noch steht und nicht gefallen ist, daß er mich dennoch nicht verworfen hat. — Das bitte ich täglich, daß er uns alle zu sich sammle, daß, weil er unser Haus ohne all' unser Verdienst und Würdigkeit mit seinem Frieden gegrüßt hat, und unter unser Dach getreten ist, nun auch Keiner von ihm bleibe. — Habe ich euch auch schon genug gedankt, daß ihr mich zum Herrn geführt habt, auch, da ich es genug nicht kann, nur so, daß ich nicht ganz undankbar war? Ihr liebt mich so unverdient, das ist mir ein Bild der Liebe des Herrn Jesu, darum besonders, weil ich weiß, daß, wenn ihr mich auch ganz so sähet, wie ich bin, ihr euch um mich betrüben, aber nichts von eurer Liebe mir abbrechen würdet, denn das haben wir Kinder christlicher Aeltern vor den Andern voraus, daß wir wissen, daß ihre Liebe nicht die blos natürliche und darum auch vergängliche, sondern eine durch den Glauben in der unvergänglichen Liebe Jesu Christi auch zu den Sündern hangende und darum gewisse und unverrücklich feste ist.

Bereits seit dem 16. Juni wohne ich nicht mehr bei

Philippi's, sondern erst in einem leeren Quartier und, seit meine Zimmer fertig sind, in meiner neuen Wohnung. — Ich will in etwas sie zu schildern suchen, um euch da hinein zu versetzen. An dem nördlichen Ende der Stadt (gerade wo der Weg die Erhebung vor der Peterburger Nagadka hinauf zu steigen beginnt) biegt rechts eine ungepflasterte, nur mit einem schmalen Trottoir versehene Straße ein, die zwischen zwei Zäunen dahinführt, der eine die Bretterwand eines Gartens, der andere links ein einfacher Sprickenzaun vor einem unbebauten niedrigen Grasplatze, an dessen Ende die Nebengebäude einiger an der Peterburger Nagadka gelegenen Häuser sich befinden. An diesen Hausplatz reiht sich gleich ein Hügel, der mit schattigen Bäumen besetzt ist und zu dem gegenüberliegenden, ziemlich besuchten Kestler'schen Gasthause gehört, das nur durch den unten vorbeiführenden Weg davon getrennt ist. — Von diesem Gasthause, etwa einhundert Schritt, das erste Gebäude in dieser Straße, liegt dann rechter Hand am Wege mein Häuschen, das Besitzthum des Landgerichtsdieners. Eine einfache weiß gestrichene Thüre und zwei Fenster mit jalousienartig gemalten Laden nehmen die ganze kurze Fronte ein. — Da der Weg später erhöht worden ist, so liegen die Fenster so niedrig, daß ich ganz bequem durch die obersten Rauten hineinsehen kann. So liegt denn das Herz dieses Hauses allen Menschen offen da, oder es läge doch, wenn der Besitzer nicht durch Halbgardinen es den Augen der kleinen Leute verhüllt hätte. — Durch die Thüre, zwei Schritte hinab, tritt man in ein kleines, bunt gemaltes Vorhaus (wo ein einfacher für die Kleider und das Theeservice bestimmter Schrank und der Ort für die Mäntel sich befindet). — Eine Thür rechts führt gleich in die Gesellschaftsstube. — Gegenüber ein Sopha mit buntem Wachstuch ausgeschlagen, dunkel polirt, mit einem einfach bedeckten Tisch davor, der ohne Decke nicht den Ansprüchen der Meublegesellschaft in diesem Zimmer genügen würde, ein paar Stühle, einander gegenübergestellt unter jedem Fenster, dazwischen ein dunkel polirter Tisch mit einem die halbe Höhe der Wand füllenden Spiegel darüber. In der Ecke an der Thür ein kleiner Miniaturtisch von einem Gypsbilde Luther's und dem Uhrbehälter gefüllt, auf der andern Seite der Thür gegen-

über dem Sopha eine hell polirte Kommode mit zwei Stühlen. — Die Wand gegenüber den Fenstern wird von zwei Thüren, die der Lage der Fenster entsprechen, und einem dazwischen liegenden weißen Kachelofen, der aber von der Küche aus zu heizen ist und in seiner Röhre den Schmuck der blanken Theemaschine trägt, gerade ausgefüllt. — Die Farbe der Wände ist in diesem Zimmer hellgrün, über dem Sopha hängt Paul's Oelgemälde, zu den Seiten zwei kleinere in Papprahmen, der kreuztragende Christus und die mater dolorosa; dem entgegen, über der Kommode, ein größeres, die Kreuzigung darstellend, in schwarz polirtem Holzrahmen – die drei letztern dem Wirth gehörig, meist recht feiner Steindruck. — In diesem Zimmer ist de jure Alles in Ordnung und an seinem Platz und der Wissenschaft, als einem bösen Störenfried, der in die Harmonie der Kunst nur Verwirrung bringt, der Zutritt verboten; de facto aber sieht man doch, weil ich zum Umhergehen des größern Zimmers bedarf, hie und da ein aufgeschlagenes Buch und in der Ecke eine nie gestopfte, aber doch als Spazierstock fleißig gehandhabte Pfeife, hell polirten Schaftes, liegen. — Die Thür dem Endenfenster gegenüber öffnet dem neugierigen Beschauer von der Straße her, dem die stille Ordnung der Kunst im Hauptgemach langweilig oder nicht der wahre Sinn des Hausbewohners scheint (obwol der Regel nach die Beschauer nur Straßenjungen sind und ein Straßenjunge in der Regel nicht so weit denkt, doch ideale Personen denken auch ideal), diese Thür also öffnet den Blick ins Sanctuarium der Wissenschaft. — Sein Blick fällt zuerst auf die gerade gegenüber in mehreren Ordnungen über einander aufgestellte Bibliothek, links das Stehpult und gleich darnach, vor dem Fenster, das auf den Brunnen und einen schattenlosen Gemüsegarten, darüber hinaus auf den erst erwähnten beschatteten Hügel geht, ein polirter Tisch mit einem Stuhl davor, die beiden Träger der Wissenschaft, weidlich beschwert mit dem Chaos der Bücher und Papiere. — Rechts vom Bücherregal eine Weckuhr als Mahnerin zur Arbeit. — Aber es ist ein trauriger Wahn, glaubt man wirklich das Innerste eines Herzens ergründet zu haben und vertraut man seiner Einsicht darin; der Mann, der nur reges Leben in meinem Innern sah, bemerkte nicht, wie viel trotz

der Mahnung der ablaufenden Stunde: Wache, denn es ist Zeit! noch darinnen des Schlafes, der sichern Ruhe und der Bequemlichkeit ist, er sah nicht, daß er nur Zeugnisse der Wissenschaft sah, weil ich die Thüre nur so weit, als ich es für gut fand, ihm geöffnet, daß aber ein jedes Herz dies nicht weiter für gut findet, als so weit es reges Leben und anzuerkennendes Wissen und eignen Ruhm aufweisen kann, daß es aber seinen Schlaf, sein Alltagsleben, nach der Unlebendigkeit alter Natur, in der Kammer seines Herzens birgt, die das menschliche Auge nur erforscht, wenn es ihm selbstbekennend die Thüre öffnet. — So sah denn der Beschauer nicht, daß dasselbe innere Gemach neben dem Apparate der Wissenschaft auch meine Schlafstätte birgt, nicht den Vorsprung in der Wand, der, dem Auge entzogen, das Mobiliar des Alltagsgebrauchs trägt. — Die Farbe des Zimmers ist blau, doch fleckig blau. — Das Grün gehört dem heitern Leben in der Kunst, oder vielmehr, es sei die Farbe für des Christen Umgang, voll Ruhe und Heiterkeit, um des Friedens willen, den die Welt nicht kann empfangen, voll Salz in seinem Gespräch und freudigen Zeugnisses von seiner Christenhoffnung, voll Hoffnung selbst für die, mit denen er verkehrt. — Doch das Innerste seines Herzens muß die blaue Farbe tragen, denn das muß der Glaube sein, dem sein inwendiges bewußtes und unbewußtes Leben gehören soll, in dessen Bereich seine ganze Wissenschaft liegen soll. — Aber es ist fleckig blau, denn der Glaube ist nicht vollkommen, sondern schwach, vielfach angefochten und befleckt und dennoch Glaube. — Die blaue Wand trägt an sich die Uhr, denn der Glaube ist nie ohne Mahn- und Weckstimme, aber unter der Uhr schläft der Mensch. — Gott geb', daß dieser endlich erwacht von dem Ruf: Wach' auf, der du schläfst! Das Bett liegt dem Fenster gegenüber, das Fenster aber gerade gegen Morgen, daß die Morgensonne mir ins Gesicht fällt, zu gleicher Zeit mit dem Schlage der Uhr, das spricht dann weiter: Denn dein Licht kommt! — Aber ich schlafe noch fort, wenn auch die Morgensonne der Gnade erschienen ist, wenn auch die Weckstimme ergangen ist, die Augen des Menschen können noch geschlossen bleiben und das Hephata kann sein Ohr nicht wider seinen Willen öffnen. — Und wird das Licht

läſtig, ſo iſt ein Rouleau vor dem Fenſter, da iſt eine Jagd darauf. Das verſteht das Herz noch immer, muß es ſelbſt die Augen öffnen, weil es dem Andringen des morgendlichen Lichts der Gnade nicht widerſtehen kann, da hat es noch einen Vorhang bei der Hand, aus Bildern der Welt und der eignen Luſt, bunter Arbeit, der das Licht der Gnade bricht. — Wenn nur das Inwendige die blaue Farbe trägt! — Steht es noch ſo, ſo iſt noch nicht das, was Noth iſt, ganz verloren. — Aber Wahrheit iſt es und bildet wol ein gläubiges Herz ab — die Flecken der Heiligung, der Schlaf unter der Mahnſtimme Gottes, der Vorhang von Weltbildern gegen das ſtarke Licht der Gnade, es findet ſich doch Alles mehr oder minder noch in jedem Gläubigen.

Den 20. Juli 1847.

— — Ich war heute zum Abendmahl und ſpeiſete an des Herren Tiſch, den er uns bereitet hat wider unſere Feinde, wider Sünden, Welt, Tod und Teufel und zumal wider das eigne Fleiſch und Blut, das uns täglich nicht blos reizet und locket, ſondern auch überwindet, daß wir uns Knechte fühlen, und unter die Sünde verkauft. — Ich bedurfte es ſo ſehr, ſo war ich des alten Sauerteiges voll, ſo hatte Eigenliebe und Eigenwille, Trägheit und Luſt des Fleiſches alle meine Heiligung zu einem beſchmutzten und befleckten und zerriſſenen Gewande gemacht. Und wenn ich mich anſah in dieſem Augenblick, ſo ſah ich noch nichts Anderes, und davon müßte ich verzweifeln, aber durch den Glauben weiß ich, ohne daß ich es ſehe, daß ich nun dennoch abgewaſchen und geheiliget bin durch das Blut Jeſu Chriſti, daß die Vergebung meiner Sünden eine wahrhaftig geſchehene iſt, denn der Herr iſt wahrhaftig und, was er zuſagt, hält er gewiß, und daß ich durch die Speiſe ſeines wahrhaftigen Leibes und durch den Trank ſeines wahrhaftigen Blutes ein Glied geworden bin an ihm, ein Glied ſeines geiſtlichen, lebendigen Leibes. — Ich kann nicht ſagen, daß ich es fühle, ſo todt und erſtorben bin ich noch inwendig, aber ich muß es wol glauben, ſo viel Mühe es mir

kostet, denn ich finde keinen andern Weg, mir Leib und Seele zu bewahren, als Christum allein. — Das fühle ich aber, was es heißt, Knecht der Sünde gewesen zu sein, das fühle ich, was es heißt, nun ein Knecht der Gerechtigkeit zu werden. — Ich danke dem Apostel, daß er so menschlich geredet, und gerade von einem Knechte der Gerechtigkeit gesprochen, weil mein Herz in seiner natürlichen Freiheit jetzt diesen Weg nicht gehen würde. — Aber weil ich eigen geworden bin Jesu, der gerecht ist, so darf ich nur ein Knecht der Gerechtigkeit und nicht der Sünde sein, und gehe ich mit geringer Hoffnung an die Arbeit, denn ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts ausgerichtet, so muß ich doch sagen: Auf dein Wort hin, lieber Herr! und getröste mich des Sühndeckels der Arbeit Christi, der über aller meiner Arbeit liegt und das strenge, richtende Gesetz vor dem Angesicht meines Gottes verbirgt.

1847.

— — Etwas Anderes ist es, was mich heute besonders niederdrückte, ich hoffe aber, der Herr hat es in seiner Gnadenversiegelung mit gehoben und auch wider alle fleischliche Betrübniß mich aufgerichtet. — Es ist nämlich etwas aus den wunderbaren Wegen unseres Gottes, denen der Mensch staunend nachsieht und kann es nicht ergründen — bis der Glaube ihm Frieden gibt. — Es ist der Heimgang der jungen H., der ältesten Schwester meines Freundes Georg. — Sie war mit ihrer Mutter nach W. zu ihrem Onkel gereist. — Dort geht sie mit ihrer Tante und deren beiden Töchtern und vielleicht (die eben erst angelangte Nachricht ist noch sehr kurz und unbestimmt) noch ein paar andern Verwandten ins Bad. — Es ist dort nämlich die livländische Aa ganz in der Nähe, dieser tückische, reißende Strom, der jährlich so viel Opfer verlangt, aber auch besonders schön und kühl und zum Bade anlockend ist. — Von den Cousinen war die eine vor kurzem zur großen Freude ihrer alten Aeltern verheirathet, Johanna H. aber galt für die Krone unter den jungen Mädchen und es ist

gewiß, daß sie war, wofür sie galt. — Kaum sind sie im Bade, die Mutter will eben hinein zu den fröhlichen Töchtern, da wird die erste vom Strom erfaßt oder versinkt in eine Untiefe, kurz, sie verschwindet; die zweite im Retten ihr nach und darauf die dritte. — Die Mutter sinkt bewußtlos nieder. — Die Wittwe H. galt für eine besonders glückliche Mutter, denn sie hatte alle ihre vier Kinder gesund an Leib und Seele erzogen, und Johanna, die Aelteste, war vorzüglich begabt, und in der letzten Zeit, wo ich öfters mit ihr zusammen war, fand ich eine Glaubenserkenntniß und eine Glaubenskraft in ihr, gepaart mit einer Innigkeit des Herzenslebens, wie ich sie selten bei einem Weibe gesehen habe. Dabei drückte jeder Zug, jedes Wort so viel weibliche Milde und Zartgefühl aus, und im Gespräch war sie so unbefangen und offen; die edle Haltung, der Friede in ihrem Gesicht, der nicht blos das ruhige Temperament, sondern ein in Gott gefriedigtes Herz verrieth, gab ihr, besonders in der letzten Zeit, so etwas Hohes, daß ich kein anderes junges Mädchen, das ich jemals gesehen, ihr vergleichen kann. — Die Mutter, deren Stütze sie nicht blos geistig und geistlich, sondern auch in ihrem irdischen Fortkommen war, die Mutter ist wol hart geprüft, und es würde mir das Wiedersehen sehr schwer werden, wenn die Frau nicht neben natürlicher Kraft auch ächten Glaubensmuth besäße. — Die allgemeine Liebe, die Johanna besaß, zeigte auch das, daß, als B. von der Kanzel, wie er pflegt, nach einer Reihe von Todten auch ihren Namen nannte, eine so allgemeine Bewegung sichtbar wurde, daß ein ganz Fremder, ein Pole, neben mir mich um den Grund derselben fragte. — Aber, liebe Mama, was hätte ich doch gemacht, wenn dich das wirklich erschreckt und betrübt hätte! — Das darf aber nicht geschehen, liebe Mama, denn siehe, wir wissen ja gewiß, wie auch dies, so es in unsern Augen eine Thorheit ist, eine recht herrliche Weisheit gewesen ist unsers Gottes. — Nicht in seinem Zorn, sagte B. heute sehr wahr, sondern in seiner Gnade hat der Herr sie weggenommen, denn da er ein Wohlgefallen hatte an ihrem Glauben, wie sollte er sie nicht viel lieber bei sich haben, da es weit besser ist abzuscheiden und bei dem Herrn zu sein? — Sie trägt nun das unbefleckte Gewand der Gerechtigkeit, das sie

vor den Augen der Gläubigen hienieden trug, auch dort vor allen Engeln öffentlich zur Schau; — sie trägt den himmlischen Schmuck in ihrem himmlischen Vaterlande, wo er nicht mehr unter der Knechtshülle verborgen liegt, sie wandelt unter den Engeln in der obern Gemeinde, sie hat keinen Wunsch mehr übrig, als die in Christo sich stillende Sehnsucht nach den Ihrigen.

Den 19. September 1847.

— — — Ich glaube, weil dies eine Zeit ist, wo der Herr die Kirche nicht nur in seine Kreuzesschule nimmt, sondern auch seinen Geist über sie ausgießt und man diesen und jenen gesammelt sieht zu der heiligen Gemeinde, so kann man um so eher Geduld in Hoffnung haben, mit denen, die noch in ihrer Blindheit den Herrn verkennen. — Es soll ihnen endlich schwer werden, wider den Stachel zu lecken, besonders wenn man dabei den einigen Grund der Kirche wider Alle, die da ankämpfen, rein und klar herausstellt, davon sich nichts nehmen und ihn so wenig trüben läßt, als den eignen Augenspiegel, wenn wir in nichts willigen, was wider die Lehre der Schrift ist, da dürfen wir ja wol rechte Barmherzigkeit, rechte Milde, rechte Geduld üben, ohne damit dem heiligen Ernst der Wahrheit etwas zu vergeben, besonders bei denen, an denen wir, weil sie innerhalb der eignen Kirche uns besonders nahe zugewiesen sind, um so mehr das reine Wort, die reinen Gnadenmittel wirksam wissen. — Das gibt mir Hoffnung. — Möchten nur diese ernsten Zeichen herannahender Gefahr die sichern Schläfer wecken. — Sieht man das Kreuz, so ist auch der Herr, der unser Heiland ist, nahe; das ist auch eine Zukunft Christi in Gnaden, die solche Zeichen hat, nur daß sie mahnender, weil der Zorn und der Eifer des Gerichts näher steht und die barmherzige Liebe so ernsten Angesichts auftreten muß. Gottes Reich ist ein Kreuzreich, meist ohne Gestalt und Schöne. — Wohlthätig lindernd wirkt jetzt die Prüfung und das äußere Kreuz. — Vorigen Sonntag den 14. September war hier das Bibelfest. — K. hatte sich

endlich überreden lassen und predigte über Röm. 15, 4 — auf daß wir in Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben. — Reichthum und Klarheit des Wortes Gottes vereinte er in reichem Maße. Jedes Wort war inhaltsschwer, und das Ganze doch ein so harmonischer und einfacher Bau, daß auch der einfachste Bürger ihn behalten konnte, ganz in der tiefen und innigen, bei aller Entschiedenheit sehr milden Weise, die seine Persönlichkeit so auszeichnet. — Er sprach in den Worten der tiefsten Erfahrung, ganz auf dem Grunde heiliger Schrift, und zeigte, wie in beiden die Fundamente unserer Hoffnung unerschütterlich ständen. — Obwol er zum ersten Mal die Kanzel betrat, sprach er ganz frei, kaum lauter als gewöhnlich, aber mit solchem Nachdruck, daß man ihn in jedem Theile der Kirche verstand, sehr ernst und gewichtig, was aber bei dem beständigen Fortschritt des Gedankens sehr wohlthat. — „Der Mann hat uns sehr viel zu überlegen mitgegeben!" sagte ein Bürger, ein alter Bibelfeind. — Wir hoffen, daß wir ihn nun öfters hören werden. Hoffentlich wird er auch diese Predigt veröffentlichen, wenn er nicht, wie er überhaupt sich dazu schwer entschließt, auch hier zu bescheiden ist. — Mit um so mehr Schüchternheit, wenn dies nicht geschieht, und doch auch wieder, wenn es geschieht, kann ich euch nur von einem Antrage sagen, auf den ich vorläufig doch leichter, als ich es hätte innerlich sollen, eingegangen bin, aber eben nur ganz vorläufig. — Ich hatte den Sonntag vorher in der Universitätskirche zu predigen. — Der Text war sehr schön, der Jüngling von Nain; aber ich hatte es zuvor zu leicht genommen und fühlte eine solche Leere, daß es schon Sonnabend Nachmittag war und ich die Predigt kaum angefangen hatte. — So kam ich in sichtlich gedrückter Stimmung auf die Kanzel, und konnte diese Schwere, die auf mir lastete, auch bis zur Mitte der Predigt gar nicht verwinden (daß auch die Gemeinde das bemerkt hatte, drückte mich darnach um so mehr). So ging ich zu Ph. zu Mittag. — Um so mehr überraschte es mich, als Ph. mir sagte, er hätte vom Rector an mich etwas zu bestellen, nämlich eine Auffoderung, diese Predigt doch drucken zu lassen — er stimme dem ganz bei, nur wünsche er dann, einige meiner Predigten gedruckt zu sehen. Die Frau und H. stimmten dem bei und ich gab

es, vielleicht aber doch zu leicht, zu. H. war so freundlich (ohne daß ich ihn darum bat), gleich mit dem Buchhändler C. zu sprechen, und wahrscheinlich hat er mich gut empfohlen, da ja dieser bei einem so unbekannten Namen und einem bloßen Candidaten sich wol nie darauf eingelassen haben würde.

Den 3. October 1847.

— — — In Betreff der Predigten empfinde ich wol ganz das Schwere, als Candidat mit Predigten aufzutreten. Diesen Bedenken würde dadurch abgeholfen, daß Philippi ein Vorwort dazu schriebe. Aber hier gestehe ich, obwol ich es für meine Person, bei einer wissenschaftlichen Arbeit niemals, aber bei einer Predigt wol zugeben möchte, ich sah hier ein neues größeres Bedenken. — Der Hauptvorwurf gegen die sogenannte kirchliche Richtung ist, Schule zu sein. — Treten Predigten, die doch nur als frisches, unmittelbares Lebenszeugniß Werth haben, mit dem Vorwort, sei es auch dem zartgefaßtesten des Lehrers, auf, so werden sie diesen Vorwurf zu rechtfertigen scheinen und mit dem Gedanken der Schulpredigt wird die Wirkung beeinträchtigt. — Als solches hätte mir die Herausgabe der Predigten vor einer wissenschaftlichen Arbeit Werth, als ein Zeugniß, daß die Lehre, die ich vertreten werde, mir nicht Theorie und Schuldogmatik, sondern ein Evangelium zur Seligkeit im Leben ist. — Diese Grundlage würde dadurch, wie mir scheint, gefährdet. — Doch man könnte noch so helfen, daß ich bis zum Magister wartete. — Dann würden sie etwa nächste Weihnachten gedruckt erscheinen. Aber sollen sie überhaupt erscheinen, so meine ich, dürfen sie nicht alt geworden sein. — Man denkt sich eine Predigt nie abgelöst von der predigenden Person. — So dürfte ein Candidat, nicht ein Magister predigen. — Das fühlen auch die meiner Bekannten, die ich darum gefragt habe. — Ich meine, jetzt oder gar nicht, wenigstens diese Predigten nicht. — Was meint ihr zu dem Allen? — Wie diejenigen meiner Freunde, die ich gefragt, meinen, würde man die Herausgabe und das eigne Vorwort mir hier in Dorpat nicht übel

deuten. — Meint ihr etwa, daß in Kurland? — Es ist ja noch immer Zeit, sie anstehen zu lassen.

Den .. October 1847.

Eure Liebe vergibt mir, daß ich so wenige Zeilen an euch schreibe, mir geht nun schon fast ein ganzer Tag mit Briefschreiben weg. — Besonders mit einem langen Briefe an B. — Freilich sollte ich nicht müde werden, da wir jetzt gerade ein Haus voll Freuden sind, in welches die liebe Gnadensonne so freundlich hineinscheint, daß sich das Herz, das fast immer am Sorgenfieber leidet, es einmal recht wohl sein läßt an dem lieben, schönen Licht. — Gott wolle unsere Geliebten, Paul und Friedrike, in dem Lichte dieser Gnade wandeln lassen! — Muß aber auch das dunkle Thal kommen, so wolle er sie auch dazu mit seinem tröstenden Stab und Stecken rüsten, mit seinem Wort befestigen, mit seinem Sacrament versiegeln, ihnen das Jakobsherz geben und erhalten, das nicht abläßt, bis der Herr gesegnet hat!

Den 4. December 1847.

Die Decembergrenze ist überschritten, Weihnachten, das schöne Fest, zieht für das suchende und wartende Herz in stillem Glanze hinauf, wie jener verheißungsvolle Stern für die drei suchenden Weisen. Gestern war erster Adventssonntag, da erscholl es nach all' den Gerichtspredigten über unser sündenbeladenes Jerusalem und uns schuldbelastete Israeliten aus dem Herzen des Evangeliums: „Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmüthig!" — Gott schenke euch viel Gnade und Friede zu dem neuen Jahr, behüte und segne die Gemeinde. Bewillkommt ihr es nicht vielleicht in zwiefacher Freude um Paul und Friedrike und um Friedrich, wenn er gekommen sein sollte, wie ich es hoffe? Möge doch in allen, in allen einzelnen Lieben in eurem Hause das bürgerliche Jahr sich immer mehr in ein Kirchenjahr umwan-

deln, daß nach Jahren der Gnade ihr Leben sich messen ließe! — Wie arm ist doch jenes! — Wie reich, ein Himmelsgürtel voll der herrlichsten Sterne, an deren Licht das Glaubensleben immer wieder frisch und froh werden kann, ist dieses, da Jesus Christus das A ist und das O. — Für mich hat auch mein praktisches Jahr mit dem scheidenden Kirchenjahr geendet.

Den 23.—27. December 1847.

Innig geliebte Aeltern!

Dein schönes Fest, lieber Papa, das uns immer mit Freuden um dich sammelte, ist der erste Gedanke meines Briefes. — Du weißt, wie mein ganzes Herz darnach verlangte, nicht der Einzige sein zu dürfen unter deinen Kindern, der dir nicht auch von Angesicht zu Angesicht seinen kindlichen Dank sagte für die Liebe, die uns so langmüthig getragen hat, das aber um so mehr, je mehr gerade ich in diesem Jahre die väterliche Sorge erfahren habe, die auch über Bitten thut. — Aber abwesend dem Leibe nach, bin ich doch anwesend im Geist. — Ich sehe deine Freude an unserem heimgekehrten Friedrich, an Friedrikens bräutlichem Angesicht, an dem neugewonnenen Sohn, und freue mich, daß du daran so schöne Geburtstagsgaben hast. — Ich danke Gott, der dies gethan, und bitte ihn mit den Lieben, daß er dein Leben noch ferner krönen wolle mit Gnade und Barmherzigkeit, uns und deiner Gemeinde zur Freude und zum großen Segen. — Auch darum bitte ich ihn, daß er euch dies Jahr vor dem bösen Feind behüte und dir jenes leibliche Unwohlsein nehme, das der geistlichen Freudigkeit in der Verkündigung des Wortes in den Weg tritt und uns Sorge macht. — Meiner Gabe, süßer Papa, bist du schon gewohnt und hast sie immer angenommen, den vollen, kindlichen Dank meines Herzens, das Wenige von Früchten, was, obschon es mehr sein sollte, durch Gottes Gnade an dem Baum reift, den du erzogen und gepflegt hast. — Es ist einmal das Attestat von B. über mein abgelegtes Probe-

jahr, das ich hier beifüge; das andre Mal etwas, was ich noch nicht beifügen kann, die ersten Predigtfrüchte, die kleine Sammlung, die ich erst Ende Februar erwarte und dann euch zuschicken kann. Ich fühle immer stärker die großen Mängel derselben, aber weil darin wirklich Evangelium steht, tröste ich mich und es ist mir auch das besonders lieb, daß ich weiß, sie werden vor dir, lieber Papa, nicht mehr scheinen, als sie sind, aber auch, wie sie sind, angenommen werden.

Heute, den dritten Feiertag, bekam ich den ersten Bogen meiner Predigten mit mehreren Correcturanfragen. Ich habe noch mehr als Neander gesperrt drucken lassen und das verunstaltet den Druck etwas. Ueberhaupt befiel mich ein großes Zagen, da ich es ansah. — Ich hätte, da ich die Predigten fast ganz unverbessert hinausschickte, nicht gedacht, daß so viel Ungehobeltes darinnen steckte, als ich jetzt im Druck bemerke. — Merkwürdig oder vielmehr tröstend und zum Dank auffodernd war es mir, daß gleich, nachdem ich den Bogen angesehen und sehr voll Zagens geworden war, die Hauswirthin hereinkommen mußte und mir erzählen, daß die Baronin St., die sie früher gekannt, nach Dorpat eingekommen, bei ihr gewesen sei und sie gefragt hätte, ob nicht der junge Mann, der den ersten Fastenmittwoch gepredigt habe (die Predigt, die ich eben gedruckt vor mir liegen habe und die mich so muthlos machte), wieder predigen werde, sie sei nachher alle Mittwoch in der Kirche gewesen und hätte auch ihre Bekannten mitgenommen, aber er hätte nicht wieder gepredigt, und so hätte sie wegreisen müssen. Und sie hätte sich darauf sehr gefreut zu hören, daß ich in diesem Hause wohne. Auch von andern einfachen Christen habe ich gehört, daß ihnen diese nicht blos einfachste, sondern auch in Sprache und Styl sehr ungeschickte Predigt am meisten zugesagt hat. Jedenfalls werden diese Predigten nur einen sehr engen Kreis haben, der ihr Wesen um des schriftgemäßen Inhalts willen zu tragen versteht.

Ich danke dir, lieber Papa, daß du das freundliche Anerbieten des Pastor — abgelehnt hast! *) Es hat ja

*) Er wollte zurücktreten und ihm das große Amt überlassen.

mir von Seiten des Fleisches Verlockendes genug, denn nach dem Fleisch, das werdet ihr mir wol glauben, bin ich nicht unempfindlich gegen eine gesicherte Stellung und ein einträgliches Amt, dabei ist freilich auch die wirkliche Liebe zum Amt im Spiel, nun aber halte ich mich nicht für berechtigt, aus einer Bahn zu weichen, wo der Herr mir so freundlich die Steige bisher geebnet hat, da ich selbst dann nicht weichen dürfte, wenn ich nicht sähe, und nur, wenn er mir entweder die Bahn entschieden abschneidet, oder mich ganz unleugbar in eine andere Bahn ruft.

Den 19. Januar 1848.

Siehe, das Alte ist vergangen und es ist Alles neu geworden! — Das ist für einen Neujahrsmorgen, an dem man noch so viel vom Sylvesterabende an sich bemerkt, eine tröstliche Verheißung, ein Prophetenwort aus dem Herzen Gottes, daran der Glaube sich hält. — Aber er vergißt auch nicht das Lob um das viele Neue, das ihm nur erneut wird, und darum auch ein Altes ist, aber ein solches Altes, das nicht mehr vergeht. — Und ich habe viel solch Altes, das mir durch Gottes Gnade immer neu ist, vor Allem an euch und durch euch. — Und das habe ich am Neujahrsmorgen auch loben müssen und um Bewahrung bitten, wie um fernere Erneuerung. — Ja ich muß bekennen, sehe ich Gottes Gabe an, so habe ich gerade an diesem Neujahr mehr zu danken und zu loben, als sonst leicht von einem andern, und ich habe versucht das Herz, das nicht blos aus Bedürftigkeit, sondern auch aus der Undankbarkeit, die das Gegebene nicht werth achtet, so vorherrschend Bittgebet thut, vor dem Anblick des reichen Gabentisches, damit der Herr das alte Jahr gesegnet, zu einem rechten Lobe zu ermuntern. Und nächst dem Herrn, liebe Aeltern, geht mein Dank an euch, mag ich nun das Vergangene ansehen oder das Zukünftige, das sich auf dies Vergangene baut, für den Reichthum eurer Liebe, für die Langmuth, die Geduld, die Erziehung zum Glauben, für die irdischen Gaben, mit denen ihr mich so reichlich begabet, daß ich oft ängst-

lich werde, ihr entbehrtet, um mich reich zu machen. Nicht dies geschriebene Wort, aber diese Gedanken alle gehören dem Neujahrstage an. Darnach kam euer Brief, der mich in euer weihnachtliches Leben einführte, der mir selbst noch eine so reiche Christbescheerung brachte, daß ich wieder von ganzem Herzen danken mußte.

Was ihr mir für meine Gesundheit in Erinnerung bringt, habe ich nie ganz unterlassen; zumal jetzt, da ich ausarbeite, gehe ich, wo möglich, zwei Drittel der Zeit herum, wenigstens im Zimmer. — Aber obschon ich so ungemein wenig sitze oder stehe, so trägt es zwar zur Erhaltung meiner Gesundheit bei, fördert sie aber durchaus nicht so, wie ich anfangs gehofft. — Denn es ist doch ein wahres Wort von Novalis, daß die Seele das corrosivste Gift sei für den Körper. — Ich wenigstens finde, daß fortgehende Denkbeschäftigung auch bei vieler Bewegung ebenso angreift, als fortgehendes Sitzen mit geringerer Geistesanstrengung. Aber ich kann Gott nur danken, daß es so geht, wie es geht. — Das freilich muß ich gestehen, daß bei dem Gedanken ans Ausland der Wunsch nach körperlicher Erholung, der bisher mir ganz zurücktrat, mir jetzt unwillkürlich immer mehr sich aufdrängt. — Ich fühle das Bedürfniß einer tüchtigen Durchrüttelung auf Fahrt und Fußreise. — Eine Zeit lang war die Sehnsucht nach dem akademischen Amt in mir so lebhaft, daß ich meinte, käme ich auch nicht ins Ausland, so würde ich um so früher mich hier habilitiren. — Jetzt wäre mir das sehr schwer, schon um des angeführten Grundes, wie viel mehr um der geistigen Frucht willen, diesen Gedanken aufzugeben.

Den 29. Januar 1848.

Die Sehnsucht nach dem Auslande nimmt mich immer mehr und nur zu viel in Anspruch, daß ich darüber oft nicht recht arbeiten kann, und nur zu leichtsinnig breite ich den Wundermantel meiner Phantasie aus, um über die hohen und schroffen Gebirge der Wirklichkeit den weiten,

blauen Fernen, dem hellen, grünen Lande zuzueilen, das noch unter einem ungetrübten Himmel im klaren Licht der andern schönen Sonne vor mir liegt. — Ganz im Nebel streift dann die kühne Fahrt wol an die Grenzen des Wunderreiches Italien, um dort wie einst Löwenherz Angesichts Jerusalems sein Haupt zu verhüllen und dem raschen Luftschiff eine Seitenwendung zu geben.

Den 5. Februar 1848.

Das ist nun auch das, was ich euch diesmal besonders zu erzählen habe, die Freude, die mir der diesjährige Geburtstag brachte. — Gewöhnlich pflegten die Freunde, wie wir es unter einander thun, mir gemeinschaftlich irgend eine kleine Gabe zu bringen. — Auch diesmal glaubte ich eine solche zu erhalten; es war mir dabei recht festlich zu Muthe, als am Vorabend die Wirthin mein Zimmer gereinigt, mit frischem Sand bestreut und die Tische weiß bedeckt hatte. — Ich freute mich besonders der schneeweißen Tücher und wunderte mich halb, da sie sonst andere Tischdecken gibt. — Ich wachte des andern Morgens von leisen, aber sich oft wiederholenden Schritten auf der Treppe, die nach oben führt, auf, blieb aber liegen, bis der graue, dämmerungsumhüllte Himmel wieder Schlummer und Träume über mich brachte. — Da erweckte mich ein mehrstimmiger Choral, ernst und lebendig. — Es waren die Stimmen der Freunde, die mit dem Liede: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'! in der neuen rythmischen Weise gesungen, mich zu wecken kamen. — Erst hatte es der Chor der Musikanten thun wollen, die theils aus meiner lettischen Gemeinde, theils Glieder der hiesigen Brüdergesellschaft, theils durch meine Hauswirthin, theils um meiner Predigten willen einige Anhänglichkeit für mich haben, hatten aber denn doch den Freunden das Vorrecht gelassen. — Ich unterbrach den schönen Choral nicht, hatte mich unterdeß auch angekleidet und trat nun in die hell erleuchtete Stube, wo ich schon vorher diese oder jene Hand am Tische thätig gesehen. Zwei herrliche Hyacinthen in reicher Blüte standen zu beiden Seiten des Tisches — wer

sie gebracht, blieb auch diesmal verborgen, aber wol dieselbe freundliche Hand, die im vorigen Jahre die eine, mit der Aufschrift: „Dem Dichter der Curonia und Livonia" bescheert. — In ihrer Mitte lag aber das Hauptgeschenk. — Ueberrascht und gerührt von der Liebe der Freunde entfaltete ich es. — Es war ein Ornat von glänzend schwarzem Seidenzeuge. — Ihr könnt denken, wie gerade diese Gabe mich ergriff, wol die sinnigste und schönste, die sie geben konnten und von dauerndem Werth, um so viel lieber, je länger sie schon im Werke war, schon im vorigen Jahre nach meinen ersten öfteren Predigten hatten sie den Plan gefaßt. Dabei lagen die Namen der 16 Freunde, fast lauter Theologen, die sie gegeben. — Da noch ein paar mehr da waren, könnt ihr denken, daß ich Gäste genug hatte; aber auch hiefür war durch einen großen Kuchen, mit Myrthen und Orangenblüten geschmückt, und einen Geburtstagskringel gesorgt. — Während wir noch zusammensaßen, oder vielmehr, als ich mich eben in mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, um den Ornat anzulegen, hörte man Glocken vor der Thür und in ein paar Schlitten kamen die Curischen Freunde an, zwölf an der Zahl. Und auch sie brachten eine Gabe und zwar eine ergänzende: eine Kanzelbibel in großem Format, Schwarz und Gold, auf beiden Seiten die Symbole des Glaubens, das Kreuz von Epheu umschlungen auf der einen, Kelch, Kreuz, Anker auf der andern. Die Stahlstiche darin sind mehr für den Haus- und Familiengebrauch. Und damit an der Ausrüstung nichts fehlte, fügte einer der Freunde eine Handbibel und zum Ornat Kragen und Binde, die ihm, weil er sie vor kurzem bei seiner ersten Predigt getragen, die liebsten gewesen, hinzu. — So trat ich denn heraus in dem neuen Talar, mit Kragen und Binde, die aufgeschlagene Bibel in der Hand, unter die Freunde, deren nun mehr als dreißig im Zimmer beisammen waren, und ging dann auch zu den Wirthsleuten hinaus. — Die Wirthin, die an der Freude der Bescheerung großen Antheil genommen, hatte, da sie den Ornat sah, gemeint: ihr wäre es, als müßten das die edlen Seiden sein, in denen ich einst vor dem Angesicht des Herrn stehen würde. — Hier schwarz, sagte ich, wie es für diese Erde frommt, dort aber, so Er mich also kleiden will,

mögen es die weißen Seiden Seiner Gerechtigkeit sein. — Ich darf endlich nicht vergessen, daß erst das letzte Geschenk, das nur sehr bescheiden überreicht ward, aber seinen praktischen Werth hat, die Sinnigkeit der Bescheerung vollendet. — Denn wie die dichterischen Hyacinthen die Liebe meiner Vergangenheit mir wieder zurückriefen, wie Talar und Bibel meiner Gegenwart gelten, so war das letzte Geschenk, ein bescheiden aussehender, aber dauerhafter Handsack von buntem Wollgewebe, ein freundlicher Hinweis auf die bevorstehende Zukunft. — Er kam von einem Unbekannten oder mir doch wenig Bekannten, dem Schwager meines Freundes F., der mich eine Viertelstunde hier besucht und, mir um des Schwagers willen, gern ein passendes Andenken gelassen hätte. — Auch die Curischen Bekannten hatten mich ihrerseits mit zwei großen Kringeln, die sie zu dem ersten hinzufügten, der Sorge um ihre Aufnahme enthoben. Und war ja noch eine Besorgniß möglich, eine so große Zahl, wie es sich gebührte, zum Abend aufzunehmen, so hatten sie auch dies bedacht, indem sie mir ihrerseits mit einer Einladung zuvorkamen. — Bis gegen 12 Uhr dauerte der Conflux, nur die letzte Stunde etwa war ein engerer Kreis zusammen, in dem ein ernsteres, theologisches Gespräch aufkam. — Dann hatte ich noch etwas Zeit für mich, da der Universitätsgottesdienst erst um 1 Uhr angeht. — In dieser stillen Zeit bekam ich euern Brief, recht wie eine besiegelnde Gabe.

Den 15. Februar 1848.

Wie erfrischender Thau waren mir eure schönen Briefe, deren Segenswünsche den Balsam Christi hauchten, ich weiß es wenigstens nicht anders auszudrücken; so durchdrungen waren sie von jenem Einen, wodurch für den Christen Alles erst Kraft und Bedeutung, Salz und Geschmack gewinnt. Ich denke, es ist nächst der Gnade und Langmuth meines Herrn die Kraft eures älterlichen Segens und eures Gebets, die mir mein Leben bis hieher so schön ausbaut, mit so viel Güte mich zur Buße leitet. — Ich bin ein gar armer und schwacher Kreuzträger und möchte auch gerne

verschont sein, darum wünschte ich, daß es nicht Abend würde in der Güte des Herrn, ehe ich an ihr eine rechte Buße gelernt. — Ich habe beides jetzt gelernt, wie schwer es ist, in der Stunde der Anfechtung sich zu erheben, und wie schwer, in guten Tagen sich wahrhaft zu demüthigen. — Das hat mich denn gelehrt, wie oft wir in der Noth das natürliche Zerschlagensein mit dem geistlich geängstigten und zerschlagenen Herzen und wiederum einen natürlich erhobenen mit einem geistlich gehobenen Zustand verwechseln. — Ich mußte heute predigen, über den Säemann. — Da war ich gestern so abgespannt, daß ich immer einschlief; ich wollte schon einige Male zu Ph. gehen, um ihm zu sagen, daß ich nicht könne, und seinen Rath zu erbitten. — Den andern Morgen, heute früh, hatte ich noch ein gut Stück Arbeit vor, und ablesen durfte ich doch auch nicht von der Kanzel. — Da gab es Noth. — Aber, siehe da, auf der Kanzel gab der Herr ein freudiges Aufthun des Mundes. — Und während ich, da ich sie schrieb, vor Schaam, sie vor die Gemeinde zu bringen, sie immer hatte wegwerfen oder ganz umarbeiten wollen, sagte mir Ph. nachher: es sei die beste Predigt, die er von mir gehört; es sei keine andere noch so ins Leben eingegangen und ihm so durch Mark und Bein gefahren. — So trügerisch ist das eigne Urtheil. — Aber ich will auf meine Stimmungen nichts geben, weder auf die freudigen bauen, noch um der traurigen willen verzweifeln, denn das ist Sandgrund und Satans Grube und Strick, sondern gründen will ich mich nur auf die Verheißung und mich an die Zusage des Herrn halten, durch die Stimmungen aber nur in eine ernstlichere Buße und in eine tiefere Erkenntniß der Freundlichkeit Jesu Christi mich treiben lassen.

Den 29. Februar 1848.

Sehe ich die ungeheuere Umwälzung an, die in zwei Monaten durch ganz Europa gegangen ist und Italien, Frankreich, Deutschland, Oestreich und Preußen umgewandelt hat oder noch umwandelt, sehe ich die Eilfertigkeit der

Geschichte dabei an, wie sie in frühern Jahrhunderten noch gar nicht vorgekommen, sehe ich das Wachsen des Antichristenthums, das nicht nur immer größere, bisher unbekannte Tiefen der Bosheit, sondern auch immer täuschenderen christlichen Schein um diese Mysterien des Satans zu Tage fördert, so sehe ich darin nur das Sprießen des Feigenbaums beim Nahen des Sommers, der uns das Anzeichen ist, daß bald nach dem Antichrist auch der rechte Christus kommt. — Daß die Gläubigen wachen und beten mögen, nicht aber schlafen und schlummern, freien und guter Tage leben in diesem Sodom und Gomorrha! — Ich denke des Tertullian, ich denke der alten Christen, mit welch' glühender Sehnsucht sie das Morgenroth des letzten Tages begrüßten, das Morgenroth der herrlichen Erscheinung Jesu Christi, das ihnen schon damals an den Bergen aufzudämmern schien, und ich weiß nicht, wie ich mich genug, oder vielmehr, wie ich mich recht strafen soll über die Faulheit, Sicherheit, Kälte und Trägheit des in alle Weltlust und allen Eigenwillen versunkenen Herzens.

April 1848.

Mein Brief, Geliebte, ist nur eine Beilage zu der kleinen Sendung, die ihr hier bekommt. Es ist das die geringe Erstlingsfrucht, an der nächst Gott dem Herrn ihr mit reifender und zeitigender Liebe, mit sorgsamer Pflege und Wartung das Meiste gethan. Ich hätte sie gern schon auf deinen Geburtstagstisch legen mögen, mein süßer Papa, so war es unmöglich; es ist zum Osterei geworden, nur daß es dieses gesegneten Tages nicht würdig zu sein meint, außer, so weit es Gottes ewiges und wahrhaftiges Wort ist, denn das ist der einige Ruhm und Schmuck, auf den es Anspruch macht, lauteres Evangelium zu enthalten, damit allein hat es gewagt, auf eine vorgängige Berufung hin, unter die Menschen zu treten.

Ich habe mich endlich entschlossen, die Arbeit, so wie sie einmal war, in die Druckerei zu geben; hätte ich nur

noch einmal umarbeiten dürfen, es ist ja nur die erste Arbeit aus dem Brouillon, so wäre sie anders, auch kürzer geworden. — Ich warte noch auf eure Antwort, ob ich sie zur Magisterdisputation oder für eine Habilitation bestimmen soll. — Ich war heute zum Abendmahl mit einer sehr großen Anzahl von Christen. — Es war wol die höchste Zeit, das befleckte und verunreinigte Hochzeitsgewand zu waschen, und doch, wenn nicht das Blut der Versöhnung es helle gemacht hat, mit meinen Thränen der Buße habe ich es nicht; so sicher, kalt und trotzig blieb das Herz. — Dennoch steife ich mich auf die empfangene Sündenvergebung und die Gliedschaft am Leibe des Herrn Jesu und das: Gehet hin in Frieden! wider den Satan. — Das ist ein großes und unbegreifliches Wunder, daß da Vergebung eintreten kann, volle, unbedingte Vergebung, wo eine solche Macht des Fleisches, ein solcher Reichthum sündlicher Lust immer bleibt, aber darum glaube ich es eben.

Wenn ich nur immer arbeiten könnte! — Zum Beispiel heute habe ich statt 6 Seiten nur $1\frac{1}{2}$ vor mich bringen können. — Es kamen ein paar unabweisliche Geschäfte, und jetzt gegen Abend eine reine Unmöglichkeit, zusammenhängend nachzudenken; ich nahm vor, Briefe zu schreiben, weil mich das aufregt und wieder den Gedankenfluß etwas in Fluß bringt. Es ist nicht etwa ein besonders krankhafter Zustand, nur die Unfähigkeit, 5 Monate hinter einander beständig productiv zu sein. — Das empfand ich besonders bei der Osterpredigt, die ich zu halten hatte. — Die Noth, die ich mit ihr gehabt, habe ich so noch nie zuvor gekannt. — Die Woche über war mir nichts gekommen, Freitag Nachmittag setzte ich mich hin, aber am Abend, wo ich hätte schreiben können, schlief ich vor Ermüdung ein. — Sonnabend Mittag war erst die Einleitung geschrieben; der Tag neigte sich, der Abend kam, ich stand noch im Anfange der Predigt, statt wie gewöhnlich schon fertig zu sein und den Sonntag Morgen zur Aneignung der Predigt benutzen zu können. — Um ein Uhr in der Sonntagsfrühe war ich mit dem ersten Theil fertig. — Was sollte weiter werden? Je mehr meine Noth gestiegen war, je weniger ich dem Fleisch in seinem Beginnen recht gewehrt hatte, desto schlimmer ging es, ich

machte mich darauf gefaßt, am Schluß des ersten Theils Amen sagen zu müssen. — Des andern Morgens erbarmte sich Gott meiner in etwas, ich schrieb, ohne viel nachzudenken, und wurde, zehn Minuten ehe ich zur Kirche ging, fertig. — Von Aneignung konnte nicht die Rede sein. — Ich war ein hart geschlagener Mann; dazu war es schon lange in der Stadt bekannt, die Gemeinde durch das Ausfallen des liturgischen Passionsgottesdienstes verlangender geworden, die Kirche ungeheuer gefüllt. — Bis zur Kanzel war meine Noth groß, ich bat den Herrn und blieb im Grabe. Erst auf der Kanzel bekam ich etwas Osterluft, die große, andächtig stille Gemeinde hob mich. — Ich konnte sprechen, sogar ziemlich frei sprechen; nur die nähern Bekannten, die um meine Noth wußten, hatten darunter gelitten, andere Christen, die ich darnach fragte, es nicht einmal bemerkt.

Meine liebe Mama, du schreibst, du zweifeltest manchmal an der Sündenvergebung, weil noch starke Todesfurcht in dir sei; ach, meine liebe Mama, ist denn das nicht das Wesen des Glaubens, daß ich glaube, daß nicht blos mir gewesenem Sünder, sondern mir noch gegenwärtigem armen und verlornen Sünder, ohne Verdienst, allein um der Gerechtigkeit und der Verdienste Jesu willen, die volle Vergebung, die ganze, uneingeschränkte Kindschaft geschenkt wird? — Nur daß ich ernstlich wolle, herzlich verlange, mit Ernst arbeite an meiner Heiligung. — Allein nicht um deswillen, sondern allein um der ganz lautern Barmherzigkeit meines Erlösers willen, auf die ich allein, unbedingt, von Allem, vor Allem, was in mir ist, abgewandt schaue, wird mir Heil und Hülfe. — Meine liebe Mama, vergib, daß ich dir das sage, da du es doch besser weißt, denn ich, und Papa es dir auch besser sagen kann!

Den 14. Mai 1848.

Innig geliebte Aeltern!

Euer schöner Ehrentag kommt*) und wir sind fern, dennoch im Geiste nah, um euch versammelt — wir feiern ihn mit so viel Freuden, obschon wir nicht da sind, und hätten es doch noch so viel lieber, daß wir da sein könnten. — Gott der Herr wolle euch den schönen Sonntag Rogate auch so recht festlich zurichten und mit seinen Freuden wunderbar schmücken! Gott wolle ihn dir, süßer Papa, uns und deiner Gemeinde zu Wonne und Segen, zum Ausgangspunkte einer neuen segensvollen 25jährigen Wirksamkeit machen! — Und auch dich, meine Mama, trifft ja dieser Brief an einem besondern schönen Feste, das uns immer der Wonnetag des Wonnemonds war; darum bittet er dich, ihn, trotz seiner unansehnlichen und häßlichen Gestalt, den armen Botenläufer, weil er in meinem Namen kommt, von Gedanken und Wünschen kindlicher Liebe schwer, gerne und freundlich aufzunehmen. — Zwischen Ostern und Pfingsten, süße Mama, liegt dein schöner Tag, Himmelfahrt trägt ihn auf seinen Schultern oder geht doch freundlich weisend voran, das ist ein schöner, reicher Sinn. — Daß dieser sich in so weit schon erfüllt hat, ist unser Segen und großer Dank gegen Gott, daß er sich noch völlig erfüllen wird, ist unsere Zuversicht und Bitte.

---

*) Des Vaters 25jähriges Amtsjubiläum.

An die Schwester.

Herbst 1842.

Meine holde Friedrike!

Willst du nicht dem Fenster lauschen,
Das so frühe dort erbebt,
Wenn des Morgenwindes Rauschen
Kaum erst in den Zweigen lebt?

Verzeih, du süße, holde, einzige Schwester, wenn ich auch diesmal dir keinen längern Brief schreibe; oft angefangen, habe ich nie einen Brief an dich zu Ende bringen können. Du siehst einen Vers da noch stehen und ein längerer Brief in Hexametern liegt angefangen; ich hoffe, du erhältst ihn künftiges Mal. — Klage mich der Säumniß an, aber bestrafe mich in der Weise zarter Frauen — durch Edelmuth, indem du mir mit längeren Briefen antwortest. Eine so reizende Perle, wie deine Freundschaft, möchte ich nicht verlieren. Deine traute Gestalt steigt oft, schlank wie eine Lilie und schön unter allen Blumen der Jungfrauschaft in meiner Erinnerung empor. Meinem Fenster gegenüber spazieren weiße Täubchen auf dem Dach; ich wollte eins zur Botin meines Briefes brauchen. Wenn es mich nur verstehen könnte, wenn ich ihm von deinen blauen Augen erzähle, so hätte es gewiß nichts gegen diese Fahrt. Ich finde hier manchen reichen und schönen Garten, aber die Blumen darin sind mir noch fremd, in meinem Garten waren sie alle meine Pfleglinge und liebten mich, hier säuseln sie kalt und nicken ganz fremd mit dem Kopf, wenn ich sie freundlich begrüße.

Den 14. December 1846.

Geliebte Schwester!

Aus dem Meer von Wünschen, Sehnsuchtsgedanken und Sorgen, die alle, rasch drängende Wogen, nach einem Gestade zogen, bin ich an dem lieben, schönen Heimatsstrande, ein müder Schiffer, aufgetaucht. — Und die Sonne jener erquickenden Liebe, an der wir aufgewachsen sind, sendet trocknend und erquicklich ihre ersten milden Strahlen. — Die vom Sturm entzündeten Augen, um die noch der Flimmer langer Schneefahrt spielt, gewöhnen sich an dies tröstende Licht, das sie stärker beseelt. — Mit heißer Liebe aber denke ich der Fernen in Mitau, Nowgorod. — Käm't ihr doch auch! — Aber Versöhnung allen trüben Gedanken! — Ein Liebeserinnern in Christo begrüße sie alle, verkläre sie zur eignen Klarheit! — Und das Ahnen natürlicher Liebe, jener ferne Schimmer einer für die Welt in ihrer vollen Schönheit doch verlornen Sonne, einer doch nie erscheinenden Morgenröthe, werde durch die Macht des Gebets lebendige Glaubensgewißheit! — Meine Friedrike, thut es mir wehe, daß ich nicht auch dich hier haben kann, so gibt es eine Vereinigung in der hoffenden, glaubensreichen Liebe! — Im Düstern dieser Welt sieht man einander, als in der Dämmerung. — Im Lichte jener Welt, die in dieser wahrhaftig erschienen ist, gibt es eine Klarheit des Schauens, und in diesem gegenseitigen Sichdurchschauen eine Einheit und Liebesgemeinschaft, von der der Apostel der Liebe schreibt: „So wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemeinschaft unter einander". — Nicht blos im Reich der Wolken, der sogenannten Ideale ist es, das über unsern Köpfen von uns bewundert und doch uns ewig fern, über uns hinwegströmt. — Das Ideale ist real geworden. Dadurch ist es nicht blos Wolken- und Schattenreich, fernes Ideal, dadurch ist es uns erst etwas. Das ist die Berechtigung des Dichters fürs Ideal, daß das Ideal auch ein Reales ist, nicht blos gewesen, nicht blos geworden, sondern ist. — Die Liebe ist die Mutter des Ideals (des wahren).

Holde Schwester!

Wie undankbar, sagst du, zwei Briefe voll Liebe, die Fülle meiner Schwesterseele tragend, hat er empfangen — und er hat nicht geantwortet. — In aller Sprachen Tönen hab' ich sein Herz versucht, aber da war kein Ton, der wiederklang, nicht einmal ein kurzes Wort, das doch einen weiten und großen Gedanken umfassen kann! — So hörte ich deine Klagen, die du selbst, mit zarter Liebe sie beherrschend, nur als Ahnung besaßest. Mir aber, auf dem empfänglichen Boden des Selbstbewußtseins, der bestellt ist von der richtenden Liebe, gingen sie auf und wurden laut. Eine Röthe überfliegt meine Wangen bei aller Menge von gegründeten Entschuldigungen, mit denen ich meine Schwester trösten kann. — Denn auch das ist Art der Liebe, daß selbst, wo sie in vollem Rechte ist, selbst unverschuldetes Weh ihr Schamröthe wecken kann, weil durch die Liebe auch der Andere mit seinen Empfindungen und Gefühlen, seiner Lust und seinem Schmerz in mich hineinversetzt ist oder ich in ihn. — Das Zerrissene ist ja da geknüpft, durch die Liebe sind Viele nur ein Mensch, besitzen sie als solcher einen geistigen Nerv, dessen Schmerz Alle durchzuckt, dessen Wohl Alle erquickt. Ich habe hier öfters mit einem meiner Freunde gestritten, was höher stehe, Liebe oder Erkenntniß? — Er sagte, die Erkenntniß, denn die Liebe gehört nur dem Gefühl an, das Gefühl aber ist nur eine unausgebildete Erkenntnißstufe. — Daher nach ihm auch der Mann, als der Erkenntniß mächtig, höher steht, als das blos der Liebe mächtige Weib. — Anders fasse ich es. — Nach mir gehört die Liebe nicht blos dem Gefühl, sondern dem ganzen Menschen, der ganzen Persönlichkeit an. — Sie ist das Natürliche und Vorbewußte, das Allem die innere Einheit und den Zusammenhang vermittelt, die so im Gefühl, als im Willen, als in der Erkenntniß, den drei Theilen oder vielmehr Kräften des menschlichen Geistes erscheint, anders freilich in dem empfangenden Gefühl, anders in dem bestimmenden Willen, anders in der uns Alles zu eigen machenden und als das Unsere wieder darstellenden Erkenntniß. — Gott liebte uns, da er uns schuf, das erste und das zweite Mal, und diese Liebe war eine Hingabe

seiner nach seiner Ganzheit an uns und so ward das Ebenbild Gottes im Menschen erfunden, am ersten in der Schöpfung Adams, am zweiten in der Schöpfung unseres neuen Menschen. — Aus seiner Liebe lieben wir Gott wieder, das ist, wir geben uns ganz und rückhaltlos, nicht etwa mit dem bloßen Gefühl, sondern mit Willen und Vernunft, unserem Gotte hin. So ist die Liebe auch hier offenbar der ganzen Persönlichkeit angehörig und sollte der Grundton unseres Wesens sein, natürlich allem Göttlichen gegenüber. Denn keinem Sündlichen dürfen wir uns hingeben, das an sich Liebeszertrennung ist. So ist die Erkenntniß, die nur eine Seite unseres Geistes ist, der Liebe, die die gottgeborene Macht unseres ganzen Geistes ist, bei weitem nicht zu vergleichen. Mann und Weib stehen vielmehr durch den Besitz der Liebe gleich, ob sie sich nun mehr in Erkenntniß, Willen oder Gefühl ausdrücken möge.

October 1846.

Holde Friedrike!

Ich komme als ein Bote vor dem Fest, ich bin sehr geeilt, darum seh' ich nicht besonders aus. — Ich habe Reisekleider an und meine Last nicht gar zu schwer gemacht für den Weg, denn das Eine, was Noth thut, ist so leicht und einfach, wie in der Fülle alles Gesetzes der einfache und doch unendlich reiche Grund der Liebe. — Ich will nicht spielen mit Bildern, du bist mir eine Schwester auch nach dem Geiste, ja so, daß mein Geist nicht rechte Freude hat ohne dich, ja dich wenigstens in der Erinnerung. — Ich bin voll Dank gegen unsern Herrn, aus dessen Fülle wir Alles haben — ich bin voll Bitte zu ihm für dich, Christum für uns, Christum in uns! ist meine große Bitte. — Jene Gemeinschaft des Geistes, in der wir uns beide als Kinder gefreut haben, laß sie nur ein schwacher Schatten gewesen sein, laß sie nun licht werden, denn unser Licht kommt! — Ich will keinen Christus, der unsere natürliche geistige Begebung für einander, in der wir uns am

meisten begegnet haben, aufhebt, uns davon ängstlich zurückschreckt, sondern einen Christus, in dem sie recht zu ihrer Wahrheit kommt, die todten Cartons in leuchtenden Farben ausgeführt werden. Aber können wir leuchten? Nein, Christus soll ja leuchten, wir sind die dunklen, aber doch seines Lichtes fähigen. — Ich wollte dir einen andern Brief schreiben voll schöner Farben, aber das wäre nur ein gebrochener Strahl gewesen, es zwang mich nur von der reinen Sonne zu schreiben. Dies ist mein voller Geburtstagswunsch.

October 1846.

Holde Schwester!

Die Liebe, dies deckende Gewand dem fremden Fehl, das du reich besitzest, verzeiht gewiß, wenn ich länger, als auf einen so liebreichen Brief Herzenssitte ist, schwieg. — Das Bewußtsein der rechten Vereinigung von Wahrheit und Liebe ist zum Verständniß des Eingangs deines Briefes nöthig. Die aufdeckende Wahrheit beschränkt sich selbst durch die zudeckende Liebe. Die Liebe deckt aber nicht das Eigene zu, sondern das Fremde. Wo aber zugedeckt wird, da ist eben etwas zuzudecken. — Und die Größe des Zuzudeckenden demüthig zu gestehen ist eine Wahrheitspflicht. Die Sache deines Briefes ist für uns Beide nicht Wissenssache, sondern Herzenssache. Ich bitte, besonders für mich! Denn wer der Gefahr am nächsten steht, hat doch ein Vorrecht der Inbrunst. Geliebte, meine brüderliche Meinung will ich offen aussprechen, und es ist ja auch mein Beruf, dies nicht blos für mich, sondern auch für Andere, denen vielleicht eben eine Sache unklar blieb (so ja alle aus der Schrift forschen) zu lernen. Allerdings sollen wir nicht zum Vater gehen ohne Christum, durch den wir zum Vater Zugang haben (Epheser 3, 12). Der Vater will nicht anders gepriesen sein, denn durch die Vermittlung des Sohnes, als der Vater Jesu Christi (d. h. griechisch: Er [der eine], der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi ist)! So

wirst du es in allen Briefen des Apostels, in jedem Eingange finden. Denn durch ihn hat er uns mit allem geistlichen Segen gesegnet (Epheser 1, 3). Ich danke Gott durch unsern Herrn Jesum Christum (Römer 7, 25)! Dies ist die Form unsers Dankgebets. — So, möchte ich sagen, versteht es Gott allein aus dem Munde eines Christen. — Sonst ist Gott gar nicht unser Vater, haben wir gar nicht das Recht, ihn so zu nennen, wenn nicht durch Christum. Auf diesen berufen wir uns. Das ist der Grund unsers hochmüthigsten Vertrauens, wie unsers demüthigsten Lobes der Barmherzigkeit Gottes gegenüber. Noch entschiedener gilt dies für das Bittgebet. — So ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird es euch gegeben werden. Da ist der persönliche Mittler bei uns. Der Christ, dem die Augen aufgethan sind und der ihn sieht, kann gar nicht anders, als an ihn sich wenden, der uns beim Vater aufs Beste vertritt. Es wäre Beleidigung Christi, an ihm vorüberzugehen an einen fernen Gott. Denn Gott ist wirklich uns nur in Christo nahe, sonst ist er uns ferne. So sollen wir uns denn auch direct an den persönlichen Mittler wenden, ohne alle Umschweife mit dem Blinden rufen: Christe, du Sohn Davids (d. h. du für uns menschgewordener Gott!), erbarme dich unser! — Und die ganze Kirche ruft: Herr, erbarme dich, Christe, erbarme dich! — Ich füge das mit Absicht hier bei, denn ich will dich auch erinnern, daß im Neuen Testament das: Herr! fast ohne Ausnahme Christum bezeichnet, nicht wie man es gewöhnlich bei den asketischen Christen fassen hört ein: Gott im Allgemeinen. — Das Neue Testament hat es mit einem: Gott im Besondern zu thun. — Unser Herr Jesus Christus heißt es immer; beispielsweise führe ich Epheser 4, 5 an, wo eben ganz deutlich der „Herr" Christus vom Vater und vom Geiste unterschieden wird. — So ist es denn auch zu verstehen, wenn du beim Durchlesen des Neuen Testaments finden wirst, daß von fast allem unserm Thun ausgesagt wird, daß es „im Herrn" geschehen soll. — Wir freuen uns im Herrn (Philipper 4, 4) oder betrüben uns; Paulus ist ein Gefangener im Herrn (Epheser 3, 1). Kurz der Herr (und oft steht statt dessen: in Christo) also Christus ist das Lebenselement, in dem wir uns bewegen. Ist

das aber, so wüssen wir doch gerade über dies ein klares Bewußtsein haben, wie wir überhaupt ein Bewußtsein unserer Thätigkeit haben. — Bewußtsein haben und: Bewußtsein Christi haben, als dessen, in dem und aus dem von uns Alles geschieht, wird also dem rechten Christen ganz gleich sein. — Ist das aber, so ist er ja also uns der Allernächste, der unwandelbare Gefährte, der mit uns theilt und mit dem wir theilen. — Wir sind so in wahrer Gemeinschaft mit Gott, mit Christo. — Der Christus für uns, der außer uns und in uns ist (ich spreche von rechten Christen), das ist unser Trost; an den gehen wir, durch den thun wir Alles, ja wollen überhaupt gar nicht anders leben, als allein durch ihn. — Das Höchste, was wir wol begehren können, ist Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit. — Nun sagt der Apostel ganz ausdrücklich: Christus sei unsere Weisheit, unsere Gerechtigkeit und Heiligkeit. — Er ist das A und O, der Anfang, von dem wir ausgehen, das Ende, zu dem wir hingehen, und die Mitte ist er auch. Das fühlen wir.

Wir kommen zu deiner zweiten Frage: Hassen ist zwar ganz richtig übersetzt von Luther, aber bedeutet in den neutestamentlichen Stellen, wo es in solchem Zusammenhange vorkommt, nur das Verhältniß des weniger Liebens zum vollen Lieben, das wir Gott geben; dies könnte man (eben aber im Verhältniß) als ein Hassen auffassen. — Es ist also gleich: Nachsetzen. — (Durch die Voraussehung Gottes bedingt.)

Die Parabel vom ungerechten Haushalter Luc. 16, 9 ist allerdings nicht leicht. — Der Sinn ist wohl der: Der Mensch ist ein ungerechter Haushalter über die Güter, die ihm Gott auf Erden verlieh zur Verwaltung. — Wenn der Mensch nun erfährt, daß die Rechenschaft ihm bevorstehe oder er eben zur Rechenschaft kommt und sich nun des strengen Urtheils, das Gott über ihn nur fällen kann, bewußt wird, da, erwacht aus der Sicherheit des Sündenschlafes, benutzt er die wenigen Stunden, deren er nur noch gewiß ist; durch eigne Kraft, das weiß er, kann er sich das Leben nicht verdienen (das Graben), von Menschen es erbetteln auch nicht, da wendet er noch das ihm von Gott vertraute Gut an, sich Freunde unter seinen Mitmenschen

zu gewinnen. — Das bezeichnet also hier das rastlose Streben des erweckten Menschen zum Besten seiner Brüder, seine Nächstenliebe, Barmherzigkeit, Milde u. s. w. — Dadurch gewinnt er sich ihre Fürbitte und Liebesdienste, ja das Gebot wahrer Nächstenliebe umfaßt auch schon das: wahrer Gottesliebe, und so kann er eingehen, oder von den Brüdern eingeholt werden in das Reich, das sie schon besitzen, die ewigen Hütten. — Vers 9 ist bei Luther ungenau ausgedrückt. — Es heißt: Gewinnt euch Freunde durch (mit Hülfe des) den ungerechten Mammon (dies ist hier nur ein Bild der Parabel, das eben alle gottverliehenen Güter bezeichnet). — Liebste Schwester, ich hoffe, wir sollen zu Weihnachten noch so Manches besprechen.

---

23. October 1846.

In herzlicher Liebe schlägt mir das Herz. — Wenn diese leider auch nicht in der Gestalt einer freundlichen Gabe, nicht eines grünen, sinnvollen Kranzes, ja nicht eines einfach und doch beredten Bruderkusses sich dir nahen kann, so ist es ja die Art der seligen Geister, körperlos nahe zu sein. — Ein lieblicher Glaubens- und Liebesfrühling in Christo sei dir das kommende Jahr und freundlicher reiche schon drüben das nachfolgende dem scheidenden Bruder die Hand! — Erwartest du mehr gute Wünsche, so denke dir Alles, was ich bei jedem einzelnen dieser Worte Schönes und dir Angenehmes noch hinzudenken könnte, und glaube damit erst die flüchtige Skizze meiner brüderlichen Liebe zu haben! — Im Ganzen ist dieser Brief an Leib und Seel' zu wenig für den deinigen. — Empfange in Liebe das Wenige! — Grüße von ganzem Herzen Alle! — In treuer Liebe dein Karl.

1847.

Herzlich geliebte Schwester!

Du hast nur zu viel Ursache, mir nicht zu vergeben, aber wenn ich nur wieder zu mir selbst käme! Es ist nicht so die Zeit, als die Lust, so lange noch Alles in der Zukunft ist. — Ich mache mir selbst nur zu viel Vorwürfe, daß ich so viele Briefe von dir und zumal deinen letzten nicht beantwortet habe, da gerade der am meisten mir zu Herzen gesprochen hat. — Denn du schreibst mir, was ich an mir selbst erfahre. Ja ein Herz und einen Wandel gleich den Engeln zu haben, das geht nicht. — Nur ist dies nicht unser Trost, sondern, wie du mir schreibst, unser Leid. — Ja, nur ein Leid, das den Kindern Gottes dreifach aufgewogen wird mit herrlicher Freude. — Ja, den Kindern Gottes, wer sind aber die? Sind's nicht die, die Gott lieben und den Nächsten, und überaus fromm sind in ihren Gedanken und ihren Worten? Nein, zunächst sind's noch gerade nicht solche, sondern solche, die schwer von Sünden ausschauen auf das Kreuz, das da mit der geschehenen Versöhnung, als einem fertigen Geschenk, bereit für Jedermann, der's nur haben will, dasteht, und von keinem menschlichen Denken und Sinnen, Glauben und Nicht-Glauben nur um ein Haar verrückt werden kann. Zunächst ist da noch sehr wenig Liebe, und der kleine Funke noch in recht dicker Finsterniß. — Vornehme Kinder Gottes, die recht herrlich gekleidet sind, wie die Fürsten auf Erden, mit Liebe und Liebesfreuden, sind wir dann noch nicht, aber Kinder, die das Reich haben, sind wir doch, und wenn wir auch mit unsern Werken dem Vater Abraham nicht die Schuhriemen auflösen können. Aber bescheide dich und warte! — Wenn du zu Gott sagst: Lieber Herr, du darfst nicht rechts, noch links vorüberschauen, sondern du mußt gerade ausschauen auf das Kreuz, deines lieben Sohnes, sonst würdest du mich gar elend und jämmerlich erblicken, ich aber will von dir nur in der Person meines Herrn Christi angesehen sein! — Wenn du so sagst, so darfst du auch nicht mit einem Auge auf das Verdienst deines Heilandes und mit dem andern auf deine eigne Heiligkeit sehen, sondern du mußt mit deinen beiden Augen frisch weg und

ohne Aufhören auf das schöne, große Kreuz sehen, als lägen da alle Geheimnisse der Welt für dich. — Aber, was mache ich, wenn ich keinen Glauben in mir fühle? Glaube ohne Gefühl, ja, trotz deines Gefühls. — Das muß dir rechte Freude machen, wenn du deinen alten Menschen damit strafst, daß du ihm zu Trotz und ob er dich ganz in Besitz nehmen will, doch zum Kreuz hingehst; — und wenn es dir ist, als ob du lauter Unglaube wärst, recht laut, ihm zum Trotze, sprichst und bekennst: Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn, der für mich gestorben ist, die Strafe gelitten hat und Gottes Gebote alle für mich erfüllt hat. — Dann muß man ihm zum Trotz ein geordnetes Gebet, Dank, Bitte und Fürbitte sprechen, wenn man sich auch noch ganz kalt dabei fühlt. — Dem alten Menschen thut's doch wehe. — Und dann muß man den gewöhnlichen Abschnitt aus der Schrift lesen. Das ist ihm erst recht ein Kreuz. — Und wenn man das Buch zugemacht hat, sagt man: Herr, du sagst: es liegt nicht an unserm Laufen und Rennen, sondern an deinem Erbarmen. — Ich weiß aber, daß du dich mein erbarmst, weil du es doch einmal gethan hast, daß du deinen einzigen Sohn für mich hast sterben lassen, das ist und bleibt gethan. — Darum warte ich, bis du kommst! — Dann härmt man sich auch nicht sehr, thut aber seinem alten Menschen das große Leid an, daß man nach jeder bewußten Sünde, die er thut, mit ihm zum Kreuze Christi läuft, was für mich vor der Thür, für ihn aber am andern Ende der Welt liegt, bis er's nicht mehr aushalten kann. — Das thut man nicht mit vieler eigner Anstrengung, sondern mit ganz einfachen Worten des Glaubens, und fügt nur hinzu: Amen, lieber Herre, das glaube ich, hilf du selbst meinem Unglauben! — Das ist die einzige Kur, die ich weiß. Du mußt nicht daran denken, was ich selbst für ein schlechter Patient bin, sondern nur daran, was ich für ein Arzt bin, oder nicht Arzt; ich meinte nur, solch ein Mensch, der, weil er selbst einem Mittel ganz vertraut, es auch in Vorschlag bringt. — Ich will auch nicht sagen, das Mittel selbst, das sieht ein Jeder, aber die Zubereitung. — Und auch nicht, daß ich das Geringste in der Zubereitung von mir selbst habe, sondern das habe ich gelernt.

Liebe Schwester, nimm mir nicht übel, wenn das etwas zu lehrmeisterlich klingt. — Das kommt denn daher, daß ich noch nicht Alles so inwendig gelernt habe.

1847.

Meine süße Schwester!

Du hast es dir vorbehalten, immer reicher sein zu wollen, als der Bruder, und doch aus Liebe immer ärmer zu erscheinen. Ich störe dir diese Freude nicht, aber ich empfinde es, wie die Sache wirklich steht. Du hast mir von dir und deinem Herzen geschrieben, und ich habe es ganz mit empfunden, weil wir ein verwandtes Herz und viele gleiche Gefühle haben, namentlich auch das, was dich betrübt, meine süße Friedrike, auch das, wenigstens in sehr ähnlicher Gestalt, betrübt auch mich. — Und wir haben einen Heilsquell. — Darum vereinigt sich dadurch nur unsere Liebe, zumal sie einen Grund, einen allgewaltigen, lebenskräftigen Grund hat in der Liebe unsers Herrn Jesu, nicht in unserer Liebe zu ihm, aber in seiner Liebe zu uns, die er durch seinen Geist ohne unser Verdienst und trotz unserer Sünde ausgießt in unsere Herzen. — Laß uns gemeinsam uns richten und trösten. Ich glaube, eine der größten Sünden der Gläubigen unserer Tage ist die, daß sie viel in sich selbst hineinschauen, daß sie das Schlangenbild, an dem sie Heilung haben, nicht genug anblicken. — Es liegt darin noch eine Selbstgefälligkeit, die die Klippen der Eitelkeit und der Trägheit bei sich hat. — Ich meine damit nicht die gründliche Selbstprüfung und die gewissenhafte Aufdeckung des Gräuels unserer Sünden, des Hochmuths und der Selbstsucht, die selbst den prüfenden Gedanken und selbst das betende Herz wieder vergiften, der Lust an der Welt und der liebesarmen Trägheit, die unser Alltagsleben beherrschen wollen, aber wir bleiben doch oft, das fühle ich täglich an mir selbst, das sehe ich an vielen meiner Kameraden (denn gerade unter den Gläubigen hier ist die Seuche ausgebrochen), wir bleiben doch oft in einer Traurigkeit hangen,

die nichts weniger, als die göttliche Betrübniß ist, wir beschäftigen uns viel mit dem Gedanken an unsere eignen Leiden, unsere Uebel, selbst unsere Sünden, übergeben dies unserer Phantasie, nähren dort diese Bilder und kommen natürlich nur immer tiefer in einen Trauergeist und Trübsinn hinein, dessen Ende schrecklich ist; das ist aber nicht die göttliche Betrübniß, die wir haben sollen. Denn das ist eine solche, die die Sache kräftig angreift mit Wort Gottes und Gebet, die nicht in sich selbst und in der eignen Beschauung hangen bleibt, sondern, nachdem sie sich erkannt hat im Spiegel des göttlichen Worts in dem eignen Elende, von sich absieht auf ihren Heiland und seine Verheißungen, die in der göttlichen Gewißheit, seines Leidens und Sterbens und all' seines Verdienstes vor dem Vater theilhaftig zu sein, so gewißlich wir das in unserer Taufe, die doch uns Niemand nun einmal umstoßen kann, und in dem Abendmahl empfangen haben, nun mit Freudigkeit vor den Vater tritt und solche Freude sich nicht nehmen läßt. — Süße Schwester, wir sind Kinder des Trostes und der Barmherzigkeit, weil wir durch die Taufe unserm Herrn Jesu eigen geworden sind; — laß uns darum diese Traurigkeit, die nicht aus Gott ist, ernstlich bekämpfen, nimm doch den Trost nur an, den Gottes Wort spricht: daß wir schon versöhnt sind, daß wir Kinder des Wohlgefallens sind; aus einem getrösteten und durch den Dank gegen Christum freudig gewordenen Herzen, da kommen andere Gebete, und ein anderer Sinn, als aus einem solchen schwermüthigen, melancholischen Herzen. — Schämen wir uns nicht zu bitten, ohne Unterlaß, sei es auch noch so wenig brünstig, nur die Verheißungen seines Worts dem Herrn hinhaltend. — Christi Sühndeckel liegt auf diesem Gebet und der Herr nimmt's an — der Christenstand ist ein Freudenstand, meine Friedrike. — Ich weiß wohl, wenn der Wolf kommt, wenn Welt und Teufel und unser eignes Fleisch und Blut uns versuchen, da ist es gar nicht anders möglich, als daß uns im Herzen recht bange wird, aber wir selbst sollen das ja nicht suchen, noch festhalten, sondern mit allem Ernst in der Kraft des Wortes Gottes kommen, denn sonst verleugnen wir den guten Hirten, der das sehr wohl sieht und weiß, wie er gerade

uns in dieser Noth zu helfen hat. — Freuen wir uns, süße Friedrike, denn wer will uns Christi Kreuz, wer unsere Taufe umstoßen? — Es ist beides doch geschehen! — Wir haben also einen Grund zur Freude, da bekommen wir auch nicht blos Willen, sondern auch Kraft zum Kampf gegen unsere Sünden. — Süße Schwester, in herzlicher Bruderliebe dein Karl.

An Paul S.

Den 6. September 1846.

Liebster Paul!

Du schreibst mir nicht genug, du bist auch gar zu innerlich in deinen Briefen. — Du willst mir so sehr nur dein geistiges Bild lassen, daß ich mir von deiner Welt um dich, von dir in deiner Welt kein Bild machen kann. — Du willst mir einen rechten nackten Glauben, d. h. der über das nur Ahnungen hat, lassen. — Was soll ich dir von mir schreiben? Ich spiele noch wie ein Kind. — Während hinten am blauen Gebirge des Examens der Föhn hebräische Vocabeln stürmt, und das klägliche Echo langgedehnt die Namen der Literaturgeschichte wiederholt, stehe ich stille wie ein Kind am See, lasse den ganzen unendlichen Sternhimmel der Kirche, den ich nicht begreifen, aber anschauen kann, in den stillen Wassern meines Geistes sich spiegeln, und wenn ich aufseh', so hat sich schon Dämmerung um die Berge hinten gebreitet, und der lichte Mond schaut mich so ahnungsreich an, wie eine hohe unendliche Idee, die dem Geiste aufgeht, hinter den Bergen von Collegienheften.

Mir sind über die Behandlung der Geschichte einige Gedanken gekommen, die ich dir noch einmal ausführlicher schreibe. — Die Grundidee ist zur rechten Würdigung jedes Factors, jeder Persönlichkeit, die Unterscheidung der physischen Menschheitsentwicklung, die wie die ganze geistige und leibliche Welt, als ein organisches gottgesetztes Ganze in steter Wechselbeziehung ihrer Theile ihrem Ziel entgegengeht und der ethischen Menschheitsentwicklung — hier das

Reich der Sünde, wie es in einzelnen Personen seine höchsten Lebensacte ausübend, in diesen seinen Tod setzt. Einst waren beide Entwicklungsgeschichten eins im Sohn, der die persönliche Weltidee ist. Jetzt hat jene im Logos, diese im Erlöser ihren Mittelpunkt, der sich für sie verschoben hat, so daß sie sich erst negiren lassen muß, um wieder positive Gradlinienentwicklung zu werden, und das ihr Ziel, zur Voraussetzung bekommt. Göttliche Pädagogik ist mir die Geschichte auch insofern, als sie, während der Mensch im Gange der natürlichen Geistesentwicklung immer mehr zu vergotten glaubt, gerade auf Grundlage der sich immer mehr individualisirenden Gattungsentwicklung, dem Einzelnen auch immer kleinen Theile des Denkobjects ausführt, so führt sie ihn zur Demuth. — Jedes Physische hat auch seine gottgesetzte ethische Seite.

Ich habe ganz mitgefühlt, was du schreibst, denn ich habe Fleisch, wie du, das da mit List oder offener Gewalt verlockt, besiegt und den Geist knechtet. — Mag auch die Richtung eine verschiedene sein, der offene Born der Weltlust in uns ist derselbe. — Darum trage ich mit dir ein Leid. — Du schreibst, ich soll dir nicht entgegnen, was du schon weißt. — Aber wenn uns nicht unsere Sünde zu langweilig wird, die so einförmig ist, wie die Wüste Sahara, in aller ihrer äußern Vielgestaltigkeit, wie sollte uns der Trost zu einförmig werden, in dem doch die ganze Fülle Gottes ist, die ganze Fülle des Eingebornen voll Gnade und Wahrheit? Christus, der da versucht ist mit Weltlust und Hoffart, der daher mitgefühlt hat, was wir fühlen, der durch den schwersten Kampf das überwunden hat, das wir nicht überwunden haben, das ist unser Trost. Stellt er sich auf unsere Bitten zwischen uns und den Vater in die Mitte, so sieht dieser nur ihn, seinen Kampf und sein Ueberwinden der Versuchung, und er urtheilt, daß wir in ihm gekämpft und überwunden haben. — Lieber Paul, weil ich mehr zu mir selbst, als zu dir zu reden habe, so bitte ich, laß uns gemeinsam auch wider den Willen unsers alten Adam's, ja eben zu der Zeit recht, wenn er es nicht haben will, und mit der geheimen Freude, ihm Trotz zu bieten, die Hände aufheben zu unserm Versöhner und Genugthuer. — So wahr Christus versucht worden ist und ge-

siegt hat, so wahr das Kreuz vor 1800 Jahren eine unumstößliche Thatsache ist, die Gott selbst mit seiner ganzen Allmacht nicht umstoßen könnte, so wahr ist unsere Schuld getilgt, brauchen wir nur die Augen aufzuheben, um es zu sehen, und die Hände auszustrecken, um zu nehmen. Christus ist nicht gekommen für die Gesunden, sondern für die Kranken. Gemalte Sünde hat einen gemalten Versöhner, wirkliche Sünde hat den leibhaftigen Christus. — Nur, wider unsers Adam's Lust und Willen, regelmäßig auch mit der größten Unlust, Gebet und Lesen in der Schrift. — Erlaub' mir, Paul, daß ich mich so selbst ermahne, weil ich nach der Trägheit des Fleisches dagegen selbst beständig sündige.

Wenn du nur aus R. wegkämst; du hast Lust am bunten Leben von Natur und das verwickelt dich, und dann wieder hast du Verdruß, Sattheit und Melancholie. — Der Christenstand ist ein Freudenstand. — Das halte ich mir selbst viel vor, weil ich auch dazu so sehr geneigt bin, bei der Betrachtung meiner eignen Uebel, Leiden und Sünden stehen zu bleiben, die uns doch nur dazu auffodern sollen, das für uns errichtete Kreuzesbild anzuschauen. — Das ist aber nicht die göttliche Betrübniß, die da sogleich aus sich heraus auf Christum geht und ihn kräftig umfasset an seinen Verheißungen und Wort Gottes und Gebet treibt. Ist unser Gebet auch befleckt, wir brauchen es nicht zu lassen, denn es hat den Sühndeckel des Gebets auf Gethsemane und Golgotha, darum sieht es der Vater an. Lieber Paul, nun ganz wieder zum Herrn Christum! — Wir haben einen Gang zu ihm zu machen, aus der Sünde, eine Bitte, einen Trost, der steht fest, wie das Kreuz, wie unsere Taufe, sie sind beide einmal geschehen, Niemand kann's ungeschehen machen, wenn wir selbst nicht laß werden und versäumen zuzugreifen. — Ich las das Leben Hölderlin's jetzt, viel Interessantes, seine Bekanntschaften mit Schelling, Hegel, Schiller, aber dieser verdammte Trauersinn, an dem er verrückt und stumpf ward, weil er nur sich selbst und sein Ideal hatte. — Und doch wundere ich mich, daß nicht alle Kinder der Welt, die von Christo nichts wissen, diesen Weg gehen. — Denn in den guten Tagen des Lebens, da mögen sie uns gleich scheinen, aber wenn der Wolf kommt,

Welt, Teufel, eignes Fleisch und Blut, Noth und Sünde, Schwermuth und Melancholie, da haben sie keinen guten Hirten, keinen in Noth und Tod geprüften Heiland, wie wir. — Lieber Paul, ich empfinde es jetzt auch, daß Christus mehr uns hat, als wir ihn, aber wir können ihn auch haben, nicht für unser Gefühl, da muß oft Schwermuth kommen, aber im Glauben, der Frieden bringt.

1846 oder 47.

Mein lieber Paul!

Du hast mir das Meiste in deinem Briefe ganz aus dem Herzen geschrieben. — Wir gehören nicht um des Minervatempels oder seiner Götzen willen zusammen, sondern das Kreuz ist unsere Liebe, wo der Herr Frieden gemacht hat und uns zu Gliedern an einem Leibe berufen hat. Darum bedarf unsere Liebe auch nicht dieser faulen Stützen, die doch keine persönliche Liebe schaffen, sondern nur Einen den Andern als den Leuchter lieben lassen für das Licht der Wissenschaft, dem eigentlich seine Liebe gehört, sondern wir wollen auf die unsichtbaren Stützen und Pfeiler gebaut haben, die keine menschliche Vernunft sieht, noch greifet, die darum auch keine Vernunft uns umstoßen soll; und auch auf unsere Heiligkeit und Lebensreinheit haben wir nicht gebaut, denn sonst müßten wir es mit unserer Unheiligkeit täglich umstoßen, sondern im Glauben wissen wir täglich uns durch Christi Blut gereinigt und können uns darum auch völlig lieben, als die Geheiligten, nicht in uns, aber in Christo. — Wäre es nun freilich dabei Bedingung, daß unser Glaube immer ein Abraham's Glaube wäre, so würden wir wieder nicht zu einander getrosten Muth haben, aber wir wissen, daß auch der schwächste und unangesehenste und verborgenste Glaube, doch ein Glaube ist, der den Herrn hat. — Ich werde jetzt täglich darauf geführt, ja gestoßen, wie es mit der eignen Heiligung nichts sei, so daß ich selbst aus mir den Muth nicht hätte, noch an die Arbeit zu gehen, denn ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts ausgerichtet — „aber auf dein Wort hin, lieber Herr", muß ich

mit Petrus sagen: Des Herrn Wille und Befehl läßt mir keine Ruhe, sondern nöthigt mich, immer wieder daran zu gehen, aber es gibt mir auch den Trost, wenn ich voll Schrecken und Scham rufe: „O Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!" — „Fürchte dich nicht!" — „Und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist, und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünde."

Für deine Kirchengeschichte interessire ich mich sehr. — Halt' mich nur nicht für zu wohlwollend in meinen Ansichten! — Von jener Hegel'schen Entwicklungstheorie, die doch nur für das Naturgebiet des Geistes gilt, bin ich fern, weil ich sie für unwissenschaftlich halte, da Wissenschaft, wahre, rechte Wissenschaft jedes Object in seiner Natur beläßt, also auch das Geistliche und Freie nicht in die bloße Naturkategorie herabzieht, sondern ihm seine eigenthümliche Entwicklungsweise gibt, nämlich die freie geistliche der wiedergebornen Person, und das muß auf Erfahrung basirt sein. Und das ist jetzt mein Princip für die Kirchengeschichte: — Auf Grund eines natürlichen, geistigen Entwicklungsgesetzes, das zur Basis dient, um mit den Erfahrungen des Glaubenslebens, so viel ich sie kenne, theils aus eigner, theils aus fremder Geschichte, theils aus dem Worte Gottes, an die Geschichte der Kirche als einer wiedergebornen Person zu gehen, daraus den Fortschritt der Entwicklung der Kirche nach Versuchungen und Anfechtungen zu erkennen, und, was man a priori gar nicht kann, aus der geschichtlichen Thatsächlichkeit immer die Entscheidungen der Kirche in diesen Versuchungen kennen zu lernen. Keine Construction, ehe man sich dem Object recht untergeben hat.

1847.

Lieber Paul!

Du hast mich noch mit einem Briefe beschämt. — Daß du aber, so unrecht mein Schweigen war, doch lebendig mir vor der Seele standst und unser geistiges Zwiegespräch nicht ausgegangen ist, das will ich dir nicht versichern, da-

mit es nicht erst der Versicherung dazu zu bedürfen schiene. Bedarf es denn dazu, daß die Farben des Bildes lebendig bleiben, frisch wie in den Tagen des Zusammenseins, auch des Vertrautbleibens mit dem Alltagsleben unserer Lieben, so weißt du ja, wie ich damit vertraut gemacht werde. Du kennst den Zauberstab, der mich so lebendig, als hätte ich es sichtbarlich, unter euch Lieben zu versetzen weiß, und nicht blos über die Bergkuppen unheimlich geisterhaft, sondern durch Tiefen und Höhen eures Lebens, heimisch und traulich, mich dahinführt. — So treu sie sind, eure Bilder sind keine Daguerreotype, wo erst das Leben ersterben muß zur todten Natur, auch nicht mühsam gewonnene Bilder in Malerfarben, sondern das ist Vorrecht der Liebe, daß, was sie liefert, nicht Arbeit des Geistes ist, sondern sich wie von selbst darstellt, willig, als dürfte es nicht anders, und darum statt kunstvoller Natur lebendige Natur und redende Person bleibt. — So habe ich deine Arbeit und dein Englisch und deine Musik belauscht und mitgetrieben; zwar Vernunft und Erkenntniß, für die ist es nicht, und sein eignes Wissen bereichert man damit nicht, aber die Liebe hat ein eignes Organ, auch das ferne Treiben der Geliebten zu vernehmen und innerlich zu verstehen und nähret sich davon und wächst. — Sie nutzt das Geringste, an dem Bilde ihrer Liebe zu bauen, und hat sie gebaut, so genießt sie desselben. — Im Anschauen hat sie ihre Ruhe und ihre Thätigkeit. — Aber genug des Geschwätzes! Das ist für den Muthwillen der Liebe, für die Zeit ihres Müßiggangs. — Weil sie nicht alt wird, glaubt sie immer noch tändeln zu dürfen, und meint, man verzeiht ihr das überflüssige Wort, weil sie nicht anders hat, noch gibt, als überfließend. — Heute zeigt sie, daß es eine Thorheit ist, sie in irgend etwas für arm zu halten, und morgen will sie, daß man, ohne zu sehen, es ihr glaube, und triumphirt darüber, daß geglaubt wird bis zu der Zeit des Reichthums. Ich muß aber meinen Leichtsinn schelten, der daherfährt, als hätte er nichts Ernsteres vor.

1847.

Du lieber Paul!

Donnerstag kam euer Brief; sonst verspare ich mir den Genuß, bis ich Stille finde, diesmal brach ich ihn gleich auf; dein Brief fiel mir zuerst in die Hand; eine innere Ungeduld trieb mich, ihn zuerst zu lesen. — Ich fing mit der Rückseite an, ich las: „mit dir, mit Fr. leben" — und du kannst denken, welch' eine Bewegung mich durchfuhr. — Ich wollte es mir nicht bestimmt sagen, aber ich drang in Gott, daß, was nun folge, aus seiner Hand gegeben sei. — Dann las ich weiter. — Mein lieber Paul, mein lieber Bruder! — Mit welcher Liebe werf' ich mich an dein Herz! — Du mein erstgeborner Freund! Mein Bruder, in Christo Bruder! — Und — ach, lieber Paul, ich bin der Zuversicht, daß Gott darin seinen Rath, daran sein Wohlgefallen hat, ich will es als aus seiner Hand hinnehmen, ich will seine Liebe darin genießen. — Du weißt, mein Paul, was mein Herz dazu sagt. — Der Herr wolle es bestätigen und befestigen, wolle es versiegeln im innern und äußern Leben. — Christus wolle mit seinem Ja und Amen es bestätigen, mit seiner Kraft es heiligen, mit seiner Liebe es stärken und mit seinem Wohlgefallen es feste und unauflöslich zusiegeln. Christus Alles und in Allem. — Mein lieber, treuer Paul! — Wie genieße ich in der Hoffnung, wie umschwärmen meine Gedanken euch in der Gegenwart! — Wie blicke ich sehnend in die Zukunft und gedenke, ob meine Augen gehalten sind, doch mit herzlichem Trost Dessen, der in der Zukunft für uns schafft und ordnet! — Mein seliger Traum ist es mir, du Geliebter, dich einmal hier zu haben, oder doch dich in deinem Hause zu sehen, dich, mein Paul! — Sind nicht manche Träume aus Gott?

1847.

Mein Paul und meine Friedrike!

Was wird es euch nur gewundert haben, ihr Glücklichen, daß mein erster Brief so verstohlen, so heimlichthuend

anlangte, daß er seine Depeschen, ein pflichtgetreuer Bote, dir, Paul, allein abgab — wenn du allein nur zu finden gewesen wärest ohne die Gegenwart Friedrikens! Nun aber that er vor ihr, als wäre es nicht für sie. — Dieser zweite Brief soll nicht so thun, er hat ein offenes, gerades und ehrliches Gesicht, er trägt sein Herz in seinen Zügen und gibt sich zu lesen, wie er ist. — Ja, ihr geliebten Geschwister, mit einem offenen Herzen voll Dank gegen Gott, voll lauter Freude und Worten einer überfließenden Liebe zu euch tritt er euch an. — Bin ich doch reicher geworden, nicht blos durch meine Friedrike in Paul, sondern auch durch Paul in meiner Friedrike. — Wie sollten da nicht auch alle Quellen der Liebe sich aufthun, reicher zu fließen, damit ihr auch mit Augen sehet, nicht blos glaubet, was in ihnen ist? — Das aber, Geliebte, ist mir der Trost eures Bundes, daß er auf den Felsen Christo geschlossen ist, daß der Segen der Aeltern über ihn ergangen ist — daß ich, wenn ich mich in den schönen Gedanken an euch, ihr glücklichen Geliebten, vertiefe, es immer so ernst und heilig, und doch so überschwenglich tröstend und friedegebend für alle offene und geheime Zukunftssorge herübertönen höre: Der Herr segne euch und behüte euch! Der Herr erleuchte sein Angesicht über euch und sei euch gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch seinen Frieden! — Da baut sich denn alle Vorstellung eures Glückes unter dem Schatten dieses Segens und ein Odem unvergänglichen Lebens weht mir statt des vergänglichen Blütenduftes der ungeheiligten Liebe entgegen, weil die Verheißung des Herrn über euch ist, weil sein Segen euch umschließt. — Das ist aber meine beständige Bitte, daß, wie eure Freuden auf so festem Grund und Boden wachsen, der Herr euch auch befestigen und versiegeln möge, denn das ist nöthig für den Lebensgang und die Lebensarbeit, und es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade. — In dem Felsen und doch auch in dem Strom der Liebe Christi gegründet, mit den festen und gewissen Reichssiegeln seines Wortes und seines Sacraments versiegelt, wachse eure Liebe an dem beseligenden Hauch der Gnade, wie an dem prüfenden Sturm der Versuchung, nicht gebrochen zur Erde, sondern immerdar fröhlich zum

Himmel, daß auch die Unverständigen erkennen mögen, welche Pflanze des Herrn ist!

Eure Briefe rufen mich immer mit Liebesstimmen an, versetzen mich in euer kleines Paradies, das der gnädige, versöhnte Gott bauen und behüten wolle und einen Lebensbaum wolle er euch in die Mitte des Gartens setzen. — Esset von dem Tische Christi, der da reich ist über Alle, die da hungern und dürsten nach seiner Gerechtigkeit!

December 1847.

Den Beweis, daß es nicht nothwendig eine göttliche Fügung für dich sein muß, hierher zu kommen, brauchst du uns nicht erst zu liefern. — Hat diese Auffoderung für dich einen Zweck gehabt, so hat sie den auch erfüllt. Das sagte ich ja gleich von Anfang, daß, wie sehr mein Herz mit seiner Lust und seinen Träumen an dies schöne Ideal sich hing und eure Stube und den Genuß, den täglichen Genuß eurer Gesellschaft sich ausmalte, es dennoch mit Freuden schweigen wolle vor dem Predigtamt. — Freilich will ich mich auch hier nicht schon an einen neuen, schönen Traum hängen, weil der Herr eifersüchtig ist auf seine Ehre, in seinem Willen, in den Wegen seiner Liebe, die er in Dunkel zeichnet, nicht gebunden, noch gefangen zu sein, noch seine Wunder enträthselt zu sehen, über die Nachricht von — war mir sehr lieb. — Und auch das war mir daran lieb, daß du dich darum beworben hast, es ist das so ein freies und offenes Brauchen der gottgeordneten Mittel, ein Zeugniß gegen den Pietismus, der in selbstgewählter Pein Gott zum Wunderthun versucht, und dabei so recht tief im alten hochmüthigen und bequemen Fleische steckt. — Rechter Glaube, der den ordentlichen Wegen des Herrn nachgeht und dabei doch jeden Augenblick Alles in seine Hände niederlegt, hat keine so wundersame Gestalt, die unsern Ehrgeiz kitzelt, sondern eben, wie der Herr es überall in seinem Reiche hält, ein sehr unscheinbares, gewöhnliches Aussehen, und doch immer mehr wahre Wunder als jener andere pietistische Glaube. — Dabei hat er so viel Arbeit, daß er dazu nicht kommt, seine Hände in den Schoos zu legen,

und statt selbst zu arbeiten in Gottes Namen, unter Gottes Segen, wie ihm befohlen ist, Gott als seinen gehorsamen Diener anzustellen. — Wir fallen so leicht in die Verachtung natürlicher Mittel und machen es dabei nur uns selbst bequem, statt, daß das uns zur Arbeit gegeben ist, sie recht nach ihrer Natur zu brauchen und dabei doch in der Demuth zu bleiben. — Das: „Alles ist euer!" des Apostels enthält mehr als eine bloße Erlaubniß, auch die Verpflichtung, sie zu brauchen, wo uns nicht Gottes Ehre oder die Liebe zum Nächsten — davon abhält. — Immer Abhänge zu beiden Seiten und immer den Schlaf in den Augenlidern, das ist die Anfechtung unsers Glaubens.

An seine Geschwister.

Den 10. Juli 1848.

Lieber Friedrich!

Seit wir uns vor dem Dorpatschen Posthause trennten und du mit bangem Blick auf den abgehenden Winter und seine grundlosen Wege deiner Berufsheimat zufuhrst, seitdem, du Lieber, haben wir noch kein Wort brieflich gewechselt und wol nur durch die Aeltern, die treuen Mittler zwischen ihren Kindern, von einander erfahren. Um so fester ist mir das Bild geblieben, das ich von dir in Dorpat mir abnahm, wie du geröthet im Gesicht von der Kälte, mit dem steifen Rockkragen des militärischen Mantels, mit der seltsamen, an asiatische Sitte erinnernden Velpelkleidung zu mir eintratest, oder, wie du gemüthlich und doch kriegerischen Anstandes deinen Thee trankst, oder in der glänzenderen, dir kleidenderen Uniform mit freundlich abgemessener Höflichkeit unter meinen Freunden am Tische präsidirtest, oder wie wir uns endlich, uns Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit unserer Gesichtszüge aus dem Vergleich einzuprägen, vor den Spiegel meines Gallazimmers stellten und die charakteristischen Unterschiede der Physiognomien eines Kriegers und eines Studirten an einander sehr deutlich gewahrten. Dies Alles, mein Friedrich, rufe ich mir nicht blos ins Gedächtniß, sondern es steht drin zum täglichen Gebrauch mit hellen Farben gezeichnet, wie ein Gemälde mit vielen sich zu einem einheitlichen Ganzen ergänzenden Cartons. — Und ich denke, der Maler soll wenig daran zu thun bekommen, bis du wiederkommst und nicht etwa mein altes, liebes Bild mir

verlöschest, sondern ein neues, ich denke mir, noch schöneres und helleres dazu gibst. — Insbesondere aber heute, mein Bruder, hat die Sonne eines schönen Ehrentages, deines Geburtstages, ihren lichten, belebenden Schein auf mein Gemälde geworfen und, wie sie es pflegt, die massenhafteren Farben zu besonders durchsichtiger Klarheit begeistert. Und da ist es mir denn eine besondere Freude, dir davon schreiben, dich daran erinnern zu können und, abwesend dem Leibe nach, im Geiste mich mit dir zu vereinigen, mit dem lebhaften Wunsch, mit der freudigen Hoffnung, mit der inständigen Bitte zu Gott, daß in des Einen und des Andern Seele das Bild, das in ihr geblieben ist, immer heller und heller werde, und die Farbe statt nach Art der vergänglichen Farben zu schwinden, sich immer mehr und mehr an dem Lichte einer rechten gottgebornen Liebe verkläre. Mögen dazu alle deine Wünsche vor Gott dir gedeihen! — Möge ein Ehrensegen von Gott über dein Haupt kommen und den Deinen Erquickung und Genuß werden! Besonders aber, du Lieber, bitte ich mit den Aeltern und Geschwistern, und wir thun es ja täglich — Gott, daß er dich in dieser Zeit der nahen Gefahr trage und behüte und sich durch seine Bewahrungswunder an dir verherrliche! — Du lebst gewiß in solcher Zeit außer deinen gehäuften Berufsgeschäften sehr stille in der großen Kaiserstadt, die mitten im Leben der ernste Todesengel so rasch und so hart angetreten ist, nur in anderer Weise stille, als wir hier auf dem freundlichen Pfarrhofe zu Sezzen. — Als du Dorpat verließest, hatte ich noch der Arbeit genug. — Ich mußte meine Schrift endigen, sie drucken lassen und den Druck corrigiren. — Sie handelte über Leben und Schriften des Tertullian, eines der geistvollsten Kirchenväter. — Zwar dir, fürchte ich, würde er nicht sehr gefallen, der ernste, fast finstere Mann, der nicht nur die Freuden damaligen Weltlebens, das nur zu blutige Gladiatoren- und Fechterspiel, die Wettrennen des Circus, den Schmuck der gefallsüchtigen Frauen, selbst den ehrenden Kranz auf dem Haupte ruhmvoll gekrönter Soldaten, sondern weiter auch den Kriegerstand und das Staatsamt — freilich mitten in einer feindlichen Welt — dem Christen verbietet, ja aus seiner Geisteshöhe vornehm verachtet — und doch gerade dir müßte er lieb werden,

lerntest du ihn ganz kennen, diesen Mann mit dem vollen Römerstolze, der ganzen Hoheit des Weltbeherrschervolkes und doch dem ringenden südlichen Geist, dem afrikanischen Feuer, mit der Gewalt seiner hochberedten Beweisführung, der Schärfe eines nicht verfehlenden Witzes, den unabläßig sprühenden Blitzen seiner in dunkle und unerforschliche Tiefen ahnungskräftig hineingreifenden Gedanken. — Aber leider konnte ich nicht das in meiner Schrift mir zur Aufgabe stellen, ihn ganz so hinzustellen, wie er ist, mit Künstlershand eine Natur zu schaffen, die ganz den Lebenden wiedergäbe, oder auch nur von einer schon vorhandenen die verhüllende Bekleidung zu vollkommener Anschauung herabzuziehen, denn meine Arbeit mußte zum großen Theil kritische Vorarbeit sein über Aechtheit und Anordnung und Werthschätzung der Schriften, so daß nur am tiefen Grunde die Züge dieser edlen Gestalt sich finden, wie ich sie mit warmer Liebe in mein Inneres aufgenommen habe. — Erst Mitte Mai war ich mit dem Allen fertig.

Lieber Bruder Gustav!

Für deinen lieben Brief danke ich! — Oft denk' ich mich nach Hause in unsere helle, schöne Stube, und du kannst denken, daß ich es dort lebhafter finde, als bei mir im stillen Zimmer, wo ich mit mir allein bin und die Besucher doch selten anders als ernsthafte Leute sind. — Ich wünsche dir nur, mein lieber Gustav, daß du nicht blos lebendig machtest, sondern auch lebendig würdest, so innerlich recht lebendig, gewiß auch für den Livius und den Virgil, für die Geschichte und die Mathematik, besonders aber für das, was gewiß am meisten allen Menschen Noth thut, wie du das ja auch selbst wol weißt, nämlich für das Wort Gottes. — Lies doch, ich bitte dich sehr und mit vollem Ernst, jeden Tag, wenn auch nur ein halbes Capitel aus der Bibel, besonders aus den Evangelien. — Zeige daran, daß du wirklich wächst. — Wenn es dir auch zuerst etwas schwer ist, thue es doch, denn du weißt, wie den Jüngern das Wort ihres Herrn so lieb wurde, daß sie sprachen: Herr, wohin sollen wir gehen, du

hast Worte des ewigen Lebens! und bitte nur Gott recht ernstlich in dem Namen Jesu, daß er dir Alles das selbst ins Herz schreiben wolle. — Das hast du ja nicht allein zu thun, sondern alle Christen thun das. — Der Doctor Martin Luther, ein rechter Held im Glauben, der betete jeden Abend seinen kleinen Katechismus, und bat Gott, er möge ihm den ins Herz schreiben. — Lieber Gustav! Je mehr ich dich liebe, desto mehr bitte ich dich darum. — Wir können ja fröhlich und lebhaft sein, aber mit der rechten Liebe zu Gottes Wort, und, was dieses vor allem fodert, mit dem rechten, kindlichen Gehorsam gegen die Aeltern, denn das ist das Erste, was dies von uns Kindern fodert, ohnedies kann Gott uns nicht lieben, und mit dem rechten, lebendigen Eifer für alles Gute und alles Wissen, dazu sie uns aus Liebe anleiten. — Und nicht blos gegen die Aeltern, sondern auch gegen Herrn — sei freundlich und gehorsam, und denke doch auch, daß du deinen Schwestern zu Hause nun der einzige Bruder bist. — Lebe wohl, mein süßer Bruder, ich bitte dich, nimm dir das selbst recht ernstlich vor, bitte Gott und den Herrn Christum um Beistand und er wird dir dazu helfen, weil er gesagt hat: Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan! — In aller Liebe dein Bruder Karl.

Mein holdes Schwesterchen!

Ich habe dich lieb, wie mein Auge, wie mein eigen Herz, darum wünsche ich dir viel Glück zu deinem Geburtstage. — Ich wünsche dir, daß du den lieben Herrn Jesum immer lieb hast, wie er dich lieb hat, und daß er seinen lieben, freundlichen Engel immer um dich sein läßt. Ich wünsche dir einen Blumenkranz aus seinem schönen Garten, du kennst ihn ja, wo die Blumen nie welken und immer glänzen, wie Licht, aus vollen, lieblichen Knospen, das sind Liebe, Demuth, Sanftmuth und Anmuth u. s. w., wie sie der fromme Gärtner zieht — und du bitte ihn, daß er sie frisch erhält und aufblühen läßt, zu Papa's und Mama's Freude. — Einen recht süßen Kuß von deinem Bruder Karl.

An den Onkel.

Dalbing, den 27. Januar 1842.

Lieber Johannes!

Kaum wirst du noch meine Hand erkennen, so lange ist es, daß ich dir nicht geschrieben habe; aber wenn ich dir eben so wenig fremd geworden bin, als du mir, so hast du vielleicht auch einmal beim Empfange eines Briefes aus Kurland dich an deinen Karl erinnert. — Ich danke dir für deine freundlichen Bemühungen für mich von Herzen, und wie dankbar wär' ich nicht dem Baron B., wenn er meinen Stüssi kritisiren und, wenn ich seine Zeit so in Anspruch nehmen darf, mit einigen schriftlichen Anmerkungen begleiten wollte, um mich auf die Fehler darin aufmerksam zu machen. Ich weiß, wie viele Unvollkommenheiten und Mängel daran kleben und um so erkenntlicher muß ich für eine gerechte Kritik sein. Sein Hauptfehler ist die Breite. So gerne ich auch lese, habe ich doch von Trauerspielen nur Schiller und einiges von Shakespeare gelesen und die Quelle, die oft bei andern jungen Schriftstellern dem eignen Talent zu Hülfe kommt, die Fülle der Belesenheit, ist mir abgegangen. Ich will dies nicht zu meiner Entschuldigung sagen, denn, wenn die Kenntniß fremder Kunstwerke auch unsere Gedanken bilden und unsere Phantasie bereichern kann, so dürfen wir doch hievon nicht das Meiste erwarten. Auch neigt sich mein Geschmack jetzt mehr zur romantischen Poesie und ich hatte mir im Anfange zu enge Grenzen gesteckt. — Mein Führer in geschichtlichen Thatsachen ist Johannes Müller gewesen, den ich in der Mitte des ersten

Aufzuges erhielt. Wenn man mit Ideen und nicht mit Worten schreiben könnte, hätte ich mehr Hoffnung, daß mein Held gefallen würde, denn in meiner Seele war er immer groß. — Verzeih', wenn ich dich mit einem Gegenstande ermüde, dessen Interesse für dich sich doch nur auf deine Liebe zu mir gründet. Der Mensch überredet sich so leicht, daß, was ihm lieb und anziehend ist, es dem Andern auch sei, und denkt vielleicht nicht daran, daß das ganze Verdienst des Günstlings seinen Grund in menschlicher Eigenliebe hat.

Wie wenig verdenke ich dir es, wenn deine Erinnerung noch oft in den Lorbeerhainen Italiens und unter dem klaren Blau seines Himmels weilt, wenn aus der Tiefe ihres Quells dir Arethusa ruft und das Horazische Tibur mit seinen dämmernden Pappeln. Hier hört das begeisterte Ohr noch den Becherklang des Sorgenlösers Bachus, wo sich jetzt die einsame Rose im Nachthauch wiegt, und aus den Zweigen der Pappeln tönt die rostige Leier, wo sie der alte Sänger aufgehängt, und in ihr schlummern die Dichtungen der Vorzeit. Unter den Denkmälern jener alten Römer, in dem Angesichte der verflossenen Jahrtausende, wie muß der Busen da groß werden! Wie muß er aufschwellen von tausend und tausend Ahnungen einer entschwundenen Größe, von Erinnerungen der Vergangenheit und Hoffnungen der Zukunft! Der flammende Vesuv und die reizende Villa am Ufer des Lago Maggiore, wo in paradiesischer Einsamkeit die Welle ihre unverstandene Botschaft rauscht, die Höhen des Apennin, wo die Eisesgrotte sich von schimmernden Krystallen wölbt und müde und müder das Saumroß die schmale Bergfahrt zieht, und Sybillens Grotte, die Schlummerstätte der versunkenen Jahrtausende, wie schön, wie erhebend, wie begeisternd muß es sein!

Dorpat, den 2. Mai 1843.

Mein theurer Johannes!

Ich muß wol mit Entschuldigungen beginnen, damit du den Mantel deiner Liebe über meine scheinbare Undankbarkeit

deckest. Einen so liebevollen Brief, wie den deinigen, mehr als zwei Wochen unbeantwortet lassen, verdient allerdings keinen bessern Namen. — Wenn du nun nach der Confessio noch eine Satisfactio als drittes Stück der Buße verlangst, so lasse doch meine Contritio animi dafür gelten, meines Gewissens eigene Vorwürfe, obwol nach evangelischem Begriff die Satisfactio bei wahrer Herzensbuße von der vergebenden Gnade schon geleistet ist. Seine Sünden entschuldigen ist zwar Zeichen eines ungebesserten Herzens, aber meine Entschuldigungsgründe werden vielleicht wichtiger erfunden werden, als die Vater Adam im Paradiese vorzubringen wußte.

Mein Studium geht jetzt meist auf die Reformationsgeschichte. Neben der hohen Glaubenseinfalt und dem kräftig überwindenden Gedankenbewußtsein Luther's sinken mir die übrigen Charaktere hinab, daß er allein mein Auge fesseln kann. — Die Unmittelbarkeit seines Glaubens ist mir so großartig und selbst so theuer, daß ich eine Vermittelung desselben mit unserm Verstande, wie sie in Melanchthon hervortritt, nicht begehre. — Wir sind hier im Lande des Glaubens, dort, wo das Erkennen und das Schauen ist, da mag auch manche ungefüllt gebliebene Kluft in unserm Glauben aus der Fülle der göttlichen Erkenntniß ausgefüllt werden. — Als die Rechtfertigungslehre unserer Kirche sich im Gegensatz zu dem Semipelagianismus immer strenger gestaltete, war es seine Verstandesvermittelung, die den Sätzen eines unbedingten Glaubens die Consequenz der absoluten Prädestination als Schlußstein zusprach. Als die Lehre den Höhepunkt der Opposition erreichte und nachließ, da ging er in Kraft des Verstandes gar bis zum Synergismus rückwärts.

Den 9. October 1845.

Mein theurer Johannes!

Mit inniger Freude erfüllte mich dein lieber Brief. — In deinen geschäftsvollen Kreisen findest du einen Augenblick, und du gönnst ihn uns, du setzest dich auf einen

Stuhl von etwas schadhaftem Aussehen (einen bessern kann ich dir nicht bieten) und die Wände des niedrigen Stübchens schließen freundlich jeden Horcher aus und wir sprechen einen Augenblick mit einander. — Du blätterst in dem Bilderbuche meines einfachen Studentenlebens, mit dem Pinsel in der Hand. Ja wol, es ist da manches zu bessern, die Bilder wollen mir nicht alle gefallen. — Gern schaute ich noch mehr auch in die Blätter deiner Lebenschronik, daß mein Auge sich der lebhaften, prangenden Farben erfreue. Wohl kam Kunde zu mir davon, wenn du auch bescheiden nichts erwähnest. — Deine Predigten sind reich gesegnet! — Meinen brüderlichen Glückwunsch dazu von ganzer Seele! Reich und immer reicher ströme der Vater aller Gaben auf dich die Güter seiner Gnade!

Lieber Bruder, ich habe die größte Sehnsucht, dich wiederzusehen. Ich trage mich oft mit diesem Gedanken herum, könnte ich dich doch sprechen, mich treulich an dich anlehnen, dir meine Sorgen und Freuden mittheilen; lieber Bruder, ich sehne mich nach dir, mein Herz ist voll Liebe gegen dich, voll Begehr nach der Eintracht der Herzen, die lieblich ist wie der Thau vom Hermon. Ich freue mich an der Glanzseite deiner Tage, ich möchte die Schattenseite tilgen und du thust auch mir ein Herz voll Bruderliebe auf. — Sind wir als Brüder nicht aufgewachsen? — Nicht auch brüderlich vereint durch den gleichen Beruf, der da gegründet ist in Christo, dem Ein und Alles, dem Quell der Weisheit und des Verstandes, der Heiligung und der Rechtfertigung?

Sezzen, den 5. Januar 1845.

Innig geliebter Johannes!

Schweigen und Liebe stehen nicht in absolutem Widerspruch. — Die höchste Liebesthat war am längsten verschwiegen. — Schüchtern fast deute ich auf die Möglichkeit einer Ausgleichung hin, die es aber nur ist, wenn sie nicht über den richtigen Vergleichungspunkt hinausgeführt wird. — Ist das Verknüpfen und Ausgleichen das Wesen aller

Erklärung, so darf auch nur die Liebe Erklärerin sein, weil sie es ist, der das Verknüpfen, Ausgleichen, Versöhnen innerlich angehört. — So sei deine Liebe Erklärerin meiner Thaten, nicht blos fürbittende Advocatin, sondern höchste Richterin! — Sie wird als Grundgesetz der Entscheidung die vorhandene Absicht des Schreibens setzen und wird in diesem Briefe die Frucht einer Entwicklung erkennen und sagen: Diesen Feigenbaum haue ich nicht aus, hat er es doch zur Frucht gebracht! — Wenn ich nachgrabend grüne Sprossen vom gesetzten Samenkorn sehe, so sage ich: es ist Wind und Wetter schuld! Das Samenkorn werde ich darum nicht schelten.

Wieder ist die Zeit, die ich nur mit der Ueberzeugung des Erfahrenen die „schnellfüßige" nenne, dazwischen getreten. — Aber hinter die Einleitung gehört ja auch ein Gedankenstrich. — Schuld war die Ruhe der Feiertage, leider war diese Ruhe nicht blos das Ebenbild jener Ruhe, die in göttlicher Doppelseitigkeit auch das höchste Lieben ist, gleich wie die Liebe, ihr Inhalt, beständige That der Hingabe und beständiger Zustand des Sichbesitzens ist, sondern oft und viel war es nur jenes fleischliche Abbild, das wider das geistliche streitet, denn Fleisch und Geist sind beständig wider einander. — Und doch führte uns Papa's herrliche Weihnachtspredigt, die Christum athmete, wie eine volle Brust, dem Anblick der heiligen Ruhe zu, wie Moses vom Nebo Canaan sah, daß die Thore der Verheißung, hinter denen das gottesschöne, gelobte Land liegt, gewiß Jedem hörbar erbebten. — Wir brauchen aber alle mit Feuer gesalzen zu werden. — Jetzt aber zieht sich das elastische Leben unserer Nachbarschaft bald in dies, bald in jenes Glied in seiner ganzen Fülle zusammen — in der Uebersetzung: die ganze Nachbarschaft kommt bald in dem einen, bald in dem andern Hause zusammen — doch hängt über Allen ein versöhnender Geist — daß es doch der versöhnende Geist würde! — Dann würde Niemand mehr (sc. der in Christo ist) der Liebe, an der diese Gemeinde reich ist, ihren Werth streitig machen, der höher ist als Geist und Bildung, so wahr es eine Liebe gibt, die alles Denken übersteigt, so sie nur erst verklärt würde. — Wir sollten auch hier aus der Geschichte für unser Urtheil lernen. — Die Apokalypse, das

ideale göttliche Geschichtsbuch, hat zu Anfang sieben Briefe Christi, die für christliche Kritik viel austragen. — Sie zeigen uns die Liebe als Norm.

Liebster Johannes!

Weil alle Gabe erst ihren wahren, höchsten Werth erhält, nachdem sie geheiligt ist durchs Wort, und sie also versiegelt ist und eingefügt der Reichsordnung Gottes, so komme ich mit meinem brüderlichen Glückwunsch gerade zu dem Tage, wo auch die Gabe, die dir geworden ist, versiegelt ist, und du als ein Haushalter über Gottes Geheimnisse eingetreten bist in das Haus des Herrn. — Wie ich mit vollem Herzen, mit voller Liebe zu dir komme, nimm auch du es mit voller Liebe entgegen! Du hast schon einige Mal den lieblichen Ton der aufgehenden Thüren des Heiligthums gehört, wo es Einem wunderbar sehnsüchtig zu Muthe werden muß, einzutreten in das Inwendige; der Herr macht es wol so, um Einem rechte Lust zu machen. — Nun, du bist ja eingetreten, und wir freuen uns alle mit dir, ich aber besonders, dem noch Sehnsuchtszüge und Heimweh bevorstehen. — Aber mir wird denn doch auch jetzt schon manches Mal das Herz voll und wallt über, wenn ich an den reichen Schatz denke, der ins irdene Gefäß kommt, an die unendliche Liebes- und Gnadenfülle der Reichsmysterien, in denen nicht blos ich leben und weben darf, sondern wie ein Sohn das Recht hat, in des Vaters Haus einzuführen, ich nun auch durch den Sohn, ein Sohn des Vaters, einführen darf alle Fülle der Menschen, wenn ich armer Kreuzträger auf Erden des Heilswortes, das das selige Geheimniß aller Himmel Himmel, Christum selbst in sich beschließt, Träger werden darf, wenn ich, müder Wanderer auf dem Abendwege, Pilger, oft in Sack und Asche, gestaltlos, nun ein Botschafter an Christi Statt werden kann, von dem alle Welt mit Jesaia sagen muß: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sprechen zu Zion: Dein Gott ist König!" — wenn ich, der ich gefangen war, ein Armer

und Ungeachteter, nun von Allen mit Freuden und Sehnsucht erwartet werde, nun selbst in der Salbung des Geistes den Elenden predige, die zerbrochenen Herzen verbinde, predige den Gefangenen eine Erlösung, den Gebundenen eine Oeffnung, ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Rache unseres Gottes, zu trösten alle Traurigen. — Ja auch einen Tag der Rache darf ich predigen, denn auch den hofft im starken Glauben unsere Kirche, nicht aber ihre und meine, sondern die Rache unseres Gottes. — Aber indem er den Tag der Rache predigt, weint der Prophet bitterlich und verhüllet sein Antlitz. Darum ist ja unendlich schön das Bitten: Lasset Euch versöhnen mit Gott! Ach, wie wollen wir nicht bitten und flehen, wenn wir so uns etwas erbitten und erflehen!

Du lieber Versöhnungsprediger, mein Evangelist, ich will schon kommen und dich hören, wolltest du mir nur in deines Gottes Kraft das Herz aufpredigen, meiner Gefangenschaft eine Erlösung. Behalte mich recht treu in deinem Herzen.

Den 15. Juli 1845.
(Geburtstag.)

Liebster Johannes!

Einen rechten Gruß im Geist! — Wie wir den Herrn kennen, lieben, aber wo wir ihn bestimmt und fester haben, am meisten, im Sacrament, so lieben wir uns auch alle Tage; aber das Sacramentsbedürfniß ist das ächt Menschliche; an einem Tage, wo wir uns bestimmt haben und finden, da geht das Herz am tiefsten auf. — So geht's mir heute mit dir. — Ob's nicht dem Herrn Christus heute auch so geht? Denn er wird mit sehr viel Gebeten um deinetwillen heute angegriffen. Wir hängen uns an ihn, wie das Weib an den ungerechten Richter. — Es geht zwar auf Dinge, die du schon hast, aber wann können wir aus seiner Fülle genug nehmen? — Es geht immer so: Gnade um Gnade! Du weißt ja, was ich nur schenken kann! Es wäre freilich besser, es wäre auch etwas Sinnliches, ein sacramentlich Ding dabei, aber — — —

Ich will nur meine Apologie mit dem: Aber! schließen. Mein Brief vertritt dir vielleicht die Stelle. — Eine rechte weltüberwindende Freudigkeit für dein nahes Predigtamt mag denn heute mein Wunsch heißen. — Ist doch diese Freudigkeit die rechte Gesichtsfarbe unserer Kirche, die schöne Röthe ihrer ewigen Jugend. — Wie diese am Menschen die gesunde Verdauung gesunder Speisen, beweist auch jene an der Kirche, daß ihre gute Theorie durch eine lebendige Praxis, eine durch und durch gesunde, göttliche, in ihr Fleisch und Blut verwandelt ist. — Ist die reformirte Kirche die Kirche der abstracten Scheidung, unsere aber die der innigen aber gesunden Vereinigung, so ist dies auch hier vollkommen der Fall. Daß ihr Gang nur durch Gnade fest werde! Daß sie nur wieder gesunde Speise bekomme! So wird sie auch gesund verdauen. — Sie hat Kraft nöthig, weil sie bald ihre Kraft wird sammeln müssen, wenn es bald zu ihr heißen wird: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth". — Sie muß haben, um davon zeugen zu können, sei es bis zum Blutzeugniß. — Vor dem Sterben hat sie keine Furcht. Und ob sie ihrer vielen, langen Sünden gedenkt, so hat sie dennoch keine Furcht, denn weil sie ihre Sünden bekennt, so ist Er treu und gerecht, daß er ihre Sünde vergibt und sie reinigt von aller Untugend. — Was ist ein Menschenalter voller Sünde gegen einen Augenblick im Blut des Lammes, wie jener Augenblick des Passahs war? Und was könnte sie bewegen, Christum seiner Verheißung zu entbinden: Die Pforten der Hölle sollen dich nicht überwinden! wie unwillig er sich auch stellt — so sie nämlich auf dem Felsen des Bekenntnisses erbaut ist? — Wir wollen mit Luther gar hochmüthig sein auf Christum. Wir stehen Gott durchaus nicht rechtlos gegenüber, sondern in einem festen Bundesverhältnisse und halten ihm beständig unsere Rechte vor, und die begründen bei ihm Pflichten — freilich auf der Basis der freisten Gnade, nun aber Pflichten seiner Gerechtigkeit. — Ich sehne mich nach rechter Praxis des Herzens, der ist es vielleicht recht gut, wenn die Theorie jetzt oft nicht recht in den Kopf will. — Meine Zukunft lege ich täglich in die treuen und barmherzigen Hände nieder, die mich noch täglich leiten. Die Ferien sind mir im Fluge

vergangen. Aber für die steile Bergfahrt der Examen ist wenig gethan. — Gott helfe weiter! — In treuer, brüderlicher Liebe Dein Karl.

Den 1. September 1846.

Geliebter Johannes!

Eine Stimme aus dem Chor Glückwünschender, die sich mit Grüßen der Liebe froh um dich drängen! — Welch eine Freudenbotschaft, euer Bund! Und vor Gottes Augen selbst geschlossen, eine Liebe, die da ruhet in ihrem Urquell, die da hinausblickt auf ihr Urbild, eine Liebe vor Gott, in Gott, mit Gott, wo das A und das O an seiner rechten Stelle bleibt und alles Zwischenliegende nur desto näher und enger zusammenschließt! Das ist der leuchtende Prospect, den die Briefe der Liebe mir geöffnet und daran Herz und Auge sich erquickt haben. — Liebster Johannes! Du bist nicht eifersüchtig auf die Mitfreude, das können die Freunde des Bräutigams nicht lassen. — Und nun, wer das Schauen eures Glücks nicht hat, der hat nur den Gedanken daran und die reine Freude, wie den herzlichen Wunsch, euch zu sehen und in Liebe zu grüßen. — Ich bin sehr schüchtern, ich hoffe, deine Braut, die mir so lieblich beschrieben wird, wird meine Wünsche und meinen brüderlichen Gruß nicht verkennen, und ich habe dabei den herzlichen Wunsch, ihr bald das offen sagen zu können. — Laß mir unterdeß das Bild, an dem ich mich täglich wieder erfreue, und meine Gedanken der Freude, bis ich das Bessere erhalte, das Selbstsehen.

Den 15. Juli 1847.

Lieber Johannes!

Dein Geburtsfest, so vielen Lieben ein Tag der Freude, führt auch mich im Geiste zu dir. — Mögt ihr nun allein sein, bei stiller, blos geistiger Feier, oder in einem Kreise

von Lieben, mein Bote soll sich nicht scheuen (noch bestaubt) dir meinen Gruß zu bringen. — Da er dich im vorigen Jahr aufsuchte, fand er dich noch einsam und du vermißtest viel, nun bist du reich, daß er desto mehr seine Armuth dir gegenüber fühlt, da weiß er nur von einem: Gott erhalte! zu sagen, weiß, daß er damit viel gesagt hat und schämt sich, als hätte er zu wenig gesagt. — Aber da gedenkt er des Andern, daran wir nie reich genug werden können, der himmlischen Güter, die wir haben in Christo Jesu, da gedenkt er, wie die Kirche zwar als der Pfeiler der Wahrheit und als das Gebäude des lebendigen Gottes, das da unvergänglichen Grund hat in seinem Wort und Sacrament, auch ohne Pfeiler, die unsere grobe Vernunft sähe, und ohne Stützen, die unser Menschenarm bauete, ewiglich steht, wie eben ihre einzelnen Glieder der Pflege bedürfen und in den Zeiten der schweren Anfechtung, die wie eine düstere Gewitterwolke wetterleuchtend schon an unserem Horizont stehen, den guten Hirten vonnöthen haben, der nicht fliehet, wenn der Wolf kommt, wie das Leben der Hirten und der Herden noch weit tiefer gegründet werden kann in die ewigen Grundfesten des Evangeliums und Sacramente, wie sie unsere Kirche in ihren Bekenntnissen klar und lauter herausgestellt hat wider alle Verirrungen der übrigen Bekenntnisse, daß die Gemüther nicht mehr hin und her gewogt werden von den Menschensatzungen, von den falschen und eigenwilligen Liebesunionen, die da verdammt sind durch Geist und Wort des Herrn und, indem er an seine eigne Brust schlägt und sich schuldig gibt und nur von des Herrn Gnaden etwas sein will, hat er auch Wünsche nicht blos für die gesammte Kirche, sondern am innigsten und vollsten für die, die seinem Herzen am liebsten sind. — Denn sind sie auch schön, diese irdischen Interessen für die Lieben, so sie ihren Ort und ihre Stelle haben, so hat doch die vorige Zeit, die da war fern von Christo und blind für alle Tiefe, lauter Oberfläche der Gottentfremdung, sie geschätzt, als wären sie die einzigen, die Hauptinteressen, als hätte alles dies nicht erst wirkliche Geltung, so es geheiligt wird durch Wort Gottes und Gebet. Da ging das große Reichsinteresse für das Reich des Herrn Jesu unter, oder wenn man ein solches im Allge-

meinen kennen lernte, so sah man wieder nicht, daß dies alle besondere persönliche Liebe nicht ausschließt, sondern begründet. — Und als durch Gottes Geist wieder im Gewissen eine Ahnung davon erwachte, da that man so scheu, als wäre es ein Staatsverbrechen, das Geheimniß einer Verschwörung, aber ist es eine solche, so ist es doch nur wider den Fürsten dieser Welt. — Man wagte nicht einmal mit seinen Lieben, offen, ohne ein gewisses Unbehagen, ohne eine gewisse Gêne, von dem zu sprechen, was doch nach der Schrift das lebendige Salz jedes Gesprächs sein soll, ohne welches Alles faul und werthlos ist. — Man wollte immer zeitgemäß handeln und bedachte nicht, daß der Geist spricht: Heute, so ihr seine Stimme hört. — Ja, Rücksichten der Vorsicht, die man gegen ganz Ferne und Fremde haben soll, hatte man gegen die nächsten Lieben. — Und wenn man sprach, da waren es Worte, die der Geist der Welt gebraucht: Religion, Frömmigkeit, religiöse Stimmungen, Gefühle, Anlagen, nicht aber von der Gerechtigkeit im Glauben, von der Rechtfertigung durch das Blut Jesu Christi, von der Sühne durch das Opfer, dadurch, einmal geschehen, vollendet sind alle, die geheiligt werden, von dem Gehorsam gegen das Wort, von der unbedingten Beugung unter das Gebot, von dem Hangen an der Verheißung, von der Heiligung durch den Geist, die aber nichts ist, denn ein besudeltes, beflecktes und zerrissenes Gewand, wenn sie nicht auf dem Vertrauen auf die Heiligkeit des Christus für uns allein gebaut ist. — Man berief sich nicht auf die Taufe, als das Siegel seiner Gnadenwahl, darin sich die freie, ungebundene Gnade unseres Gottes für Jeden gebunden hat, der nur irgend glauben will, man sprach nicht vom Abendmahl, als einer gnadenvollen Speise für die gebeugten, in sich ohnmächtigen Sünder. — Und wenn man das auch in der Predigt bekannte, man sprach davon nicht im Hause, nicht in der Familie, nicht im Freundes- und Verwandtenkreise, nicht, wo sich Gelegenheit bot, man accommodirte sich der Welt, der man entsagt hatte, man fürchtete sich, ihren Spott, als hätte man Matth. 10. Joh. in den letzten Kapiteln nicht gelesen. — Man war wie Einer von der Welt, man war das Licht unter dem Scheffel. — Verzeihe, daß ich mich hinreißen lasse, aber

ich weiß, wie oft du das mit mir fühlest, besonders im Hinblick auf den großen und vielleicht größten Theil der noch wirkenden Prediger in unserem Vaterlande. — Die Zucht des Herrn ist nahe und wer will sie abwenden, wenn kein Glaube und kein Bekenntniß da ist oder wenn dies nur auf den Kanzeln da ist? — Und wo es Leben, christliches Leben gibt, wie oft ist es da nicht entweder ein alttestamentliches, werkheiliges, selbstgerechtes, selbstgemachtes Christenthum, das von der Versöhnung durch das Blut, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben so wenig weiß, daß es den Römerbrief nicht gelesen oder nicht verstanden haben muß, oder auch ein Liebeschristenthum, das immer: Liebe! Liebe! ruft, nämlich fleischliche, eigenwillige, widergöttliche Liebe, die nicht ein Abbild, sondern die Carricatur ist von der heiligen Liebe unseres Gottes in Christo, von der wahrhaften Liebe des Apostels, der da sprach: „Wer ein anderes Evangelium predigt, der sei: Anathema Maranatha! der die Irrlichter dem Satan übergab und der doch sich heiß betrübte um jede Seele, die da abirrte oder verloren ging, wie der Herr, der den Pharisäern das: Wehe! rief und die Wechsler aus dem Tempel trieb, doch dem einzigen verirrten Lamm nachgeht in der Wüste; denn wie oft ist solches Christenthum nur ein Nebeln und Schwebeln im Geist, statt sich zu binden an das feste und unumstößliche Wort des Herrn — wie oft ist es, wenn es sich noch an das Wort zu binden meint, doch ein Verächter der Gnadenstiftungen Christi, die doch die festen Haltpunkte, die unerschütterlichen Fundamente, der unentbehrliche Trost unseres geistlichen Lebens sind, nämlich der Taufe und des Abendmahls! — Wie oft ist es ein eigengemachtes, sectirerisches, hochmüthiges Christenthum, das nicht die Gnade einer durch Gottes Wort gereinigten Kirche achtet, das im Amt steht und nicht einmal die Bekenntnißschriften, auf die es geschworen hat, mit Ernst durchgelesen und mit dem Worte Gottes verglichen hat! — Wie oft hört man doch jenen antichristlichen Grundsatz aussprechen: Das ist meine Meinung! — als hätte das Evangelium, das, weil das Wort Gottes klar ist, kein unaussprechbares, sondern ein bestimmtes, festes, aussprechbares, in allen seinen Grundsätzen durch Gottes Gnade von der Kirche bisher Gewon-

nenes ist, als hätte das Evangelium etwa Meinungen gepredigt und nicht etwa die eine unumstößliche Wahrheit zur Seligkeit, außerhalb derer alle Meinung nutzloses menschliches Machwerk ist, darin kein Herz fest und seiner Versöhnung gewiß werden kann! — Wie oft hört man die verschiedenen Bekenntnisse so hinstellen, als sollte, nach der Lüge des Nationalismus, nur Jeder seines Glaubens leben! als hätte die Schrift, trotz dem Worte Pauli, noch ein anderes Evangelium, als könnte die christliche Unwahrheit, der theologische Unsinn, Wahrheit und Sinn werden; daß es beides aus der Schrift ist: ob man Rechtfertigung allein durch das Werk Christi, oder nebenbei noch durch eigene Heiligung predigt, ob man das wahrhafte Dasein von Leib und Blut, oder nur ein Dasein desselben für die Seele oder für den Glauben predigt. — Verzeih' nur, daß das meinen Brief füllt, aber müssen wir, die wir unser Vaterland lieben, im Anblick des kommenden Gerichts, in dem ängstlichen Wunsch, es verschont zu sehen, nicht einmal voll Schmerz über das, was wir sahen, so ausbrechen? — Nur das entschuldige, daß ich deinen Schmerz darinnen noch mehre! — Gott gebe euch Früchte des Geistes und des Glaubens und des rechten Bekenntnisses auf eurer Synode! — Der Herr behüte dich und die Deinen!

Den 15. Juli 1848.

Innigst geliebter Johannes!

Wir alle haben uns schon lange darauf gefreut, dich an diesem deinem Ehrentage, da wir leiblich nicht anwesend sein konnten, doch im Geiste gegenwärtig zu begrüßen. — Und so nimm denn aus einem vollen, brüderlichen Herzen auch meine Wünsche hin! — Der Herr gebe dir, was ein Prediger des Evangeliums am meisten begehrt, was auch der Apostel sich am höchsten wünscht, eine offne Thür des Worts und ein freudiges Bekenntniß und Herzen, die an deinem Bekenntniß lebendig werden mitzubekennen die Gnade, die uns widerfahren ist. — Und soll ich hinzusetzen, worauf der Wunsch deiner Lieben noch insbesondere geht, er erhalte dich

uns und deiner Gemeinde bis in ein hohes, segengekröntes Alter! — Auswärtiges und Inwärtiges dir zu schreiben, vermeide ich, da Papa und Mama es schon hinlänglich gethan, auch könnte ich es aus meiner Geschichte nicht, denn ich fürchte, ich habe jetzt weder äußere noch innere Geschichte, sondern es geht mir wie den Völkern, die in die vorgeschichtliche Zeit fallen, ich komme wenig über die ersten Naturverhältnisse hinaus; es geht einen Tag wie den andern; denn, daß ich der Aeltern genieße, ist nur Empfangen, nicht Geben, daß ich Gustav zum Theil unterrichte, erfodert auch wenig Anstrengung von meiner Seite und hat seine periodische Wiederkehr. Wenn man ein Semester über beständig sich productiv hat verhalten müssen, so wird man, ich fühle das jetzt, für einige Zeit wieder Brachland, das keine Frucht trägt. — Nächsten Montag fahren wir nach Cremon, dort bleibe ich bis zum 29., dann geht's nach Dorpat. Bis Mitte Augusts hoffe ich dann zum Magister disputirt zu haben, bis Mitte Octobers pro venia legendi und dann will ich mich noch bis Anfang des nächsten Semesters auf meine Vorlesungen vorbereiten, was, wenn ich fünfstündig lesen soll, oder gar zwei Collegia gleich zu übernehmen habe, ganz unentbehrlich ist. — Das sind meine Pläne für die Zukunft.

An seinen Freund K. B.
und dessen Vater.

Dorpat, den 26. Juli.

Lieber Karl!

Dir wird wol auch schon ein und das andere Bedenken aufgestiegen sein über mein langes Schweigen. — Auch hätte dein Brief das wol brechen müssen, wenn er nicht selbst über seiner Reise grau geworden wäre, wenn auch nie alternder Geist in der alternden Hülle. — Ich selbst aber wollte Stillstand machen mit den Tagen, weil ich nicht mehr recht mit ihnen fortging. — Ich schämte mich, dir zu schreiben, eh' ich dir etwas schreiben konnte; ich meine nicht Neuigkeiten, aber doch etwas Erlebtes, Erfahrenes, Gedachtes. — Aber es war in Alles ein Stocken gekommen. Der jetzige Schwerpunkt meiner Tage, dem ich doch nicht näher kam, das Examen, erdrückte meine Gegenwart, nicht mit Arbeit, aber mit Sorge. Solche stille Ordnung, wie der liebe Herrgott sie in seinen Werken einhält, will mir immer nicht kommen. — Die Schwerkraft, die mich bindet, und die Schwungkraft, die mich befreit, Liebe zu dem Bestimmten, die nicht befriedigt, und Liebe zu dem Unbestimmten, die nicht füllt, streiten in mir beständig. — Aber es ist nur das Bild des geistlichen Lebens, dessen tiefe Entzweiung unsere ganze Natur durchdrungen hat, bis sich über ihr die Versöhnung aufthut, die mit freundlicher Hand befreiend und mit magnetischer Liebeskraft das Freie

anziehend, zu einer harmonischen Ruhe Alles ordnet. — Aber wann wird das geschehen? Das gewisse Haben des Einen, das doch Sehnsucht nach dem Einen ist, das ist das Mysterium unserer geistlichen Natur auf Erden. — Gewiß hast du zu deiner Predigt Joh. 15, 1 genommen. — Denn es kommt mir doch immer so vor, als ob der dogmatische Christus der Paulinischen Stelle, der in der Erkenntniß des Reiches Gottes eine feste Grundlage gibt, doch nicht an die stillen Tiefen des persönlichen Christus, der dem Johannes das Herz genommen hatte, reiche, dessen mit magnetischer Kraft begabte Atmosphäre mir nur die Gnade scheint. — Johannes ist für mich das Schönste, was die Schrift aus der Mannichfaltigkeit ihrer unendlich reichen Einheit bietet, nicht der denkende Kopf, wie Paulus, aber das lebensreiche, schlagende Herz. — Auch mein Examen-Thema ist aus dem Johannes, 1. Joh. 4, 10—12. Und die Arbeit muß ich oft lange unterbrechen, wenn mich das beschäftigt. — Die Liebe Gottes, die außer uns, ohne uns, vor uns, uns mit ihm versöhnet hat, und am Kreuz die Welt erkauft hat von dem Fluch, unbedingt von ihr, nur durch sich selbst bedingt, und die so einen Widerhall der Liebe in uns erweckt, wird das Thema sein.

Wie Sokrates sich selbst, prüft Gott seine Christen. — Er zieht das Gefäß mit dem erquickenden Wasser herauf und gießt es vor ihnen aus und sieht sie dann an, was sie dazu für ein Gesicht machen. — Meine Aussichten zur Fahrt nach Kurland sind sehr wetterwendisch (ich fahre heute oder morgen). Ich will mich also lieber an dem heitern Grün deines Frühlings in Deutschland laben. — Ich hoffe, der Herr hat dir da eine Erquickung für Leib und Seel' bestellt. Ob ich im Herbst nachkomme, das weiß Gott. — Er will's nur ihm befohlen haben. — Nur eins mußt du thun, über Dorpat kommen, und nicht als Vogel. — Der Geist breitet seine Schwingen, aber die Liebe regiert sie.

Den 11. J.

Lieber Bruder!

Du bist ja gewiß, daß ich nicht ohne euch Weihnachten gefeiert habe, aber das ἀπων σωματι, παρων πνευματι, so gewißlich es für die Christen auf einem viel wesentlichern Zusammenhang ruht, als für die, welche draußen stehen, es ist doch nur die einheitliche Grundlage der Lebensgemeinschaft, die ihrer reichen Mannichfaltigkeit voll individueller Lebensbeziehungen entbehrt, durch die sie doch erst zur rechten vollen Wirklichkeit kommt. — Dennoch soll es einmal nicht anders sein — das Urbild ist da, denn auch der Herr, den wir über Alles lieben — seine Jünger dürfen nicht mehr an seiner Brust liegen. — Wie durch sich selbst, prüft er durch die Menschen die Wahrheit unserer Liebe.

Eine schöne Weihnachtsgabe war mir J.'s Bekehrung. — Ein Verstandesmensch von Natur, aber ein Kindesgemüth durch die Gnade. — Er war schon vorher nachdenklich, einen Abend war er bei mir und stritt für die Philosophie, die ich als unvereinbar mit dem Christenthum darstellte, gab dann nach, sprach vom Sündenfall, von der Erlösung und ging. — Nach zwei oder drei Tagen kommt er wieder zu mir, ganz verklärt im Gesicht: Ach, Hesselberg, wie herrlich ist es, ein Werkzeug der Gnade zu sein! Ich staunte, dachte noch an eine sittliche Umwandlung, aber er riß mich aus der Ungewißheit, indem er von der Gnade, die in Christo den Sündern wird, sprach. — Eine Verwandte hatte ihm ihre Noth geklagt, er wollte sie trösten und seine Sittlichkeit bot ihm keinen Trost, da spricht er von Christo, den er selbst noch nicht kennt — und siehe, er fühlt, daß Christus auch für ihn ist. — Und der da gekommen ist, ein Feuer anzuzünden, entzündet beide Herzen, sie bitten beide um Vergebung ihrer Sünden. — Christliche Erkenntniß war noch wenig, es waren nur die beiden Gefühle der Sündenvergebung und des empfangenen Geistes mit ihrer vollen Seligkeit. — Aber schon nach zwei Tagen kommt er darin viel gereifter zurück. — Er hat das Wesen der Sünde tiefer erkannt. — Der erste Geistesempfang ist immer eine Periode der Mission. — Er glaubte in seinem Bekehrungseifer sich berufen, Jedweden zu bekehren. — Einige

Glieder des Verwandtenhauses werden bei ihrer Sünde gefaßt und erliegen dem Sturm, obwol dieser Erwerb mir bisher noch unsicherer Boden scheint, mit vielen Andern kämpft er an. — Ich mochte ihm die Seligkeit nicht stören, es wäre unkindlich, sich nicht einmal argloser Freude zu überlassen, wies ihn dann aber besonders auf das feste Wort. — Er liest den Gerlach und was er eben gelesen, wendet er sofort zur Erklärung in jenem Familienkreise an; auch den Sartorius liest er dort vor und seine Erkenntniß, von der Lebenskraft des göttlichen Samens befruchtet, wächst wunderbar. — Eigen ist noch die Beobachtung der Entwicklung. — Das Christenthum steht ihm noch im Gedenken der gottmenschlichen Person. — Sage ich ihm, Mittelpunkt des Christenthums oder vielmehr Wesen desselben sei, was diese Person für uns ist, ihre Gerechtigkeit, so sagt er: ja! aber er versteht mich nicht ganz. — Aber weil er ja! sagt, so wird es gewißlich noch werden. — Der Herr hat mit Jedem seine eignen Wege, die man mit Geduld abwarten, mit bewundernder Liebe verfolgen muß. — Der erste Geistesrausch ist vorüber, er hat schon innere Anfechtung, von dem übermäßigen Wirken nach außen fängt er an, mehr in sich selbst einzukehren. — Ein wenig zu viel Hangen an der Welt, unter dem Vorgeben, ihre Verhältnisse zu benutzen, habe ich noch an ihm zu bekämpfen. — Aber eine gewisse, auch äußere, Weltlosigkeit scheint mir nothwendiger Durchgangspunkt zur Weltfreiheit. — Ich hab' jetzt großes Begehren nach der Theologie, in der das, was die Kirche lange besitzt, was sie auch in ihrem ersten Entstehen in der Reformation dargelegt hat, Geist und Wort sich recht vermählen und in unserem eignen Zeitbewußtsein sich erschließen und gestalten. — Ich sprach, als wären Geist und Wort getrennt, da sie doch unauflöslich eins sind, ich meinte aber mehr den Gegensatz, wie ihn die Welt faßt, des Haltens auf das Allgemeine und Freie und des Haltens auf das Besondere und Gebundene; was in der Schrift eins ist, kann doch in der Theologie zur Einseitigkeit getrennt sein. — Ich las die Christologie von Dorner und habe daran viel gehabt, einmal für die Beachtung der wissenschaftlichen Entwicklung, dann aber auch für die Beachtung der religiösen Höhe des kirchlichen Christenthums im Gegensatz zu

den Privatmeinungen, die selbstirrend ihr endlich zur Entbindung eines Neuen, das zu gebären sie allein Kraft und Berechtigung hat, werden dienen müssen.

1845 oder 1846.

Sonntag, den zweiten Johannistag, predigte mein Vater in Mitau, trotz des Regens, der sehr Viele zurückgehalten, unter großem Zudrange der Leute; die Predigt über das Evangelium vom armen Lazarus war wunderschön; wie immer, sprach mein Vater ganz frei, was viel zu einer edlen Freiheit des Vortrags beiträgt. Er predigte der Gemeinde den Glauben, der die Pforten der Hölle überwindet und der uns aus freier Gnade geschenkt wird, wie er die Welt und ihren Reiz besiegt, wie aber einst auch der erbarmende Heiland, der unsere Sünde getragen und sich für sie in den Tod geopfert, als der große Gott in der Fülle der Macht, erscheinen wird und das Gericht halten wird über die Gottlosen und Ungerechten; er predigte ihnen den verachteten, nun verherrlichten Diener Christi, den hochfahrenden und doch verworfenen Sünder und Ungläubigen. — Die Predigt hätte Vielen zu streng scheinen müssen, wenn nicht der Glaube so ganz auf der Folie der Liebe geruht hätte und nicht jedes strafende Gesetzwort wieder durch die evangelische Verkündigung gemildert worden wäre: Aber es ist euch ein Heiland und Erlöser erschienen, zu dem ihr euch bekehren dürft, der euch aus Gnaden selig macht! Habt ihr viel gesündigt, so kann er euch auch viel vergeben! Achtet der Zeit!

Den 5. Januar 1846.

Liebster Bruder!

Spät erst habe ich deinen Brief erhalten, der neun Tage unterwegs gewesen ist. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben. Den herzlichsten Dank für ihre liebende Theilnahme bringe ich deinen Aeltern entgegen, nicht nur von

mir, sondern eben so sehr von meinen Aeltern. — Mit welcher Liebe begrüßen wir nicht alle euch, ihr theuern Verwandten in Christo! — Enger und enger möge dieses Band auch an diesem letzten Fest göttlicher Liebe geschlungen sein! — Die Liebe des Erschienenen ist ein Mittelpunkt, der alle seine Punkte immer enger um sich heranzieht, daß wir alle Eins werden in ihm. Wie schön, wenn wir auch hier Alle einmal zusammen wären! — Wir Alle haben ein Verlangen darnach! — Glücklicher als ihr sind wir gereist! — Obwol wir die Wege im lettischen Livland grundlos fanden, kamen wir doch in 30 Stunden nach Riga. Wir erwachten am Morgen spät im Gasthause. — Ich machte einige Besuche, machte im Diligencecomptoir die Bekanntschaft einiger jungen Künstler, Russen und Franzosen, die eben aus Italien kamen. — Es wurde über Architektur, Poesie, Musik sehr angenehm gesprochen und wir schieden als sehr gute Freunde. — In der Diligence saß ich mit einem jungen Midshipman zusammen, der sich gleich an mich anschloß und mit dem wir die Fahrt über uns sehr lebhaft unterhielten; denn obschon jung, hatte er mehrere Seereisen gemacht und recht glücklich beobachtet. — Endlich störte uns das Plätschern der Gewässer. — Durchs Wagenfenster sah ich die weiten Wiesengründe von unserem angeschwollenen Bach überschwemmt, die Wasser stillrauschend vom Mondschein versilbert. — So mußte ich mir denn andere Wege nach Hause suchen. — Ueber Wiesen und Felder, durch einige Waldflüsse, die noch die Durchfahrt erlaubten, trug mich ein Bauerwagen hin. Ich wollte überraschen, aber die Verrätherin Glocke erzählte zu früh, die Lieben alle empfingen mich vor der Thüre.

Mein Glück verschwieg ich. — Niemand ahnete es von fern, auch nicht, als Seeberg's Brief gelesen wurde, der darauf Beziehungen enthielt. Erst als Friedrike zwei Tage darauf aus Mitau ankam, hatte ich Jemand, dem ich's vertrauen konnte. — An Papa's Geburtstage kamen auch unsere Verwandten aus Mitau. — Ich sagte Mama, ich hätte für Papa eine Arbeit gemacht. — Der Tisch stand im Schmuck der grünen Kränze, die Lichter brannten, im Halbkreise die Anwesenden, Mama führte Papa aus seinem Studirzimmer, halb verschattet lag ein Kästchen an einer Seite ganz be-

scheidentlich; hatte es doch auch Niemand bemerkt. — Mit seiner gewöhnlichen, milden Freundlichkeit trat Papa herein, die Geschenke wurden gemustert; der Raphaelische Engelskopf, eine sehr gelungene Zeichnung meiner Schwester, erhielt seinen freundlichen Dank und Kuß. — Zuletzt, da die Uebrigen es schon Alles glaubten, fiel Papa's Blick noch auf mein Kästchen. — Er öffnet es und sieht es einen Augenblick verwundert an. Aber schon hat Mama, die neben ihm stand, es im Augenblick, da sie den Goldglanz erblickt, errathen und die Geliebten umarmen mich mit Freudenthränen. — Der Augenblick war sehr schön. — Die Freude meiner Aeltern, mein herrlicher Lohn, verschönte mir die Tage. — Die Leute im Hause, die Gemeinde meines Vaters, die Bekannten nahmen Theil. — Besonders auch freute ich mich der Zeit, dies am Vorabend der heiligen Weihnacht war mir doppelt schön. Wundersam erglühte nun in der Frühe der herrliche Lichterbaum, dies Jahr besonders reich geschmückt. — Er hatte vollkommen die Höhe des Zimmers. Mit der Palme wiegte sich der Engel aus dem Lichte herab von der Spitze, durch das lichterhellte Grün schlang sich das himmelblaue Band mit dem Weihnachtsgruß, Geschenke umher. — Mir lag ein Bildniß Luther's von meiner Schwester da, und ein schönes Stammbuch, es war von meiner Mutter. — Auf einer Seite befindet sich das Sinnbild der Freundschaft, ein paar Tauben in einem blühenden Rosenstrauch sich schnäbelnd, es reicht das eine dem andern ein Blättchen. — Auf der andern noch schönern Seite, ebenso in Perlenstickerei, auf dem grünen Grunde der Hoffnung Kelch und Kreuz. — Das Verlöschen des Christbaums hat etwas besonderes Schönes für mich, vielleicht auch Bedeutungs- und Sinnvolles.

Den 3. September 1846.

Mein treuer geliebter Bruder Karl!

Dein Brief erfreute mich hoch, ich hatte schon rechte Sehnsucht nach ihm gehabt. — Sein Inhalt hätte mich wieder etwas betrübt, wenn der Christ nicht, und beson-

ders für die Mitchristen, so einen eignen Blick bekäme, der durch die Nebel den Tag sieht. — Du bist krank, ich bitte den Heiland, er wird dich heilen, nicht um meines Gebets willen, aber um seines gnadenreichen Mitleidens willen. — Dein Examen, dein Jahr ist verzögert, unser Zusammentreffen im Auslande wol verspätet. Die Liebe hat das gethan, ich weiß nicht, warum? ich weiß nicht, wie sie es thun wird, aber sie kann sich nicht verleugnen, es geht ihr auch zu Herzen, was uns zu Herzen geht; dem Herrn gehorchen, das kostet schweren Kampf; der Liebe sich ergeben, das ist leichter. — Glaub' nicht, der hat gut reden! — Ich sag' es mir ja auch, aber mit dem Reden, bis das ganze Herz brennt, warten, das heißt auf das Sichverlaufen des Flusses warten. — Mich verlangt wol von Herzen, daß der Herr kommt, ein Feuer anzuzünden, denn es ist Herbst! — Lieber Bruder, du erfährst doch auch oft, was es heißt: Es ist Herbst! — Was das heißt, statt des ew'gen Frühlings alle vier Jahreszeiten in sich erfahren? — Aber das ist nichts, ich weiß doch, daß der Glaube da ist, dessen Wesen keine Jahreszeiten kennt, der seine königlichen und priesterlichen Ehren in dem Blut des großen ewigen Opfers sich nicht rauben läßt. — Das ist ein großer Trost, wenn man über das Nordpolklima seines Herzens oft in viel Anfechtung geräth! — So ist es auch mit dem: „Es ist doch die Liebe!" wenn es gegen alles unser Gefühl geht; es spricht's doch nicht blos der Verstand, sondern der Glaube, wenn er auch bloß und baar ist. — Mein Herz schattirt sich wie eine Herbstlandschaft; jedes Gefühl hat da seine Farbe und rüttelt an dem armen Herzen, aber durch Gottes Treue ist doch noch Glauben da. — Ich weiß, daß ich Jesu Christi bin, darauf baue ich fröhlich, das frißt alle meine Sünde, wie die Sonne die Feuchtigkeit der Nacht. — Ich erfahre die ὑπερίσταος ἁμαρτία, aber ich erfahre auch den, der sie unter seine Füße getreten hat.

Den 27. September.

Ich habe die dogmatische Aufgabe vom Urstande zur Candidatenarbeit genommen. — Ich konnte mich gar nicht

zum Schreiben entschließen. Endlich setzte ich mich daran und schrieb täglich zwei bis drei Bogen und bin freilich in sechs Tagen fertig geworden; nun habe ich aber diese fünfzehn bis achtzehn Bogen deutsch abzuschreiben und endlich ins Latein zu übersetzen, was, da sie ganz in unsrer Zeitsprache abgefaßt ist, eine Höllenarbeit ist. — Ich würde dir sehr gern den Hauptinhalt vorlegen, wenn ich nicht zu abgespannt wäre. — Da ich sie in ziemlich geistlicher Hitze geschrieben habe, so trägt sie davon Spuren. Der Mittelpunkt war der Erweis des Zusammenhanges zwischen dem Trinitätsdogma und der lutherischen Urstands- und Freiheitslehre, der endliche Logos im ewigen Logos aufgenommen in den trinitarischen Proceß. — Die Freiheit im trinitarischen Werden der Creatur begründet, in der sich ihr trinitarisches Sein explicirt. — Auch mehrere Geschichtsbetrachtungen. — Immer erst ein constructiver, dann ein polemisch kritischer Theil, doch so, daß ich von vornherein ankündige, daß die Kirchenlehre nur immanente Schranke, nicht herantretende Bestimmung ist, daher ich sie wenig berücksichtige. — Die Polemik geht im formalen ersten Theil besonders gegen Schleiermacher, im materialen erst gegen den pantheistischen Urstandsbegriff, besonders Hegel, Marheineke, Schleiermacher, Romang, als eine Entwickelung, durch die wir in die deistische Urstandslehre treten, Bretschneider, den Pelagianismus, Kant, ins theistische Gebiet übergehend, Julius Müller, Nitzsch. — Und dann das Urstandsdogma in der allgemeinen Kirche, das sich in der lutherischen gipfelt. Mittelpunkt der ganzen Arbeit ist der Gottmensch, auf den als die wahre, tiefe Befriedigung alles menschlichen Bedürfnisses, wie den Gipfelpunkt aller göttlichen Liebe das ursprüngliche Verhältniß zwischen Gott und Mensch hinweist. — Darum ist es aber auch Dogma, denn Dogma ist der Zusammenschluß des Bedürfnisses des wollenden und erkennenden Menschengeistes, wie es sich in Sehnsucht und Ahnung ausspricht, als des subjectiven Factors mit dem objectiven Factor göttlicher Befriedigung in That und Wort. — Es hat darum seine absolute und concrete Erscheinung allein in der Darstellung des Gottmenschen gefunden. — Bei der Betrachtung der geschaffenen Persönlichkeit habe ich auch eine besondere Aufmerksamkeit der psychologischen Frage gewidmet,

wo ich vier Hauptansichten unterscheide und unter den übrigen besonders die Beck'sche, die die Persönlichkeit in die Seele, als ein drittes aus Geist und Leib vorlegt, ausausführlicher zu widerlegen gesucht, indem ich mich für die Dichotomie, die die Persönlichkeit in den Geist versetzt und in der Seele nur den einen Geist, insofern er den Leib belebt und in die Natursphäre eingeht, erkennt, entscheide, wodurch ich auch dem sonst von mir angenommenen Weltverhältniß zwischen Mensch und Welt treu bleibe. — Anschauung und Schrift leiteten mich darauf, die mir sonst sehr liebe Beck'sche Auffassung zu verlassen.

Den 13.

Lieber Bruder!

Du hast dein Schweigen gebrochen und den Mund entsiegelt, das ist denn genug um nicht weiter zu fragen, ob du wol so lange hättest schweigen dürfen. — Dieser Brief vom dritten Pfingsttage sagt dir Lebewohl auf russischer Erde. — Als ich las, daß du nun wirklich wegwillst, war ich heftiger davon bewegt, als ich es selbst dachte, weil ich mich schon an den Gedanken gewöhnt zu haben glaubte. — Einmal war's die Rückerinnerung an unser Zusammensein hier und alle Gespräche und alle Zeugnisse der Liebe zwischen uns, dann aber auch das Vorschauen auf die Zukunft. — Drei Jahre im Auslande, in den mannichfaltigsten Verhältnissen, wie einflußvoll sind die nicht auf die geistige Richtung eines Menschen, und zumal für dich in positiver Rücksicht, da du bisher doch mehr negativ und kritisch dich verhalten hast. — Wenn ich auch glaube, daß du mehr oder weniger gegen Alle dich so verhalten wirst, daß eine bestimmte christliche Anschauungsweise, die auf Grundlage deiner ersten Bildung sich in dir gestaltet hat, im Wesentlichen auch die Grundlage deiner künftigen Richtung bleiben wird, so ist auch da noch ein weiter Schauplatz der Entwicklung. — In sehr verschiedenen Verhältnissen werde ich mich wol bewegen, auf ein paar Jahre seh' ich sie voraus, wenn der Herr nicht die Bestätigung versagen

will. — Die Principien meiner Richtung werden sich wol nicht ändern, obwol ich zugebe, daß nach einer gewissen Seite hin neue Entwicklungsreihen durch sie gegeben sind, zu deren Ausbildung die Reise ins Ausland vielen Anstoß geben wird. — Deine Frage in Betreff der symbolischen Bücher beantworte ich dabei so, daß nach meinem besten Wissen ich mit allen negativen Bestimmungen derselben übereinstimme, ebenso wie in der positiven Grundsubstanz, behalte mir aber dabei eine nochmalige ernstliche Prüfung bei aufmerksamerem Durchlesen vor. Die spätere Zukunft wollen wir ja beide noch dem Herrn befehlen. Der Herr behüte unsere persönliche Liebe in ihrem festen Grunde und Mittelpunkte. — Das ist mein Trost, daß ich gewisse Hoffnung habe, daß wir der Liebe Jesu Christi und damit auch einander nicht werden entführt werden, denn der das Werk in uns angefangen hat, der ist auch mächtig, es zu vollenden. — Darin müssen ja uns, auch uns beiden, dir und mir, alle Dinge zum Besten dienen, daß sie alle für uns nur die Leiter werden für den Zug des Vaters zu dem Sohne; der Geist, der Menschenfischer, stellt sein Wundergarn um uns her und betteten wir uns in die Hölle und nähmen wir Flügel der Morgenröthe und blieben am äußersten Meer, so entflöhen wir ihm doch nicht. — Weil aber der Geist der Welt nach unserm Geiste Verlangen trägt und seine Netze auswirft, so bewahre der Herr Jesus Christus mit seinem Geist unsern Geist zum ewigen Leben! Daß der Herr dich aber mit seinem Schutze wunderbar geleiten wird, daß er die Wege bahnen und die Brücken schlagen wird auf deinen Fahrten, deß bin ich sehr gewiß; dafür fürchte ich bei dir gar nicht.

Den 23.

Wenn du glaubst, daß ich meinen Standpunkt irgend geändert habe, so ist dies durchaus nicht der Fall. — Ich habe nur die früher mehr sporadischen Ansichten mehr in Zusammenhang gesetzt und mich offen darüber ausgesprochen. — Aber in ganz gleicher Weise, wie immer, erkenne ich nur in der Lehre der lutherischen Kirche die feste

Wahrheitssubstanz, auf der wir allein unser Gewissen gründen, in der allein wir Heil und Trost auf eine befriedigende Weise finden können, so sehr ich auch in den Nebenkirchen nicht blos Protheusglieder der Wahrheit, sondern vielmehr den festen Kirchengrund der gottmenschlichen Person Jesu Christi anerkenne, nur unter der auflösenden Potenz eines falschen Lebens- und Denkprincips. Indeß hat der apologetische Beruf nur zu erhalten, so hat der mehr für die Fassung des inneren Zusammenhanges Berufene in bleibender Gemeinschaft mit dem Apologeten fortzubilden, denn der geschichtliche Gang soll durch unsere Symbole nur gesichert und festgestellt, nicht vollendet sein. — Wer aber einem Fortschritt dient, ohne in der Grundsubstanz mit der Kirche zu stimmen, wie die meisten Theologen unserer Zeit, mit dem habe ich nur das Formale gemein, aber keine Glaubens- und Kirchengemeinschaft. Die Relativität alles Positiven und alles erhaltenen Gutes bei diesen Außenstehenden beweist auf eine traurige Weise die berliner Generalsynode. — Vielmehr hoffe ich durch Gottes Gnade, daß sich mir die großen Wahrheiten meiner Kirche vielmehr verinnerlichen, so daß, selbst wenn ich nicht blos in der Gedankenfassung, sondern auch in einzelnen Punkten nicht mit dem bisher Gelehrten ganz stimme, ich dennoch desto unmittelbarer in Predigt und Lehre als Erwerb meines Herzens es wiedergeben kann.

Dorpat, den 13. August 1847.

Mein trauter Karl!

Mit Gottes Hülfe schreibe ich nun an dich als ein Freier und doch schon wieder Gebundener. Ketten lösen, Ketten schließen sich, das ist der Kettenlauf unsers Lebens, wenn man sich selbst nur aus dem Gefängniß dieses engen Daseins mit seinen Schranken auf die Weise befreit, wie Luther es beschreibt, da man sich's nämlich im Glauben an jene Liebe, die uns umfängt und trägt, zu einem glücklichen Eden ausbaut und verherrlicht. — Das Examen liegt dahinten, Stunden und Arbeiten genug davorne. — Den

Tag, da jenes aufhörte, fing dieses an. Ich habe zwei Worte, die ich jetzt beständig sprechen muß; eines geht auf das, was dahinten ist; das andere auf das, was davorne ist. — Das erste ist: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? — Das andere: Herr, gib Mund und Weisheit, wie du es den Deinen versprochen! — Dies rufe ich vor jeder Stunde und Arbeit, jenes am Ende einer jeden. — Die Vaterfreundlichkeit meines Gottes, des über Bitten und Verstehen treuen, dem ich es schon habe vorwerfen müssen, daß er mit so milder Zucht und lauter Güte mich verwöhnt, worauf ich denn nun die Antwort von ihm habe: Weißt du nicht, daß dich meine Güte zur Buße leitet? diese seine Vaterfreundlichkeit habe ich auch, wie selten zuvor, in diesem Examen erfahren. — Ich hatte Furcht, er gab mir ein ruhiges Herz.

So gründlich und erschöpfend examiniren, wie P. und H., habe ich noch nicht gefunden. Ich konnte Alles, was ich wußte, anbringen. — Er wechselte meist so, daß er mich bei einer Frage auffoderte, so selbstständig als möglich, ohne Rücksicht auf dogmatische Termini und Bestimmungen, meine persönliche Anschauung der Sache zu entwickeln, wobei ich denn auch fast immer einen ganz andern Gang nahm, als sein Heft. Dann wurden alle Systeme der Aeltern und Neuern, der Kirchenväter, der Scholastiker (die ich mit besonderer Lust und Ausführlichkeit bearbeitet hatte) durchgegangen, mit Kritik, zuletzt die neuen Systeme von Schleiermacher, Nitzsch, Müller, de Wette u. s. w. (die dogmatische Frage allein kostete ein paar Stunden Zeit). Dann ließ er wieder eine Frage (z. B. die 28. reformirter Confessionen) so durchgehen, daß zwar in einer selbstständig gebildeten Verknüpfung dieser unter einander doch alle Kenntnisse angebracht werden mußten, Namen, Jahreszahlen, Uebersetzungen ins Lateinische und Deutsche, auch die Ausgaben, da mir der Gegenstand sehr gegenwärtig war. — Bei H. war ich mit einem Andern vor. — Ich hatte das Historische, besonders in der Liturgik, sehr gut bearbeitet, so daß ich außer den alten, den römischen und griechischen Liturgien, auch alle im Löhe angeführten lutherischen Liturgien mir vollkommen eingeprägt hatte, so daß ich sehr gern daraus gezogen hätte; bei Jenem war dies weniger der Fall. Und siehe, immer zog ich die

Idee und er die Geschichte. — In der ersten trat ich wo möglich selbstständig auf, indem ich die Ehrenfeuchter'sche Theorie, nur in dem Gottmenschen, als dem persönlichen Urbilde des Cultus (als absolute Hingabe des Menschen an Gott, absolute Mittheilung Gottes an die Menschen und Einheit beider) aufgefaßt (wodurch sie erst wirklich zur Einheit kommt, da ihr der Zusammenhang ganz fehlt), gegen die H.'sche Theorie (die ich aber aufs Speciellste vorher angab) und gegen die Kliefoth'sche vertheidigte; dann aber ließ ich mir auch die Geschichte nicht nehmen, sondern gab ihm sehr genau, besonders die etlichen 20 lutherischen Liturgien nach ihren Eigenthümlichkeiten und Unterschieden, wie ihrer bleibenden Einheit an. — Und endlich ließ sich H. sehr ausführlich alle Liturgien angeben, die ich zum Glück auch wußte. — Da ich aber sah, daß mein Gefährte über sein Mißgeschick sich betrübte, so bat ich den Herrn, er möge mir das nächste Mal eine schlechtere Frage geben und ihm eine gute. — Und siehe, als wir nun in der Katechetik ziehen, bekomme ich dieselbe Frage, die er in der Homiletik gehabt hatte, und er wieder die gleiche, die ich dort gehabt hatte. — Mir war sie nur wenig unbequem und ihm half es sehr viel. — Montag wurde ich mit der schriftlichen Arbeit fertig: über das Verhältniß der Dogmatik zur Ethik, wobei ich besonders von dem Verhältniß des trinitarischen Processes zu einer Schöpfung zur Begründung der lutherischen Lehre ausging und wobei mir das sehr zu Statten kam, daß ich alle bedeutendern loci classici im Griechischen auswendig gelernt hatte, besonders auf Anregung der Harleß'schen Ethik.

Den 5. December.

Lieber Bruder!

Mir will das Lied jetzt immer nicht aus dem Sinn: Der Tag, der ist so freudenreich! Es ist ein so einfaches und schönes Wort der Braut, der Gemeinde, an dem Tage ihres Freundes. — Besitzt Einen so ein Wort, so will es sich auch immer anwenden. — Du hast so einen schönen

Geburtstag, mein trauter Karl, der so nah unter dem Lichte jenes freudenreichen Tages liegt, in der Zeit der Sehnsucht und des Adventsverlangens. — Ich denk' heut dies Wort nicht, ohne an dich mitzudenken, mit dem ich eine Freude habe an dem schönen Wundertage, einen Trost an dem Kinde, das heute in unser und zumal in dein und mein Fleisch und Blut sich hüllt, das dein und mein Heiland wird. — Und nicht blos mit dir, mein Bruder, sondern auch an dir schaue ich ja einen Abglanz der Herrlichkeit unseres Herrn Jesu Christi, der uns gewürdigt hat, trotz der Sünde und Unreinheit unseres natürlichen Herzens in uns seine Wohnung zu nehmen und sich in uns abzugestalten. — Darum habe ich auch an dir meine herzliche Freude und dein Tag ist mir ein freudenreicher Tag, denn ich danke dem Herrn Christo für das, was er für dich und an dir gethan hat, um deinet- und um meinetwillen. — Und wie denn dein Tag so bedeutungsvoll Adventstag ist, möge denn der barmherzige Herr seinen Advent an dir erfüllen — und in deinen Advent mit seiner Weihnacht einziehen, möge er uns beide zu Gliedern seines Leibes machen und in seiner Liebe eins werden lassen! Ich wünschte, die Freuden unsers Bruderlebens wären die, daß es ganz und gar unter dem Rufe: Er kommt, er kommt! daläge, daß das unvergängliche Salz unsers schriftlichen und mündlichen Gesprächs wäre, wie unser Auge den Heiland gesehen! — Ich wünschte die Leiden und Sorgen unsers Bruderlebens wären die: Wie soll ich ihn empfangen und wie begegne ich ihm? — Oder sie gingen doch immer und alle auf diesen Grundton zurück. — Laß uns nie an einander zweifeln, weil Christus nicht an uns verzweifeln kann. — Er ist treu, darum sind auch wir treu. — Sind wir in ihm, so kann auch unser Wort nicht brechen. — Wenn wir nicht an das nahe Wunder glauben, dadurch er uns zusammengeführt hat, wenn wir den Herrn nicht sehen in der Alltäglichkeit unsers Lebens, so werden uns die fernen Wunder und seine Erscheinung von weitem nicht näher berühren, als das Nordlicht unsere Atmosphäre oder als irgend ein Stern am Himmel, bei dessen Glanz man ruhig erfrieren kann. — Man pflegt den Ring der Liebe nicht so leicht zu enge zu spannen, das böse Herz mit der Atomistik seiner

Selbstsucht gefällt sich so schon in behaglicher Weite, darum laß ihn uns nicht so weit spannen, daß wir jemals soweit darin gehen, daß unser Blick ja erst angestrengt werden müßte, daß Einer des Andern Gesichtszüge erkenne. — Haben wir eine Sünde, wie ich denn mein selbstsüchtiges und eigennütziges Herz wohl empfinde, und mit Schmerzen empfinde, daß die Buße, die es kreuzigen soll, ihm nicht die Wage halten will, so laß sie uns lieber Einer dem Andern zeigen, damit er an den offenen Born gehe, an dem er sich waschen soll. — Die Liebe braucht so nicht verlegen zu sein um die rechte Zartheit, denn wer ist das mehr, als sie? und fühlt sie selbst irgend einen Mangel, so beruft sie sich auf den Fürsprecher im Andern, der entschuldiget und versöhnet. — Christus der rechte Mittler steh' dafür!

Den 25. Januar 1848.

Geliebter Vater meines Karl!

Sie fanden mich in den Tagen des Herbstes, in denen wir die Freude hatten, Sie hier zu sehen, in einer jener sorgenvollen Stimmungen, die das Christenherz, obschon es in seinem Herrn immerdar getrost und fröhlich sein sollte, oft mehr, als es sollte, beschleichen. — Ich bin nun wenigstens nach dem Gesetz, das in meinem Gemüthe ist, diesem sauren Geiste von Herzen gram und ich danke meinem Herrn Jesu Christ, daß die Seile seiner Gnade, die er um mein Herz geschlungen hat, mich dennoch hinaushoben und meine Füße auf den Fels stellen, der nicht weicht, noch wanket, daß er mich in den Anfechtungen des Fleisches mit dem Trost seiner vollgültigen Versöhnung und mit der Versiegelung seines gnadenreichen Geistes stärket, aufrichtet und bei sich erhält im rechten, einigen Glauben. — Dennoch ist es mir betrübt gewesen, Sie dadurch weniger genossen zu haben, als ich es gewollt, wozu noch andererseits ich Ihr längeres Hierbleiben erst spät erfuhr, und Sie zuletzt vergebens aufsuchte. — Ich will nun nicht sagen, daß mein Herz jetzt so sorgenfrei geworden ist, so um der Schwachheit dieses Herzens willen, als auch, weil ich wirklich und mit Grund

in dieser Zeit mehr denn sonst zu sagen habe, dabei mich doch die helle Sonne Jesu Christi in meiner Arbeit tröstet und erquickt und, auch wo mein Herz aufhört, sie zu fühlen und zu empfinden, nichts desto minder mit ihrer belebenden Kraft bei mir bleibt im Glauben. — Aber der Herr hat mir daneben auch in dieser Zeit besondere Freuden bereitet.

Einmal ist mein Bruder seit fünf Jahren zum ersten Mal wiedergekommen und, wenn ich nicht zu Hause sein kann, so werde ich ihn doch bald hier sehen. — Das andere Mal, und das ist die Hauptfreude, ist meine Schwester, an der mein ganzes Herz hängt, indeß Braut geworden von P. S., von dem Sie wol gehört. Wir sind alle darüber sehr glücklich, zumal, da er sich ganz entschieden dem Predigerberuf gewidmet hat. — Sein erstes Examen hat er auf sehr ausgezeichnete Weise schon im October abgelegt und jetzt auch wol schon das zweite. — Es ist möglich, daß der Herr bei dem Mangel an Candidaten ihn bald ins Amt beruft; wenigstens predigt er fleißig lettisch und deutsch. Ich dürfte seine schönen, natürlichen Gaben rühmen, wenn nicht Alles für Schaden zu achten wäre gegen die Erkenntniß Christi. — Darum will ich denn nur auch das hervorheben, daß Christus sein Herz durch gute und böse Tage zu sich gezogen und in Besitz genommen hat und wir uns des Grundes freuen, auf dem wir gemeinsam gründen. Ich weiß, daß Sie nach der Liebe, mit der Sie auch unsere Familie in Ihr Herz aufgenommen, auch an diesem Ereigniß freundlich Theil nehmen werden. — Schon längere Zeit drängte es mich, dies Ihnen zu schreiben, und was mich hinhielt, war nur, daß ich täglich auf einige Zeilen von Ihrem Karl wartete, von dem ich, außer der indirecten Nachricht durch den Brief, den Sie mir bei Ihrem Hiersein freundlich mittheilten, seit dem Ende Sommer keine Nachricht habe. — Ich bin aber gewiß, daß der Herr ihn behütet haben wird und es keinen üblen Grund hat, weil ich weiß, unter dem Schatten welcher Flügel er reist.

Den 28. Juli.

Lieber Karl!

Ich weiß nicht, ob dein Brief — nun schon aus dem gelobten Lande unseres Volkes, unserer Wissenschaft, unserer Kirche — die Sehnsucht nach dir mehr aufregte oder stillete; dies, weil dein Schweigen mich sehnsuchtsvoll gemacht und dein Brief mir deine lieben Züge nicht etwa ins Gedächtniß rief, aber belebte und in der Frische lebendiger Gegenwart vorstellte — jenes, weil dies Bild den geheimen Zug meiner Liebe in den offenen Wunsch, dich wiederzusehen und zu haben, verwandelte. Ich dachte nicht einmal so sehr an die Schöne deines Deutschlands oder an die Wunder des Südlands, dem du entgegenfährst und das meine Phantasie mit besonderer Liebe schmückt, als an dich; — oder, wenn ich auch daran dachte, mit dir in Deutschland, oder in der Schweiz oder in dem Zauberlande Italien zu wallfahrten. Aber Italien, mein schönes Italien, werde ich, wenn ich es seh', wol nur wie Moses vom Nebo sein Kanaan, sehen, nur des Tabors mich tröstend, der Moses' Sehnsucht stillte, nämlich damit, daß ein Italien mit einer schönern Sonne und einem schönern Himmel doch noch dem Christenpilger bevorsteht. — Deutschland liegt in dem Kreise meiner Hoffnung, aber nur in der dunklen Bläue des schönen Horizonts, den die verwegene Hoffnung hinter allen Morästen und langweiligen Einöden armer Wirklichkeit festhält, und den die Phantasie, die unsere Freiheit an der Zukunft bethätigt und die Elasticität unserer Seele an dem Druck empirischer Zustände offenbaret, so reich malt, wie einst die Kirche in ihrer armen und doch enthusiastischen Jugend ihren Chiliasmus sich malte. — Aber das ist alles Zukunft. — Gott aber, der dich mit seinem kräftigen Segen und seiner trostreichen Nähe geleite, schmücke deine Gegenwart immerdar schöner, und erfülle dir wenigstens deine Hoffnungen, deine Wünsche, dich lieblich und geistig und geistlich befriedigend! — Mit wie viel Interesse ich mit dir im Rauhen Hause und in Berlin und bei allen deinen Bekannten war, kannst du dir denken. — Komme ich ins Ausland, so ist es meine bestimmte Absicht, die großen Werkstätten des Geistes Gottes in den lebendigen protestantischen Gemeinden Würtem-

bergs und der Rheinlande, und die Liebesanstalten unserer protestantischen Kirche im Rauhen Hause und in Kaiserswerth und bei Goßner und in den Missionen, wo sich die Lebendigkeit ihres Glaubens beweist, wie die Quellen, die der Erde entsprudeln, ihre innere Fruchtbarkeit erweisen, nur recht nahe zu betrachten. — Ich halte dafür, trotz Thiersch, daß das Leben der Christenheit im Verhältniß zu den apostolischen Gemeinden, sei es auch in der Anfechtung der letzten Zeit bis nahe zum Falle geschwächt, doch, weil der geistliche Leib der Kirche im Straucheln doch nicht fallen, noch auch selbst nur in seinem Gange stille stehen kann, ein innerlich Fortgeschrittenes ist, nicht nur durch die Entwicklungsstufe der Lehr- und Lebensansichten und seine Einbürgerung in die Weltverhältnisse, sondern auch, weil es durch die natürliche Geistesentwicklung, die sich immer tiefer in sich selbst vermittelt, getragen in den Anfechtungen der an ihre Momente sich anknüpfenden Versuchung, den ganzen Weg geistlicher Erfahrung seitdem durchgemacht und dadurch innerlich gestählt ist. — Wenn ich dies auf die ganze Christenheit beziehe, so weit in ihr die katholische Kirche, das ist die Gemeinde der Heiligen, reicht, so halte ich allerdings die lutherische Gemeinde dieser katholischen Kirche für die im Glauben entwickeltste, und darum — nicht in ihrer großen empirischen Gemeinschaft, sondern in ihrem Wesen, dem Gemeindekern — auch im Leben für die innerlich gestählteste und wider den Versucher gewaffnetste Gemeinde.

Den 8. October.

Lieber Karl!

Da es denn einmal nicht Genuß der Gegenwart und gemeinsamer Anschauung sein kann, so danke ich dir wenigstens für das Spiegelbild, das du mir darbietest. — Du weißt, wie mich eben so sehr die kirchlichen Zustände, die du dort abrißlich, vergleichungsweise, zusammenstellst, als die lebendigen Gestalten interessiren, die du mir zeichnest. — So war es mit dem — deines letzten Briefes. Du führst dort so in die Person ein, daß daraus die Gedichte, die

eben bei ihm Kraterauswurf und mehr Schlüssel für das Innere dieser Person, als zum Allgemeingut abgeklärt zu sein scheinen, deutlich wurden und deutlich machten. — Zuviel im Vorhof des Christenthums fand ich sie, ist doch dieses nicht Sehnsucht erregend, sondern Sehnsucht stillend und überwindend. — Nur wo es, wie im Mittelalter oder auch zu andern Zeiten der Kirche sich dem innersten Geist entfremdet, da kehrt es durch ein Stadium der Sehnsucht und des Ideals zu ihm zurück. Dann kommt erst das Einigwerden im Geist auf Grund der geglaubten Versöhnung, das Heimischwerden in den Gnaden Christi, und endlich die Ausrüstung wider die Anfechtung, der kräftige Trost in Wort und Sacrament. Da wird die Tiefe auch gefestigt, da werden die Seile und Ankertaue, mit welchen die Liebe aus Liebe sich uns selber bindet, geknüpft, da beginnt das Leben, das Himmel und Hölle Trotz bieten kann, nicht in der Liebe des Menschen, die schwach und versuchlich und viel versucht bleibt, aber in der Liebe des Herrn, die da fest wie der Tod ist und stark wie die Hölle. Möge dein Wunsch, daß das Herz ihm fest werde, durch Gnade sich an ihm bald erfüllen!

Von großem Interesse waren mir dann die kirchlichen Zustände, die du von dogmatischem, nicht historischem Gesichtspunkte aus mir schilderteſt. — Eine Bemerkung, die du darüber machst, theile ich von ganzem Herzen, sie drängte sich mir ganz überwältigend bei der Lesung des Protocolls der Generalsynode auf, das ist das Beherrschtsein von dem augenblicklichen Interesse einmal vorhandener Zustände, welches einerseits in unwahrer Klugheit, andererseits in falscher Liebe, von dem heiligen Ernste unbedingter Wahrheitsliebe, unabwendbaren Strebens, unverrücklicher Treue im Glauben und Bekennen abdingt, abwendet und abringt. — Die Achtung vor menschlicher Ueberzeugung, dies Ideal unserer gewissenlosen Zeit, diese Hydra, gegen die ich hier in der Burschenwelt mit Zorn und Feuer kämpfe, diese unbewußte, abgrundverhüllende Nachwirkung und wiederum Vorauswirkung des Pantheismus, dem die Zeit als ihrem Versucher unterliegt, feiert darin ihre Selbstironie, daß sie es zu keiner tiefen Ueberzeugung in dem Eigenen kommen läßt, eben aus Achtung vor der Ueberzeugung des Andern. — Denn keine

Ueberzeugung ist tief, die nicht mit der einfachen ausschließenden Wahrheit auf Leben und Sterben zusammengeht, über die nicht Gott von seinem Wort aus durch das Gewissen ein dauerndes Amen spricht. — Ueberzeugung ist im Fürsichsein das, was diese Person und die Wahrheit mit einander gemeinsam haben, darum unbedingt ausschließend; sie aber, die an keine Wahrheit glauben, welche in herrlicher Selbstständigkeit und Selbstoffenbarung den Personen gegenübertritt und ihre Ueberzeugung zu begründen das Recht hat, sondern, um der lieben Person willen, ihre Heiligkeit schmälern und ihr ungetrübtes Recht beeinträchtigen, kommen auch zu keiner in sich heiligen und sich heilig wissenden Ueberzeugung. — Denn statt zu wissen, dünkt es sie nur, αὐτοὶ τὸ δοκεῖν ὄντες, nach des alten Patriarchen Ignatius Wort, diese Doketen nicht an Christi Person, sondern am Glauben und an der Gnadenstandsgewißheit. — Es dünkt sie immerfort, endlich selbst zu glauben und ihres Gnadenstandes gewiß zu sein. — Denn das ist es am Ende doch mit dem praktischen Christenthum, das auf einen ungewissen Vordersatz einen gewissen Nachsatz glaubt folgen lassen zu können — das nicht seinen Grund gefestigt hat, bis er Felsen geworden ist oder lieber gleich auf den Felsen gebaut hat, das nicht in das starke Gefäß eines für sich gewissen und darum ausschließenden Glaubens die Fülle der Gnadengüter thut. — Wendet der gewisse Glaube, der nackt ausgeht auf das klare Wort, sich, gleich dem segnenden Thau, der zur Erde wiederkehrt, als vergewissernder Trost sich auf die Person zurück, so erhält auch die Wissenschaft des ausschließenden Glaubens zu ihrer Versiegelung die feste charaktervolle Freude befriedigender Gewißheit, aber eine Wissenschaft, die einer ihr widersprechenden gleiches Recht gibt, kann von Rechtswegen weder Gewißheit, noch Befriedigung, noch Freude bringen. Mit den festen Grundlagen des Geistes werden auch dem Gemüth seine schönsten und begehrtesten Güter entzogen.

Das halte ich für einen Hoffnungsanker von guter Verheißung, an dem das Strebeschifflein sich wider den Zeitsturm hält, daß ... an eine ausschließende Wahrheit glaubt und sie sucht, und damit hat er einen weit anderen Standpunkt als die ganze Subjectivitätstheologie. — Daß er nun

nicht den lutherischen Glauben für diesen ausschließenden hält, das will ich mir hoffend in ein „Noch nicht, aber einst" übersetzen — denn nicht vergebens ruht er auf einer tausendjährigen Sünden- und Gnadenerfahrung, in die eben der scharf Suchende und Strebende nicht auf einmal versetzt werden kann, sondern, in die er sich durcharbeiten muß. — Denn so wenig ist diese Theologie eine — Subjectivität und subjective Entwicklung ausschließende, daß ich vielmehr die ganze Dogmengeschichte weit mehr auf dies Gebiet gerückt sehen möchte, aus der Erfahrung des geistlich befestigten Wiedergebornen herausconstruirt (nicht eine theologia irregenitorum, sondern eben aller regenitorum), nur so, daß, weil der persönliche Geist als sittlicher und religiöser kein anderer ist, als der denkende, er auch diese Entwicklung nicht abgetrennt nähme von der Denkentwicklung, als der natürlichen geistlichen Basis, so daß, trotz dem, daß die Entwicklung der christlichen Erfahrung, statt Vermittlung des Gegensätzlichen, Ueberwindung des in Gegensätze Auseinandertretenden hat, doch diese Entwicklung mit der natürlichen Geistesentwicklung nicht erst künstlich in Uebereinstimmung gesetzt werden muß, sondern sich nur als mit ihr untrennbar verbunden und wohl zusammenstimmend, weil durchweg auf ihrem Grunde ruhend, zu erweisen hat. — Und doch das Alles nicht aprioriſch, weil es in demüthiger Selbstbescheidung, Wissenschaft eines noch unvollkommen geheiligten Subjects zu sein, sich unter die Zucht der Thatsachen, wie sie empirisch gesichert sind, stellt und diese heilig hält und sogleich aposteriorisch wird. — Zwischen Bauer und Neander, die den beiden Tonnen an der Seite des Schiffes gleichen, die es im Fahrwasser erhalten sollen, baut sich in ursprünglicher Selbstständigkeit die kirchliche Geschichtsschreibung, die in der Entwicklung das tiefe, innere Leben und in dem innern Leben die dialektische Entwicklung nicht vergißt, aber sie weiß sich nicht als solche Entwicklung, wie ein Thiersch sie will, die, weil sie den Anfang ins Uebermenschliche schraubt, in der Mitte nur Abfall sieht, und darum am Ende, mit Verleugnung der großen Zeitwahrheit, im Pantheismus auf ein neues Uebermenschliche schaut. (Ich meine hier das Supra in seinem krankhaften Sinn.) Denn sie geht durch Demüthigung und Erhebung, durch

Buße und Trost, doch einen festen, innerlich gewissen Gang hinan — das Geistige, was sie sich erwarb, oft in eigner Sünde unter dem Kreuz als Erfahrungsgut sich zu eigen nehmend und damit ihr Fleisch und Blut nährend. Darum haßt sie denn auch nichts mehr, als die Foderung, ihre wahre gottgewollte Entwicklung, durch die sie unter schwerer geistlicher Arbeit und reichen Gnadenerfahrungen zur Altersfülle Christi reift, nur für eine bloße Scheinentwicklung, oder etwas Zufälliges, Accidentelles, Ungewisses, Aufgebbares, Veränderliches halten zu sollen. Es ist ihr gewiß, wie das eigne Leben, das eben darinnen erst wirklich ist — darum kann sie nicht bei den Kinderschuhen, bei dem Symbolum apostolicum stehen bleiben, nicht vergebens trieb sie der Geist Gottes in ihrer Pilgrimschaft, leitete sie, ward ihr Stecken und Stab, der sie tröstet im dunkeln Thal, als damit sie ein Tüchtiges vorgeschritten sei dem Ziel entgegen. — Zwar, weil eine Person nie reiner Geist ist, sondern auch Seele, die immer in der Unmittelbarkeit bleibt, obwol auch darin vom Geist wenigstens in Lebensreiz und Lebensempfindung bestimmt, hat auch die Kirche in ihrem Geistesfortschritt, immer auch die Seele an sich in solchen, die nicht über das Bekenntniß erster Unmittelbarkeit hinausgehen, die vielen Einfältigen, doch auch hier mit einem andern Verständniß und anderer Lebensanwendung, als in den ersten Jahrhunderten, um des Geistes willen, den sie in ihrem Naturzustande doch mitwandelt und mitbildet. — Aber so weit ihre Glieder über die Lebensunmittelbarkeit solchen physischen Lebens hinausgehen, so weit müssen sie auch derselben Entwicklung, in der sie ganz in tausendfältiger Individualität, aber in Einigkeit dessen, was an ihr der Persönlichkeit angehört, folgen, oft freilich um der εὐπερίστατος ἁμαρτία willen, nicht blos dem Verstande nach irrend, sondern auch dem Willen nach sich ihr entfremdend, abfallend erst dann und damit unkirchlich werdend, wenn die Willensentfremdung zur Unbußfertigkeit und Gleichgültigkeit oder zu feindseligem Widerstreben sich verhärtet. — Freilich nicht blos das Folgen gehört dem Einzelnen, sondern auch das Fortbauen, einmal weil, wenn Alles bis auf das letzte Haar an der Lehre richtig wäre, der Bau doch um der unerschöpflichen Tiefe gottmenschlichen Wissens und Lebens

willen Fortbau fodert bis zur versiegelnden Erscheinung Jesu Christi, und zwar auch der in dialektischer Weise nie ohne natürliche Einseitigkeit und Vermittlung der dadurch entstandenen Gegensätze, dann aber auch berichtigend und Widerspruch versöhnend, weil eine wiedergeborne Erkenntniß ohne einigen Irrthum etwas nun einmal nicht Vorkommendes ist. — Denn auch die lutherische Kirche bedarf solcher Berichtigung — nur kann sie darum doch die ausschließende Wahrheit sein, wie Johannes vom Wiedergebornen sagen kann, er habe keine Sünde, und das nicht ausschließt, daß er doch eine das tiefste Wesen der Sache nicht blos im Allgemeinen, sondern auch in dem Besonderen und Einzelnen dieses Allgemeinen nicht beeinträchtigende Sünde nebenbei hat.

Den 25. Januar 1848.

Ich habe zwar bis zuletzt Anfragen zu Pastoraten gehabt — und ich kann nicht leugnen, das Fleisch, das vor der langen Klippenbahn, die starke Glaubenssegel verlangt, Scheu trägt, hat mir wol zugeredet, zuzusagen, zum Theil auch die Liebe zum Amt, denn wenn ich so meinen lettischen Gottesdienst hielt, die herrliche Liturgie, oder wenn ich deutsch predigte, empfand ich den Vorschmack von der Klarheit dieses Amtes des neuen Bundes, das aber, wie ich gewiß bin, sein Wesen erst in jenem Weiden der Lämmer Christi, in jener persönlichen Sorge um die kranken und bekümmerten Glieder seines Leibes, in dem Spenden der Gnade an die trostbedürftigen Seelen hin und her hat, das ich bis jetzt noch nicht so kennen gelernt habe. — Aber ich weiß es zu klar, daß mein innerer und mein äußerer Beruf mich zunächst nicht diesem Amte, sondern einer andern Laufbahn zuführt, als daß ich jetzt daran denken dürfte. — Obschon ich dem Herrn damit kein Gesetz machen will. — Ich kann es nur ihm befehlen.

Erst seit Mitte December (wo auch mein praktisches Jahr geendet hat) habe ich Ruhe und bin etwas zur zusammenhängenden Arbeit gekommen, da habe ich aber gesehen, daß Alles das, was ich gesammelt habe, für eine

zusammenhängende Darstellung des Tertullianischen Lehrsystems sich von mir nicht brauchen läßt, weil ich es nicht ohne die Voruntersuchuug über die Entwicklungsgeschichte Tertullian's geben könnte, diese aber so lang wird, daß ich mehr zu einer Dissertation nicht nehmen kann. So bewege ich mich denn auf einem Gebiet, das ich einmal in meinen Auszügen gar nicht beachtet habe, so daß ich fast alle 40 Schriften des Tertullian wieder von neuem jetzt durchlese, das mir das andere Mal minder zusteht, weil es statt dogmengeschichtlich zu sein, rein innere Kritik ist. — Während man sonst nämlich die Schriften Tertullian's nur nach dem Eintheilungsschema: Montanistisch und Nichtmontanistisch theilte, so Neander im „Antignosticus, Geist des Tertullian's", suche ich aus Gründen innerer Kritik durch Vergleichung der Schriften ihre Aufeinanderfolge so zu ordnen, daß sich mir daraus die innere Geistesgeschichte Tertullian's, damit auch der Fortgang seiner Lehrentwicklung ergibt. — Ich stehe jetzt erst am Ende der ersten der drei Lebensperioden, der vormontanistisch-apologetischen, und habe noch die zwei anderen vor mir, da habe ich allerdings auf jedes einzelne Buch außer dem Apologeticus wieder eingehen und daran näher bestimmen müssen. — Da ich nun Anfang März damit fertig sein möchte, um noch fünf bis sechs Wochen zum Examen zu arbeiten, und es der Störungen so manche gibt, so werde ich es wol kaum nach Wunsch ausarbeiten können. — Nach Hause habe ich unter diesen Verhältnissen nicht reisen können, mein Bruder besucht mich hier, und im Mai sehe ich das Brautpaar, und im Sommer, mein trauter Karl, hoffe ich dich wieder nach so langer Entbehrung haben und genießen zu können. — Wo finden wir uns?

Juli.

Mein trauter Karl!

Ich hoffe, deine Brieftaube vom Norden her, die dich, wo du auch nur weilen magst, unter den Rebengeländen Campaniens oder an den eisblauen Gletschern Helvetiens so wohl zu finden weiß, wird ihren Flug dadurch nicht ge-

hemmt finden, wenn sie auf eine ihrer Schwingen dies Blättchen nimmt, das dir die Grüße meiner Liebe bestellen soll. — Wenigstens das weiß ich, daß die freundliche Liebe, welche dir die Taube entsendet, ihm gerne ein Plätzchen anweist, und ich hoffe, auch du wirst es darum nicht anders hinnehmen, weil es mit einer Botschaft vom Vater- und Mutterherzen die Reise gemacht hat und es eine andere noch von meiner Mama begleitet, und darum, allen diesen Platz zu machen, ganz bescheidentlich an der Thüre stehen bleibt, bis es gerufen wird; — dann aber weiß es ja auch das Seine zu reden und dir von einer Liebe zu sagen, die, wenn auch nur im Gefolge von Vater- und Mutterliebe, dich dennoch nicht minder treu auf deinen Fahrten begleitet, mit dir sorget, mit dir fühlt, mit dir deine Freuden genießt. — Habe ich lange geschwiegen, mein Karl, so war nur der lange, lockende Irrweg meiner Arbeit am Tertullian schuld, der, immer ein Ende verheißend, sich dennoch endlos hinwand. So hoffte ich jeden Tag endigen und an dich schreiben zu können, und es ist mir dennoch erst hier, im Vaterhause, möglich geworden, wo ich von vielen Monaten ermüdender Arbeit endlich zur Ruhe gekommen bin. — Wol lösen sich mir nur zu merklich die angespannten Stränge an Leib und Seele, auch diesen Zeilen wirst du vielleicht etwas von dieser Ermüdung abfühlen. — Allein dazu bin ich dennoch nicht zu müde, im Geist zu dir hinüberzuschweben, mich unter die Vorzeitslast, in die Gegenwartsfülle, vor die Zukunftsschöne deines geliebten Italiens, deines geliebtesten Roms bewundernd, genießend, ahnend hinzustellen, mit dir auf den Golf von Neapel, Angesichts des Vesuvs, Angesichts der noch größeren Wandlungen der Menschheitsgeschichte mich in gedankenvoller Ruhe zu wiegen und dann mit Vertrauen auf Den, der auch durch diese Revolutionen das Herz der Völker umfaßt und seinem gekreuzigten Sohn entgegenzieht, die Riesenberge der Völkerscheide hinanzuklimmen. — Sage mir einmal, lieber Karl, du, der du mitten in dem Treiben und Wirren der Zeit stehst, erscheint dir der ganze Uebergang, die Rasche des Fortschritts so natürlich, so organisch, oder scheint dir nicht die höhere Hand unseres Gottes gewaltig zeitigend, sichtend, eingegriffen zu haben? Erkennst du nicht an dem immer raschern Wachs-

thum der Geschichte, mag es auch aus dem dialektischen Gange der Entwicklung, aus der Reibung der Gegensätze verständlich sein, das sommerliche Sprießen der Blätter am Feigenbaum, auf das der Herr seine Jünger, als Wahrzeichen der nahenden letzten Zeit zu achten gelehrt hat? Auch eine höhere Entfesselung des geistig Bösen, auch eine höhere Bedrängniß der Kirche, wirst du gewiß von diesen weiteren Entwickelungsstufen erwarten. — Die Verbindung von Staat und Kirche tritt aus der Ferne, wie sie seit Konstantin's Zeiten bestanden haben, um in die Tiefe der Entzweiung einzugehen, eine bedrohliche, wahrhaft bedrohliche Entzweiung, wenn nicht auch hier das Wort der Verheißung bestände, in welchem uns die endliche Alleinigung in Gott, der rechte Pantheismus, verbürgt ist. — Das Christenthum ist Welt und Völkerreligion geworden, die nicht ganz seinem freien, geistigen Wesen entsprach. — Es hat sich damit eine Nemesis bereitet, es hat sie sich bereitet durch Kräfte des Bösen, die nicht nur aufs Neue entstanden, sondern auch von Alters her noch unüberwunden in den Herzen der Völker ruhten. — Wann hat Italien, wann hat Spanien, wann Frankreich im Ganzen und Großen rechtes Christenthum gehabt? Eine große, jedem Volke eigenthümliche Völkerschuld kommt hinzu, eine Verspielung der einem jeden unter ihnen ertheilten Charismen. — Der Geist Gottes hat das Seine gethan überall, nicht so die Menschen. — Es scheint, daß sich die Welt, daß sich die Völker, wenigstens die, welche keine Reformation, oder doch keine wahrhafte Reformation gehabt haben, noch einmal von der Kirche trennen wollen, um dann in die Höhe des Gegensatzes einzutreten oder in die ganze Tiefe der Sehnsucht nach der unerläßlichen Bedingung des Heiles, dem Glauben an den Versöhner. — Wie gerne schickte ich dir meine nun vollendete Magisterdissertation über Tertullian's Leben und Schriften zu, so muß es bleiben, bis du, ich denke bald, kommst. Sie ist sehr stark geworden, neun überaus engedruckte Bogen. — Ich habe jedoch nur, was neu und mir eigenthümlich ist, aufgenommen und die bisher vorhandenen Schriften dabei vorausgesetzt. Dennoch bin ich der Wahrheit meiner Construction gewiß. Darum ist es mir nicht um der Hauptsachen, sondern nur um der zahllosen Kleinig-

keiten willen unangenehm, wenn Busch mich zwang, nicht vor den Ferien zu disputiren und meine Arbeit statt acht Tage ein Vierteljahr in den Händen meiner Opponenten zu lassen. Das Examen ist natürlich abgemacht, ich behielt nur vierzehn Tage zur Arbeit und so haben mich die Professoren mehr nach dem Gesammtmaßstabe taxirt, wenn sie mir diesmal fast ausnahmslos ein Urtheil gegeben haben, was mir wenigstens um des Conseils und meiner spätern Wahl willen sehr willkommen sein muß. Meine Predigten habe ich sehr schüchtern nur auf viele Auffoderungen gegeben, dann aber auch gegeben, wie sie sind, ohne Umarbeitung, mit allen Mängeln. Sie seien Gott befohlen! H. gibt jetzt auch die seinigen heraus, beide Sammlungen ergänzen sich. Nun, mein lieber Karl, Gott befohlen! Nicht ich, aber das Papier will schließen. Voll treuer Bruderliebe dein Karl.

An seine Freunde W. F., A. D. und G. G.

Dienstag, den 31. Juli.

Liebster Wilhelm!

Ich habe deinen Brief kaum bekommen, so drängt es mich auch, dir zu schreiben, denn mein Herz ist voll gegen dich. — Es betrübt mich so von Herzen, daß ich immer noch so schwermüthig und leidend dich wissen muß, hatte ich doch bis jetzt die fröhliche Hoffnung, dich bald, aus den Wellen des Meeres wiedergeboren, als aus einem rechten heilsamen Taufwasser deines Leibes und damit auch deines Geistes, jung und frisch wieder zu erblicken. — Aber habe ich denn so wenig gelernt? — Wie alle Geschichte, so der Menschheit, als des Menschen, je älter sie wird, je mehr Vergangenheit sie vorfindet, desto allmäliger ihren Entwicklungsgang geht, durch ein Ebben und Fluten aber dennoch, ja dennoch einen göttlichen Fortschritt macht, so geht's in Allem mit dem Gang des Kreuzes, und darum gilt auch hier vor Allem das: Dennoch einen göttlichen Fortschritt. — Ich dachte an ein tröstendes Wort, was kann ich aber für ein besseres finden, als die einfache Bezeichnung der Sache, wie sie die Sprache des Christenthums, dennoch einen unendlich reichen Gedankenkeim in sich, uns darbietet? Kreuz, Holz des Fluchs, nun aber des Segens, schwer, daß ein Christus darunter zusammensinkt, leicht, wie sein Joch sanft und seine Last leicht ist, das Strafe scheint, aber Gnade ist, That des Zorns und dennoch der unaussprechlichen Liebe, in deren ungemessenen Grund aller Zorn versinken muß, Spruch des Gerichts — nun aber nicht

des, das verdammt, sondern des, das da lossprícht. — In der Welt hat jene Bedeutung nicht blos als nominelle, sondern auch als reale, noch nicht aufgehört; ihr und denen, die in ihr sind, in ihren Lebensansichten leben und weben, ist's noch Gericht, Zorn, Verdammniß, uns aber, die wir in Christo sind, wahrhaftige Glieder seines Leibes, uns ist es nun so leicht, bei aller Schwere, so segensreich bei allem Gericht geworden. — Allerdings können wir uns ja nicht mit jenen stoischen Luftballonsphilosophen, die so leicht sind, weil sie inwendig so hohl sind, uns in die freie Leere, die unmenschliche Sphäre einer kalten Lebensweisheit erheben, und wir haben keine Macht, bei unsern Schmerzen zu lachen; aber solches Fortfliegen haben wir auch nicht nöthig, noch verlangt Gott von uns eine solche Erhebung auf den wächsernen Icarusflügeln unserer eignen Kraft, sondern Gott ist uns ein Gott auf Erden, im Fleisch, kein Gott mehr allein, sondern ein Gottmensch um uns, bei uns, ja in uns, innig nahe, nicht leidensunkundig, mitleidsunfähig, sondern der unsere Schmerzen gelitten und dadurch uns ein barmherziger Hoheprieſter geworden ist, dem wir nur zu sagen brauchen, was uns fehlt, so betrübt er sich mit uns. — Ist schon das Wort älterlicher oder geschwisterlicher Liebe so tröstend, daß das Kind im Mutterschooße nicht mehr weinen kann, sondern in ihrer Liebe selig des Schmerzes vergißt und lächelt, wie unendlich tröstender noch ist es, im Schoos der persönlichen Liebe, des mitleidigen, barmherzigen, hohenpriesterlichen Freundes, der uns mehr ist, als Vater und Bruder, als Mutter und Schwester, in dem nicht nur alle Fülle der Liebe, sondern auch des Friedens und aller Seligkeit ist, an der Brust Jesu Christi zu liegen! — Nur keinen Schmerz geheim halten, nur keine Sünde verbergen! Das thun wir ja nur, wo wir diese den Andern fremde glauben; er aber hat alle Schmerzen und alle Sünden getragen, der Mann der Schmerzen, der alleinige Sünder, ihm sind sie Alle vertraut. — Wenn man das bedenkt, muß Einem das Herz wol aufgehen gegen diesen Geliebten. — Noch eins: rechte Freundschaft ist da nicht, wo man von dem Freunde sich nur Wohlthaten, Gnaden denkt, wo man selbst gar keine Rechte hat. — Sind wir nun Christi Freunde, so haben wir auch Rechte und er hat Pflichten

gegen uns. — Wenn wir nun unsere Rechte behaupten, so muß er nach ihnen thun. Diese Rechte, die uns in den Verheißungen der Schrift gegeben sind, als einem durch den Geist geschriebenen und versiegelten Documente, an dem kein Jurist etwas aussetzen kann, und die wir als unsere theuersten Privilegien gut im Kopf haben, ja auswendig wissen sollen, um immer unsere Sache führen zu können, diese Rechte sind aber nicht blos für geistige und geistliche Dinge. — So ein bloßer Geistesheiland taugt für uns gar nicht, so gewiß wir Menschen ganz und gar nicht bloße Geister sind, sondern sie gehen auch auf alles Leibliche. — Wir müssen nur aller Schande den Kopf abbeißen und so unverschämt betteln, wie die arme Frau beim ungerechten Richter in der Parabel. — Kommen wir auch in der Nacht, Gott muß auf, scheint er auch noch zu schlafen, und uns helfen, wenn das: „Du hast gesagt!" oder: „Du hast verheißen!" ihm mit aller Keckheit vorgehalten wird. — Wir müssen mit Luther dem lieben Herr Gott den Sack vor die Thür werfen und ihm die Ohren mit allen seinen Promissionibus reiben, bis er wol helfen muß. — Laß uns Redner unserer Freiheit, unserer heiligen Rechte, d. h. aber auch rechte Gebetsmenschen und hingebende Freunde Jesu Christi werden! — Dich ermahne ich noch mit bittender Liebe, nicht der Wollust des steten Sinnens über dein Leiden dich hinzugeben, ich kenne vielleicht mehr als ein Anderer diese sündliche Lust, sondern als ein Mann Gottes, ein rechter Israel, in fremder Kraft dagegen anzukämpfen, sieghoffend, selbst wenn du besiegt wirst, und mit Gewalt andere Gedanken zu suchen. — Diese zerstören besonders Leib und Seele. — Nun, mein Bruder, verzeih' mir mein Predigen, aber es kommt aus warmem Herzen. — — — Körperlich bin ich, wie immer. — Der Krankheitsstoff, durch vieles Spazierengehen und Baden nur mühsam unterdrückt, untergräbt mich mit seinen heimlichen Minen. — Ich wünsche mir nur zu sagen: Gott sei Dank für Alles durch Jesum Christum! — Ich bin ein schändlich schlechter Heiliger, aber ich erhalte täglich den Rock der Gerechtigkeit, die eine fremde ist.

Den 12. Februar 1848.

Mein herzlich geliebter Wilhelm!

Mein ganzes Herz treibt mich in diesen Morgenstunden, dich an deinem Freudentage zu begrüßen und dir um den Hals zu fallen. Es schaut deine Person an und freut sich derselben und gedenkt aller Lieb' und Treue, die es von ihr erfahren, und hat einen vollen Wunschbeutel mit, den es gern auskramen möchte. — Aber es ist gefangen, es ist in Banden — nämlich der conventionellen Sitte; komme ich zu dir, so würde das alle Die, zu denen ich vorher nicht gekommen, zu denen ich nachher nicht kommen kann, wenn ich nicht alle Vormittage hingeben will, verletzen. — Darum hat es keinen andern Gesandten — als dies nüchterne Stück Papier. Das ist nicht dieser Königin unterthan. Und ich tröste mich — meine kleine Gabe, die ich dir bringen möchte, die ersten meiner Predigten, dir zum Andenken, können auch nicht in Person, nur auf dem Papier erscheinen. — Liebster Wilhelm, wenn du um 4 Uhr Zeit hast, so kann ich erscheinen. Nimm nun diesen hinkenden Boten, der Mosis Zunge aber Jonathan's Herz hat, mit Liebe und Nachsicht auf. Immer dein Karl.

Den 3. Juli 1847.

Liebster Wilhelm!

Gott segne dich und behüte dich! Und zumal sein Friede komme über dich, denn an dem liegt es, an diesem Frieden, der wie ein Regenbogen über den Stürmen unseres unruhvollen Herzens, über den Wogen unserer Zweifel, über den dunkeln Gewittern unseres Lebens aufgerichtet steht, die Bundestreue Gottes uns bezeugend! Ich dachte früher, dieser Friede wäre nur dann da, wenn unser Herz ganz ruhig sei, wenn unser natürliches Gemüthsleben sich im Sonnenschein spiegele und seines Wohlseins genieße, da wurde ich tief betrübt, denn täglich verlor ich den Frieden meines Gottes und konnte ihn nicht wiederfinden, denn die Süßigkeit des Evangeliums verging mir im Munde vor der Bitterkeit meiner gallengleichen Sünde, und die Ruhe

in Gott, die ich im Gefühl genoß, wurde mir geraubt, ich blickte um mich und sah keinen Anhalt, keinen Frieden. — Aber nun, da ich weiß, daß dieser Friede höher steht, denn alle Vernunft, nun halte ich es auch fest, daß die Zweifel und Unruhe meiner Vernunft, das Wogen und Wallen meines ungeheiligten Herzens mir diesen Frieden noch nicht nehmen kann. — Ich schaue durch den Glauben Jesum an, in seinem Blute, ich schaue das Kreuz an, daran das Opfer einmal vollbracht ist, ich weiß, so gewiß diese Thatsache, weil sie nun einmal geschehen ist, nicht mehr umgestoßen werden kann, nicht von Menschen, nicht von der Welt, nicht vom Teufel, nicht von der Hölle, nicht von aller Creatur, ja von Gott selber nicht, und so gewiß mir dies mitgetheilt ist, in meiner Taufe, das ist auch in einer Thatsache, die Niemand außer mir und Nichts in mir, keine Sorge und kein Zweifel, keine hochmüthige Vernunft und keine falsche Demuth mehr umwerfen kann, so gewiß ist mir dieser Friedensbogen von Gott aufgerichtet, so gewiß ist Alles, was zu meinem Frieden dient, wahrhaftig mein, ich brauche es nicht erst mühvoll zu erarbeiten und zu erringen, zu erjagen und zu erhaschen, sondern ich brauche mich nur dessen, nur meines Besitzes und Eigenthums zu getrösten. — Blicke nur nicht deine Wunden an, sondern allein das erhöhte Schlangenbild! Wo du dich ansiehst, statt Jesum Christ, da mußt du sterben, blicke nur nicht auf deine Treue, denn sonst hast du nicht Thränen genug im Kopf, aber auf des Herrn Treue, der nicht nach Willkür Gnade gibt, sondern der sich dir gebunden hat in seiner Verheißung in deiner Taufe, so daß du ihn selbst, wenn es möglich wäre, daß er nicht mehr wollte, noch festhalten könntest, daß er dir gewähren müßte. — Ich habe jetzt täglich Gelegenheit, meine Sünde und die schreckliche Schwachheit meines Fleisches fast nach allen Richtungen hin zu erfahren. — Ich werde oft schon ganz unwillig, daß ich nicht mehr an die Arbeit gehen will. Dennoch nöthigt mich das Wort des Herrn, daß ich sagen muß: Ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts ausgerichtet, aber auf dein Wort hin, lieber Herr, will ich es jetzt noch einmal versuchen. — Der Herr helfe mir zum rechten Ernst, so weiß ich, daß sein Wort die Welt und auch mein Fleisch überwinden muß. —

Besonders oft erfahre ich es, wie mitten im Rühmen und Loben der Gnade ich ohne weitern Widerstand dem Fleisch gehorsame. — Das weist mich auf das Nüchternsein und Wachen hin, unser Herz ist ein schlechter Beter und gleicht gewöhnlich den thörichten Jungfrauen.

Dann noch eins, lieber Wilhelm. Arbeite immer nicht zu lange; aber doch regelmäßige Zeit am Tage, das verlangt der Ernst wirklichen Christenthums, das bist du dir, deinem Vormunde und Gott schuldig! Ich hoffe gewiß, du thust es! — Nun lebe wohl, du mein lieber, lieber Wilhelm, der Herr sei mit dir! — Ich erwarte dich mit rechter Sehnsucht. Dein Karl.

Den 28. September.

Liebster Wilhelm!

Von Herzen leid thut mir's, dich nicht so bald, als mein Herz darnach verlangt hat, bei mir zu sehen. — Nun kann ich nichts, als dich in die Hände des Vaters zu befehlen, dessen traute Kinder wir sind durch Jesum Christum, unsern Herrn, daß er über Bitten und Verstehen gebe, wie das seit Alters sein Amt ist. — Du aber fasse ein getrost Herz zu ihm zu einem freudigen Zugange täglich und stündlich im kindlichen Gebete! — Lies, ich bitte dich, doch täglich regelmäßig ein Kapitel wenigstens aus dem Neuen Testamente, wenn du es nicht schon etwa thust. — Ich komme darauf, weil du von einer Lehre Christi schreibst. — Lehre ist aber ein todt, herzlos, kalt Wort, das Einen in die Verzweiflung, nicht aber in Heilandsarme treibt. — Ich kenne fürwahr nur eine frohe Botschaft von der Vergebung der Sünden, die da eine Kraft Gottes ist, mächtig in den Schwachen. — Christus für mich, wer ist wider mich? — Das ist eine Devise für alle Kreuzträger! — Wolle nicht erst gut werden und dann die Sünde vergeben lassen! Das spricht der Verführer. — Erst laß dir vergeben, ohne dein Verdienst, dann kommt alles Andere darnach. — Vor der Sündenvergebung kannst du Christum nicht lieben. — Das ist ein Stück des Glaubens. — Wie kommst du zur Sündenvergebung? — Nur immer auf der

alten, königlichen Straße! — Glaube nur ganz einfältig! — Bittet, so wird euch gegeben. — Ich bitte täglich für dich.

Nun, der Gott des Friedens sei mir dir und er erleuchte dich und gebe dir alles Wollen und Vollbringen, nachdem er es verheißen hat, und also nicht wanken, noch weichen darf. — Wir wollen ihn schon halten!

Den 29. September.

Lieber Alexander!

Was wirst du gedacht haben, daß ich so lange schwieg, daß ich nun erst in deinem neuen Aufenthalt dich zu begrüßen komme? Eins nur nicht, daß ich deiner nicht gedacht, ja nicht täglich deiner gedacht hätte, denn das ist gewißlich der Fall gewesen, auch das Andere nicht, daß ich das vergessen und versäumt, was du mir auftrugst.

Schrieb ich nicht, so war es einmal die Absicht, dir erst nach Empfang des Päckchens darüber zu berichten, die mich zuerst zum Warten veranlaßte, dann die Erwartung des versprochenen Briefes von dir, der über das dunkele Bild deiner Gegenwart und Zukunft mir ein Licht geben sollte — es ist leichter zu schreiben, wenn man auch in der Lebensumgebung des Andern heimisch geworden ist — endlich liegt ein Brief an dich schon längere Zeit da, aber im Zweifel, wohin ich ihn schicken sollte, habe ich immer mit dem Abschicken gezögert, und nun, da er alt ist, schicke ich den Greis nicht, sondern lieber einen neugebornen, denn der Brief, das Kind des Augenblicks, darf nicht zu viele Tage gelebt haben. — Kann ich nun auch nicht deine Umgebung mir vorstellen in deinem neuen Wohnort, so kann ich um so ungehinderter mir dich vorstellen und deiner gedenken. Daß du in P. bist, ist nicht nach meinem Wunsch, denn du hast da noch nicht ein Feld, wie es der Säemann braucht, sondern, wie es scheint, ein Land, das erst alle die weitern Vorbereitungen noch erfahren muß, eh' es wirklich für eine Aussaat bereit ist. — Und doch habe ich das Vertrauen, daß du recht gewählt hast, da du es nahmst, nur

so, daß ich die erklärliche und unerklärliche Ahnung dabei habe, daß du dort nicht Hütten bauen wirst, sondern ich glaube, daß es ein Vorübergehendes sein wird. — — — Jedenfalls finde ich es schön, daß du nicht die Laufbahn, in die dein Studium dich wies, abzubrechen gebraucht hast! Ich liebe solche Eingriffe in die Lebensordnung nicht, nicht weil ich diese recht plan sehen will, im Gegentheil: Das Wunderbare tritt erst recht ein, wenn wir nicht eingreifen, sondern in unser Dasein eingegriffen wird, aber wo nicht eine gewisse und unabweisbare Nothwendigkeit des äußern und innern Seins dazu trieb, kann sich die Freiheit über einen solchen Schritt nicht rechtfertigen, und das ist für die eigne Sicherheit in spätern Zeiten, wenn diese oder jene Noth kommt, von großer Bedeutung. — Ich lebe, wie zuvor, noch immer an den Eingängen bauend, nur mit der Gewißheit, daß ich das Heilige habe, für das der Tempel gebaut werden soll; denn sich darüber ausweisen zu können, ist erste Bedingung zum Freibrief des Christen.

Bist du schon heimisch in P.? Hast du Fremdlingsgefühl? Vergiß nicht, mir etwas von deinem Zimmer zu schreiben, das ist so, als säße man bei aller innern Wärme doch in der Kälte zusammen, so lange man nur Allgemeines weiß, nicht das Besondere, nicht das Einzelne, nicht das Nahe, woran die Vorstellung der Liebe haften kann, womit sie, die nachdenkende und nachbildende, sich es auch innerlich einrichten und wohnlich machen kann. — Wie falsch ist es doch von den Philosophen, die da sagen, daß durch das Wissen des Allgemeinen der Mensch erst und doch auch wieder schon Mensch werde! Nur die Liebe, welche in die Adern der kalten Dialektik nicht nur das heiße Blut der Empfindung gießt, sondern auch den unpersönlichen Geist des bloßen Denkens in das persönliche Ich sammelt, aus dem sie als lebendiger Hauch und als belebende Kraft ausgeht, die Liebe macht erst menschlich, da sie ins Besonderste und Eigenste eingeht. — Philosophiren ohne Liebe ist vielmehr unmenschlich oder besser vor-menschlich, da ich soweit davon entfernt bin, dies Denken als Höchstes zu setzen, daß ich es nur als Einleitung in das Wunder der Persönlichkeit betrachte, wie auch das Erkennen und Denken Gottes die nothwendige und doch noch arme

Vorhalle ist für die Lebensgemeinschaft mit ihm durch Hingabe des unbedingten Vertrauens zu seiner geoffenbarten Person.

Den 24. October.

Lieber Alexander!

Es wird mir schwer, du Lieber, dich gerade nach P. ziehen zu sehen, es ist zwar näher an D., näher an Sezzen, wo die Meinigen leben, wo du uns vielleicht einmal heimsuchst und wir uns einmal genießen können. — Aber es ist so eine eigne Laufbahn, die Stadt sieht so wenig nach Zukunft — nicht blos im Sinn der Carrière, sondern auch des innern Geistes und Seelenlebens — aus, du hast da einen solchen Moorgrund urbar zu machen, daß ich mich nur mit dem Gedanken tröste, daß man auch durch das schmutzige Vorzimmer muß und durch die rohe Dienerschaft, um in das Innere eines Hauses zu treten. — Und du bist ungeduldig nach Zukunft, du brennst — du bist krank und fühlst dich so unbefriedigt in der Gegenwart. — Ich bin im Geiste bei dir, ich betrübe mich mit dir, ich harre mit dir der Zukunft, deiner Zukunft, wie das Kind seines Christbaums. — Aber ich kann von der bloßen Zukunft den Frieden nicht erwarten. Was da auch kommen mag, Aufwallung der Freude oder des Schmerzes — Frieden gibt es nicht, wenn nicht die Seele gestillet wird von dem lebendigen Gott, wenn sie nicht in der Gemeinschaft mit ihm Herrin wird über alles zeitliche Leben, wenn sie nicht in ihm ihr Archimedisches δος μοι ποῦ στῶ erhält — und sie kann sich nicht stillen, wenn nicht durch Christum, ihren Friedensfürsten, der da Frieden gemacht hat mit Gott, der für uns stille gewesen ist am Kreuz und jetzt wiederum uns stille macht in seiner Versöhnung. — Diese Erfahrung, daß in Christo der Friede ist, der allem unsern Frieden überlegen ist, und die Fülle, die alle unsere Leere überwindet, und das Leben, an dem unser Tod sterben muß — die ist mir gewisser, als daß ich bin und lebe. — Denn dies natürliche Leben ist etwas Geringes gegen das geistliche Leben, es ist selbst mit seinen schönsten geistigen Gaben und Beschäfti-

gungen nur ein Gefäß, das da leer steht, ohne den Inhalt, den reichen, herrlichen Inhalt unsers Lebens mit Gott und Christo! — Auch du hast ja bemerkt in dem Hause, von dem du mir schreibst, daß da ein schlechtes, unansehnliches Gefäß ist, daß aber ein guter Inhalt ist. — Ich glaube nun freilich, daß rechter Gnadenreichthum auch die natürliche Anmuth reich machet, aber doch schon gut, wenn ein Geist, der sonst vielleicht, wie du ihn selbst schätzest, gar keinen oder höchstens geringen Werth haben würde, eine solche köstliche Perle hat, so daß er etwas vor allen andern Menschen voraus hat. — Ich weiß ja nichts Anderes, um unsere Seele zu heilen, weil dies Heilmittel ein Universalmittel ist, nicht in der Einbildung, sondern in der Wahrheit. — Versuchen wir nur zuversichtlich zu Christo als unserm Herrn und Heilande zu beten, so werden wir es, wenn allerdings auch nicht plötzlich, bei Gott hat Alles seine Zeit und sein Wachsthum, aber gewiß, unumstößlich gewiß erfahren.

1847.

Lieber Gustav!

Bedarf auch jede Versöhnung einer Einleitung, so erwarte doch keine bunte Mosaik von raisonablen Gründen, warum ich dir auf deinen lieben, herzlichen Brief nicht gleich geantwortet habe. Das Vorspiel ist ja schon gegeben. Ich meine das Billet, das deine Bücher zurückbegleitete, wo ich die späte Ankunft deines Briefes, meine redlichen, freundschaftlichen Absichten bei dieser Verzögerung dir entwickelte. — Einen andern Weg, der nicht schlangengleich um die Berge geht, sondern nach rechter Christenweise gerad' bergan, liebe ich, die Berufung auf unsere Freundschaft, meine treue Liebe, mit der ich deiner beständig gedacht habe. — Der Idee nach existirte dieser Brief von Anfang in dieser meiner Liebe, seine Geburt in die Zeit gehört den Umständen an. — Ich freue mich deiner gesicherten Stellung, deiner Aussichten brüderlich mit dir. — Dein altes Sorgenkleid ließest du hoffentlich auf alle Zeit in Dorpat. Eine freundliche Luft, eine angenehme Thätigkeit, dem Bedürfniß deines Geistes mehr entsprechend, tragen

dich und halten dich hoch auf. — Du genießest U.'s Freundschaft! — Nun, manchmal denkst du ja auch an mich. — Das durfte mir ja nicht erst dein Brief zeigen, weil mein Glaube es mir schon gezeigt hatte. Interessirst du dich also noch für mich und die Sphäre, in der ich mich bewege, so rede ich von mir. — Sonst überschlage! Ich habe in diesem Semester zu arbeiten begonnen. — Griechische Exegese. — Da geht Einem so ein tiefer Zusammenhang auf, eine Einheit in aller Mannichfaltigkeit, Christus. — Jedes Schriftwort ist eine Rebe an dem Weinstock dieses Christusgedankens. — Eine göttliche Seele belebt hier eine ganze Welt — eine Welt, in die die unserige erhoben werden muß. — Wenn Novalis schon hier in jedem Steine auch Christum finden zu können glaubte, gilt dies vor der Schriftwelt wenigstens gewiß, da ist kein so unwerther Stein, da ist kein Wörtchen, indem nicht Christus gegenwärtig wäre. Darum ist sie unauflöslich. — Wir hörten bei P. diesmal Glaubenswissenschaft, im Unterschiede von Denkwissenschaft. — Weil ich an eine Liebe glaube, die alles Denken übersteigt, glaube ich auch an ein Mysterium in jedem Dogma; ist doch die ganze Welt um uns ihrem innersten Kern nach Mysterium und, wie ich glaube, Liebesmysterium, wenn wir jene zusammenhaltende Einheit in ihr Liebe nennen. — Ich kann und will nicht soviel als C. begreifen, das Mysterium des Lebens ist mir nicht aufgelöst. — Doch habe ich mit vieler Freude den geistvollen Unterricht dieses theologischen Philosophen genossen, dem man oft den Nachdenker des göttlichen Gedankens anfühlt. — Ich hörte bei ihm Logik. — Sein Wort ist nicht blos gediegener Silberton, sondern auch gediegener Geisteston. — Unter den Philosophien, die ich kenne, ist die seinige die tiefste, aber ich halte sie noch nicht für die wahre. — Die muß noch tiefer aus dem Born des lebendigen Wassers, aus der göttlichen Geheimnißfülle geschöpft sein. — Du interessirst dich für meine dogmatischen Arbeiten. — Sie sind nicht weiter gediehen. — Ueber den Begriff des christlichen Dramas denke ich jetzt nach. — Dazu muß der geistliche Begriff von Kunst, von Schönheit u. s. w. erörtert werden. — Ich huldige hierin einer sehr objectiven Philosophie. — Die Beziehung aufs Subjective glaube ich in Allem davon aus-

schließen zu können. — Ich bin noch nicht einig mit mir und habe erst magere Gedankenskizzen. — Die Urkunst ist die göttliche Weltbildung, ihr Abbild ist doch die menschliche Natur; volles Ebenbild der göttlichen nach ihrem Sein und Thun, ist die menschliche Kunst zweckvolles Bilden. — Der Kern des christlichen Schönheitsbegriffs ist Harmonie in der Erscheinungswelt. — Nichts Subjectives. — So ist das Resultat der göttlichen Weltbildung (Kunst), das alles sehr gut (טוֹב auch „schön") ist. Auch das Resultat der Erlösung für die Erscheinungswelt ist diese Schönheit, daher ist Christus im Hohenliede, ist das Reich Gottes so schön, ist es auf dem Tabor bei Christi Verklärung so schön. — Aber nicht blos die Erscheinungswelt des Todten, auch des Lebendigen, nicht blos die Natur, sondern auch die Geschichte wird dadurch schön. — Das christliche Drama ist in seiner Einheit, dem göttlichen Weltplansgedanken, begriffene und aus ihm reproducirte Geschichte, Leben, ganz objectiv. — Die subjective Eintheilung in Tragödie ꝛc. nach der Wirkung oder blos subjectiven Empfindung möchte zu verwerfen sein. — Man könnte eher darnach eintheilen, ob die Seite des Weltschmerzes oder der Weltversöhnung in der dargestellten Geschichte vorherrscht. — Dargestellte Geschichte ist das Drama, nämlich objectiv, nicht subjectiv dargestellt, nicht durch einen Schreiber, sondern durch die Personen selbst. — Großartige Keime zu diesem bietet das Alte und Neue Testament selbst — Hiob — Apokalypse. — Wie bist du mit diesen Einfällen zufrieden? Schreib's mir doch.

An seine Cousine und deren Vater.

1847.

Meine theure Lina!

Deiner Liebe herzlichen Dank. Was wir geworden sind, sind wir aus Gnaden geworden, was wir noch nicht geworden sind, sind wir durch unsere Schuld nicht geworden. Das, glaube ich, ist der Text einer rückblickenden Geburtstags-Betrachtung, aber die vorblickende — die hat die unendliche Fürsprecherin der Liebe, die sich selbst entäußernd in unser Leben eingeht; mir fällt ein Schattenriß derselben ein: Die Antigone, die den blinden Greis Oedipus führt und mitleidsvoll leitet, bis sie ihn in den Friedenshütten von Kolona zur Ruhe bringt — ein heidnisch Bild! aber tadle es nicht, unser Herz ist ein Oedipus, ihm gleicht sein Leben. Mit der Weisheit, die der Sphinx Räthsel löset, erspart es sich doch nicht die Schuld eigner Thaten und den Ernst der Strafe und die Verzweiflung; diese kann nichts mehr, als sich die Augen ausstechen, um seine Sünde und sein Elend nicht zu sehen, aber die Liebe — die Liebe, die da nicht erst anfängt, die von unserer Jugend an, von der heiligen Taufe, da sie uns einpflanzte in den Tod und in die Auferstehung des Sohnes Gottes, nicht nach leerem Wort, sondern wirklich und leibhaftig — diese Liebe nimmt uns dann an die Hand, sie spricht uns sanft zu und tröstet uns, denn sie kennt unser Leiden, ist sie doch die Liebe des barmherzigen Hohenpriesters, der da versucht ist, wie wir, und sie führt uns zu dem Ort unserer Ruhe, der da schöner ist als Kolona — das Herz des Gottes, der da einst über

uns zürnte, nun aber nichts, denn Gedanken des Friedens über uns hat. — In diese Unendlichkeit verliert sich unser Blick. — Wenn nur das eigne Herz nicht noch eine ganze Tragödie aufführte, auf dem bunten Theater seines innern Lebens. — Gott befohlen dieses Herz, der da angefangen hat, kann auch vollenden!

Den 24. October 1847.

Mein Herz hat gewiß Sehnsucht nach Gemeinschaft mit den Gliedern des Leibes Christi, zumal aber mit denen, die mir auch natürlich so nahe stehen, vor Allem auch mit dir. — Zu viel, meine theure Lina, hobst du vielleicht die freudige Stimmung hervor, die im Christen herrschet. — Ich sage das nur um meiner Erfahrungen willen, denn in denen bin ich wider meinen Willen aus meinen Stimmungen und meinen Herzenszuständen und meinen Beobachtungen hinaus im nackten Glauben auf Wort und Sakrament, auf Verheißung der Schrift und Verheißung in Taufe und Abendmahl, als feste Haltpunkte für mein inneres Leben, verwiesen worden. — Ich gestehe freilich, daß ich keineswegs meinerseits schon dieser Weisung gefolgt bin. — Das Kreuz anschauen, mit beiden Augen, unverwandt, es gibt Genesung vom Schlangenbiß. Besonders die Bedeutung unserer Taufe für unsern Gnadenstand übersehen wir oft, da sie doch die Selbstverpflichtung Christi enthält, nach der er mit seiner Gnade uns Sündern gebunden bleibt. — Aller Trost liegt in den festen Gründen und Siegeln der Gnade außer uns.

1848.

Meine theure Lina!

Noch einige Zeilen des Dankes für deine Liebe, für deine freundlichen Wünsche! — Ich freue mich jedes Mal des einen Grundes, auf dem wir stehen, gemeinsam in Glauben und Liebe stehen — ja, ich kann keine andere Liebe der vergleichen, die natürliche Liebe verklärt zu sehen

gibt durch die geistliche Liebe, in Christo Jesu, unserm Herrn. Wann sollte mir die geliebte Person auch wol schöner erscheinen, als wenn ich sie geschmückt sehe mit dem Rock der Gerechtigkeit, mit dem köstlichen Schmuck des Verdienstes Christi? — Und was kann mich mehr betrüben, als einen meiner Lieben noch in dem alten Kleide der eignen Gerechtigkeit, in der ärmlichen Hülle seiner guten Werke zu sehen, oder doch an ihm noch die rechten Malzeichen Jesu Christi unsers Herrn und Heilandes zu vermissen. — Nur lassen wir uns nicht irren, wenn das erste Brennen der Liebe, wenn die selige Empfindung aufhört, denn damit prüft der Herr oft seine liebsten Jünger, daß er ihren Augen entschwindet. — Wir sollen einen Glauben bekennen, der, unabhängig von allem Sehen, Fühlen und Meinen, von froher oder trüber Stimmung, unverwandt auf das Kreuz blickt, von dem ihm Heil kommt, und in aller Anfechtung nur die Verheißung ansieht, die nicht untergehen kann, wenn auch Himmel und Erde vergehen. — Ja, von der Betrachtung und Beachtung unserer eignen Liebe, unserer eignen Heiligung immer mehr weg, um uns immer reiner auf den Felsen Christi, auf seine Gerechtigkeit, auf den Trost der Sakramente zu gründen, unsere Taufe, in der der Herr sich selbst unverrücklich fest an uns gebunden hat, das Abendmahl, in dem er seinen wahrhaftigen Leib und sein wahrhaftiges Blut so gnadenreich in diese unsere arme irdische Hülle hinabsenkt, um in ihr einen neuen, himmlischen Bund zu bereiten. — Gründen wir uns auf diese festen Fundamente des Trostes, daraus fließen Güter des ewigen Lebens in unser natürlich so armes Herz. — Der Herr schenkte mir heute ein so freudiges Aufthun des Mundes, wie ich es so noch selten gehabt. — Es war der Text die schöne Parabel vom Säemann. Es ist das eine dankenswerthe Gabe, wenn man sie empfängt. — Aber ich will auch nicht murren, wenn der Herr mir die freudige Stimmung versagt, denn es ist seine liebreiche Zucht, die mich zur Demüthigung und zum Ergreifen der Verheißung einzig und allein führt.

Den 1. Mai 1848.

(Zum Geburtstage des Onkel E. in T., der in Gefahr war, zu erblinden.)

Innig geliebter Onkel!

Mit besonders gerührtem, freudigem Herzen stehe ich heute vor dir, begierig dem Herrn zu danken, der dich als einen Mann des Segens, als einen mit Gnaden nicht allein für sich, sondern für Andere insbesondere Hochbedachten, deiner Familie, deiner Gemeinde, uns Allen bewahrt hat, und wenn ich auch dein leibliches Auge etwa nur mit einer Thräne der Wehmuth ansehen könnte, ich schaue nun tiefer die geistlichen Augen deines Glaubens an, wie sie so helle sind von dem Anschauen Christi, wie sie so frei und ungeblendet in die Sonne der Gerechtigkeit zu sehen vermögen, Augen, zu prüfen das Herz der Gemeinde, und Trostaugen, aufzurichten jeden geängsteten und zerschlagenen Geist, und ich lobe Gott den Herrn um das, was er gegeben hat. — Gott der Herr wolle dich nun, wie er es den Vätern gethan, noch in ein hohes Alter bewahren, als einen Zeugen seiner Gnade, der uns predigt durch sein Schweigen nicht minder als durch sein Reden, an dem wir Jungen, in der Gnade minder Erfahrenen, uns aufrichten können. Wollte Gott nur, daß wir uns recht predigen ließen, Strafe und Trost! — Die Kirche des Herrn, die Kirche Jesu Christi ist jetzt in vieler und großer Passion, und doch scheint es mir nur der Anfang zu sein. — Zumal eine Kirche, wie die unsere, die 150 Jahre im guten Frieden geschlafen hat und darüber den Herrn verloren, kann nicht anders, als durch viel Kreuz und Trübsal gezogen werden, es sei denn, daß alle Gesetze im Reiche Gottes heute aufgehoben und ungiltig würden. — Auch das neuerwachte Glaubensleben bedarf dieser Bewährung, soll es wahrhaft alle die Weltliebe, alle die fleischliche Bequemlichkeit und Sicherheit, alle die eigne Sorge lassen, soll es über eine bloße Geistesanregung zu einem festen, auch in dem Zustande des Nichtsehens und doch Glaubens bewahrten geistlichen Leben kommen. Denn welches Kind er liebt, das züchtigt er, welchen er lieb hat, den schmückt er mit dem Bilde seines lieben Sohnes, mit Kreuz, Dorn, Spieß und Nägeln.

Versuch

einer

Construction des christlichen Dramas.

Eine Abhandlung.

Versuch

einer Construction des christlichen Dramas.

Wie wir in den Domen der christlichen Kirche nicht allein das kühne Gewölbe, die strebende Säule bewundern, sondern wie gerade an der allerheiligsten Stätte der frommen Andacht sich von Künstlers Hand das Altarbild erhebt, so sei es auch heute nicht so unsere Aufgabe, an den festen Pfeilern heiliger Lehre und Wissenschaft zu bauen, sondern mit der Kunst wollen wir uns beschäftigen, nicht aber mit der Kunst, als einer Erscheinungsform menschlichen Geistes, sondern mit der Kunst in ihrer Befähigung, eine christliche zu werden, als Zweck und Mittel, als Zweck, insofern sie erst im Christenthum, als heilige Kunst, ihre Idee verwirklicht und sich mit ihrem wahren Inhalte erfüllt, als Mittel, insofern, als eben die durch das Christenthum verwirklichte Weltidee wieder ein System von Gedanken ist, wo Alles in enger Liebe sich gegenseitig auf einander bezieht, und so Jedes, indem es seinen Zweck erreicht, wieder Organ des Christenthums und Mittel wird für das Andere. Denn so weit ist das Christenthum davon entfernt, das Leben seiner Schöne zu entleeren, und eben die Schöne des Lebens wird uns erst recht in der Kunst bewußt, daß wir dasselbe vielmehr als die geistige Weltmacht erkennen müssen, dazu bestimmt, die Welt zu verklären. Denn Christenthum und Welt, Erlösung und Schöpfung sind für einander. — Wie Christus Träger der Erlösung, so ist er auch Träger der Schöpfung, er, die persönliche Weltidee, die durch geschichtliche That vermittelt die Welt (Natur und

Geist) durchdringt und zu ihrer Wahrheit wieder herstellt. — Und eben in dieser ursprünglichen Zusammengehörigkeit liegt für das Christenthum die Befähigung, die Berechtigung, ja endlich die Nothwendigkeit, in alle Formen des Geistes einzugehen und in allen eine Wiedergeburt zu bewirken, welche die ihrer Bestimmung, dem Leben aus und in Gott entfremdete Welt durch göttliche Schöpfermacht in ihre ursprüngliche Sphäre zurückversetzt. — Welches aber die Geistesformen sind, die der Wiederbelebung fähig sind, dies zeigt uns die Geschichte, denn, weil alles Werden Entwicklung des Seins, ist auch die Geschichte Entwicklung des menschlichen Geistes, der in ihr seine Inhaltsfülle entfaltet, abgesehen noch von seiner sittlichen Richtung; und dies verändert auch die Freiheit nicht, weil auch sie nur über die sittlichen Kräfte disponirt. — Gehört nun die dramatische Kunst oder das Theater, die wir vorzüglich zu unserem Gegenstand wählen, zu diesen geschichtlich entwickelten Formen, wie wir dies beweisen wollen, so erhält auch sie im Christenthum erst ihre Wahrheit und ein festes Princip. Denn, müssen wir im Drama die Selbstbetrachtung der sittlichen Menschheit erkennen, so müssen wir auch an ihm den Gang ihrer Geschichte voraussetzen, wie sie erst im Christenthum zur Ruhe kommt. — Es hat wie sie den Wechsel der Principien, der aber trotz der zur Willkür entstellten Freiheit kein zufälliger ist, sondern dem Naturgesetz dient, das überall von der Unmittelbarkeit zur höchsten Selbstvermittlung fortschreitet, so von der rohen Natürlichkeit des in der Leiblichkeit befangenen Geistes, im Fetischismus zu der feinsten Selbstvergötterung des geistigen Ichs in unserer Zeit, nur daß, weil der allgemeine Weltlauf eine Fülle individueller Zeitläufe in sich begreift, er bei diesem allgemeinen Gesetz die volle Mannichfaltigkeit dieser Principien wol neben einander in seinem Schooße zu bergen vermag, wie dies die Erfahrung zur Genüge zeigt. Weil aber der Gang der natürlichen Selbstentfaltung, den die Welt auch in ihrer Abstraction von Gott geht, wiewol unter der Herrschaft der Sünde, doch Entfaltung des Ebenbildes Gottes, des zeitlichen, geschaffenen Logos ist, so hat es auch in jedem Moment seiner Entfaltung, auf jeder Stufe seiner Entwicklung die Macht, Träger des Christenthums zu werden,

und so bedarf dieses keines absoluten Anfanges. — Das Christenthum erkennt in der gefallnen Welt einen Fortschritt an, nur keinen sittlichen, und die Welt arbeitet nur für das Christenthum.

Der Gang unserer Arbeit ist also erst ein geschichtlicher Beweis für die dramatische Kunst, durch die sie als eine natürliche Form des menschlichen Geistes, von seinem jedesmaligen sittlich religiösen Princip beherrscht, erwiesen wird, und dann eine Darstellung der Gestaltung des Dramas in seiner allgemeinen und besondern Kunstbedeutung vom Princip des Christenthums aus. — Ein Erschöpfen des Kunstbegriffs an sich kann also nicht gefodert werden, sondern insofern er Träger und Organ des christlichen Gedankens wird.

Skizze der Geschichte des Dramas.

Dem unmittelbar anschauenden Kindheitszustande der Menschheit gehörte das Drama noch nicht; vielmehr, wie das Kind am bunten Spiel, erfreute sich die kindische Menschheit, der im leiblichen Stoff befangene Geist, an seinen ersten Anfängen, nur daß eben in ihnen, wie im Kinde der Geist, der volle Keim des Dramas schlummert. — Die Leiblichkeit ist überall Basis des Geistes, wie sie endlich auch Ziel seiner Entwicklung wird. — Ein sinnlich dramatischer Trieb geht dem geistigen Schöpfertriebe voraus. — Und ein sinnliches Schauspiel, sei es die Pantomime des Indianers oder das Mienenspiel des Römers, in denen, entsprechend dem Volksgeist, sich rohe Körperkraft oder geschmeidige Gliederkunst zur Schau stellt, wird überall Anfang der Kunst. Allmälig aber, wie das alte Rom es beweist, wird die Bewegung der Glieder Organ geistigerer Gedanken. — Erst nach dem Erwachen der sinnlichen Triebe regt sich das geistige, das religiöse Bewußtsein. — Es gehört ein höherer Grad von Selbstbewußtsein dazu, um das eigene Leben, aus einem einheitlichen Principe wiedererzeugt, zu erfassen und es der Betrachtung anheimzugeben. — Und wieder konnte dies nur geschehen im Lichte

einer eigenthümlichen Weltanschauung, die, weil der Mensch nicht anders kann, als das Menschenleben auf ein Höheres beziehen, auch die eigenthümlich religiöse Anschauung dieser Völker ist. — Nur den tiefsinnigsten Völkern des Alterthums, dem geistvollen Athener, dem in der ganzen Natur eine Seele ahnenden Inder gehört das Drama an. — Der indische Mensch, der uns die erste Ruhe bezeichnet, das Erwachen des Geistes in der Natur, faßt sich als Theil der Welt auf. Der Besitz des Geistes trennt ihn nicht, denn ihm begeistet sich die Natur; der Menschengeist aber, seine Verwandtschaft mit ihr lebendig fühlend, gibt sich der Natur hin, sein Bewußtsein findet nur in ihr seinen Ausdruck, der Pantheismus des Inders. — Und dieser Glaube, wenn wir Glauben jenen unmittelbaren Quell unserer Lebensansicht und daher auch Lebensweise nennen, spiegelt sich in seinem Drama. — Wie lieblich ist der Umgang Sakontala's der Jungfrau mit der Natur! — Die Thiere der Einsamkeit, ihre Blumen, die sinnende Madhamiwinde, mit Allen hält sie Zwiegespräch; sie ist wie eine unter ihnen. — Anders der Grieche. Auch ihm war die Natur keine todte; aber der Gedanke „Mensch" beherrscht auch die beseelte Natur, alle Naturseelen und Geister, die Dryas wie die Seegöttinnen erscheinen in menschlicher Gestalt. — Es ist dies ein höherer Grad von Selbstbewußtsein, der die Menschen von der Natur schärfer scheidet; stärker weht in ihm die Ahnung ursprünglich göttlicher Ebenbildlichkeit, er bildet nach sich seine Götter. — Aber auch das Bewußtsein des Zwiespalts ist im Griechen da. — Wie gewaltig stellt nicht gleich das Eingangsstück: Prometheus, das Ringen des Menschen mit der Gottheit um Gottgleichheit dar! — Und er wird gefesselt! Nur ein Schimmer der Befreiung geht zuletzt ihm auf. — Aber das Urtheil der Mitwelt entschied für den gefesselten Prometheus und dies ist bedeutend. Der Befreite, wenn er mehr war als ahnungsvolles Räthsel, entsprach ihrem Bewußtsein noch nicht und ging unter. — Und in düsterer Herrlichkeit schwebt durch alle Stücke des Aeschylus die fern geahnte Macht des lebendigen Gottes unter dem unbestimmten Bilde der höhern Gewalt, des gigantischen Schicksals über den Häuptern der Menschheit. — Noch hat der Mensch dort wenigstens ein

Gefühl der Bedrückung vor dem Angesicht seines von ihm nicht erkannten, aber in seinen Wirkungen empfundenen Gottes. — Es ist die Vorahnung der christlichen Tragödie. — Aber auf dem Wege der Selbstverföhnung schreitet der Grieche fort. — Jenes erhabene Symbol des göttlichen Zornes, der düstere Hintergrund des Aeschylus, schwindet im Sophokles immer mehr dem sich seiner Vollkommenheit bewußt werdenden Menschen, der sich mit sich selbst und der Schöne des Lebens befreundet, wenn auch des Dichters frommer, ahnungsvoller Sinn die Idee der göttlichen Macht über uns noch nicht ganz in die Selbstgenügsamkeit des Menschen auflöst. — Dies geschieht erst in dem sentenzenreichen Euripides; da ist die eigne Weisheit und Sittlichkeit gefunden, deren Mangel seine Vorgänger noch geahnet hatten. — So spiegelt sich im Drama des Griechen der Entwicklungsgang seiner Religion. — Aber die alte Welt in der innern Haushaltungslosigkeit ihrer Gottentfremdung löste sich selbst auf und dies ist die Bedeutung des römischen Weltreichs. — Sich selbst anheimgegeben in der Reihe der Sünde, ohne ein Höheres, so tritt der tief entartete Menschengeist auf das Theater. — Und für die Wahrheit dieser Selbstbeschauung zeugt die Vergleichung der Schauspiele eines Seneca mit den Erzählungen eines Tacitus. — Aber der Materialismus der in Sinnenlust versunkenen Welt ertrug nicht einmal diese mehr und Gladiatorenspiel und Wettrennen ward die Ergötzung der Herren der Welt. — Wol geht durch die alte Welt, wie der Gewissenszug durch den einzelnen Menschen, ein Bewußtsein des lebendigen Gottes im Volke der Juden. — Aber in der Theokratie war zu unmittelbar die religiöse Wahrheit selbst in sinnlicher Hülle gegeben, war noch zu wenig Bewußtsein über das Verhältniß des Geistigen zum Leiblichen, war endlich ein zu einseitiges Verhalten Gottes zum Menschen, als daß es zum Drama hätte kommen können. — Nur keimweise liegt es verhüllt in den symbolischen Handlungen der Propheten, wo wir meist sittliches Verhalten und Geschichte des Volks in sinnlich anschaubarem Gleichniß darstellen sehen. — Da trat aus seinem Schoos die Weltreligion, das Christenthum, hervor, zuerst die Anbetung im Geist enthüllend. — Aber ein Theater haben die ersten Christen noch nicht; fodert doch

dies eine Ruhe der Selbstbeschauung auf der Stufe geistiger Vermittlung, die jene Helden im Streit, die da rangen mit Welt und Sünde, nicht besitzen konnten. — Erst mußte das Wesen des Christenthums, klar und rein, gesichert werden, ehe es eingehen durfte in die Formen der Welt, vielmehr mußte es diese in ihrem concreten Bestande zunächst als Organe der Sünde negiren. — Hatte der Christ ein Schauspiel, so war es das, von dem der Kirchenvater Tertullianus spricht, nämlich jene unsichtbaren, geistigen Vorgänge der Erlösungsgeschichte, die nur der Glaube schaut. — Um concret zu werden, fehlte ihnen der Leib, die sinnliche Hülle, trägt doch überhaupt das erste Christenthum den Charakter des Idealismus, in seiner Askese, in seiner Verläugnung auch der berechtigten Leiblichkeit. — Eben so nothwendig, sofern nämlich die geschichtliche Entwicklung des natürlichen Menschen auch der Kirchengeschichte ihre Formen aufprägt, folgte aber auf diese Periode rein geistiger Bildung eine Periode, in der das Christenthum sich einen Leib bildete, theils extensiv durch die Aufnahme der ausgebreitetsten Völkerstämme, theils intensiv durch die Incorporation seiner Dogmen, durch die es der Gestalt der alten Theokratie nahe trat. — Auch hier kein Theater; dies entstand erst mit der beginnenden Vermittlung beider, mit dem Streben des Geistes, sich seines Leibes zu bemächtigen, mit dem Aufleben der Künste, deren Zusammenschluß das Drama bildet. — Und das Theater wird Bild des Glaubens — es sind die Mysterien des Mittelalters. — Seine Religion ist ihm Mysterium, das der Mensch in frommer Sorglosigkeit hinnimmt, aber sie muß ihm sinnlich gegenwärtig sein. — Maria's Flucht, Jesu Handlungen werden gern vorgestellt. — Es ist das sinnliche Schauspiel, ohne noch von der Seele dramatischer Einheit durchlebt zu sein. — Auch hier wie bei dem Griechen ist dem Drama das Epos vorangegangen, das mehr empirisch beschreibt, die erste Thätigkeit des erwachenden Geistes, der sich noch nicht in der Einheit des Selbstbewußtseins begriffen hat. — Das Theater ist nur dargestelltes Epos, und weiter führt der Katholicismus nicht, die Religion des Epos und der bildenden Künste. — Das lyrische Moment, die Einheit des empfindenden, denkenden Subjects, tritt in einem Tasso, Guarini, mehr noch in der

protestantischen Lyrik hinzu. — Der Protestantismus, ich nehme ihn hier besonders in seinem idealischen Gegensatz gegen den Katholicismus, ist die Religion der Lyrik, der redenden Künste. — Ueber beiden, wahrhaft vermittelnd zwischen Geist und Leib, real und ideal, zwischen bildender und redender Kunst, steht die Kirche, die lutherische; sie allein ihrem Princip nach vollkommen fähig der dramatischen Kunsteinheit, als des physischen Trägers, für die Fülle ihres sittlich religiösen Bewußtseins; wie denn auch wirklich die Geschichte lehrt, daß, wie nur der protestantisch angeregte Katholicismus Frankreichs einen Corneille und Racine, und nur der katholisch angeregte reformirte Protestantismus Englands einen Shakespeare, so nur die beide in eine höhere Einheit erhebende lutherische Kirche die Heroen der Tragödie, Goethe und Schiller, erzeugte, wenn auch nur ein Nachwehen ihres bildenden Geistes beide berührte, weil der Geist selbst in dem Herzen ihrer Kinder erloschen war. — Während die erste Periode des Protestantismus sich in der streng geistlichen Sphäre hielt, verlor die zweite die Fülle ihres positiven Inhalts. — Ihr Glaube ward ein blos moralischer, und es ward nur die Foderung der poetischen Gerechtigkeit bewahrt. — Keine höhere Norm richtet das dargestellte Weltleben. — Wie im übrigen Treiben nennt man den Namen der noch als Gott geglaubten höhern Macht nicht, das Bekenntniß eines höhern Waltens genügt. — Das Abhängigkeitsgefühl von dieser erwacht stärker. — Das Gefühl, das sich inhaltsvoll dünkt, tritt an die Stelle der praktischen Vernunft. — Aber weil das Leben nur sich selbst offenbaren kann, blos gedacht, aber todt bleiben muß, weil die Erkenntniß des lebendigen Gottes nicht Product des menschlichen Gefühls, sondern nur eigne That sein kann, ist diese blos gefühlte, in Abhängigkeit setzende Macht auch eine todte, starre, unlebendige, kurz es ist die Schicksalsidee der Romantiker. — Wir aber, die wir im Schoos und Glauben der Kirche, mit dem lebendigen Gott auch ein lebendiges Princip besitzen, das noch reger und kräftiger seinen Leib zu beseelen weiß, haben die Macht, ein neues Drama seiner Idee gemäß zu schaffen, ist es doch jetzt, wo das Christenthum mit dem Stoff der Weltbildung in bestimmten Grenzen ruht, seine Bestimmung, auszufüllen, zu

beseelen, sich in den Gebieten der Geisteswelt auszudehnen, und ist, was wir zuvor sagten, wahr, so ist es das lutherische Christenthum, dem die Vollendung der Kunst aufbehalten ist. — So weit unser geschichtlicher Beleg dafür, daß das Drama Spiegel des religiösen Menschengeistes, so fähig der Wahrheit wie der Lüge, wie es der Geist selbst ist.

Theorie der dramatischen Kunst.

Die Geschichte ergab uns, wie die Fähigkeit des Dramas, Organ des christlichen Gedankens zu werden, so das Verhältniß des wirklichen Dramas, zu seiner reinen, das ist, christlichen Idee. — Diese, die christliche Idee des Dramas zu zeichnen, ist Aufgabe der Theorie. — Ein dritter, praktischer Theil bliebe noch die Anweisung, das Drama in seinem Jetztbestande wiederherzustellen zu seiner Idee, eine Hodegetik oder Methodologie des Dramas. — Indem wir aber zur Theorie der dramatischen Kunst schreiten, können wir das Besondere vollständig nur in seinem Allgemeinen erfassen und versuchen daher einleitend eine Theorie der Kunst zu entwerfen, wie ihrer Specialisirung zur dramatischen Kunst.

Theorie der Kunst.

Entstehung und Begriff der Kunst. Wir empfinden die Kunst als etwas uns Natürliches, nicht willkürlich Hervorgebrachtes, als einen Trieb, sowol dem Geiste angehörig, der Kunstgedanken hervorbringt, als dem Leibe, der diesem als beseeltes Organ dient, wie jeder Trieb also dem ganzen Menschen nach seiner doppelseitigen Natur einwohnend. — Nun weiß das christliche Bewußtsein, dessen Philosophie es ist, sich in Gott zu spiegeln, den Menschen als Ebenbild Gottes; was in der menschlichen Natur vorhanden ist, setzt ein gleiches in der göttlichen Natur Vorhandene

voraus, durch welches es erst ist. — Wir glauben, um anthropomorphisch zu reden, auf Grund des menschlichen Kunsttriebes, an einen göttlichen Kunsttrieb. — Wie aber Jedes erst an seinem Gegensatz uns bewußt wird, enthüllt sich uns der Begriff des Kunsttriebes erst am Begriff des Naturtriebes, wie wir ihn auch in Gott anerkennen. — Es ist also nicht jener natürliche und nothwendige Selbstvermittlungsproceß der dreieinigen Gottheit, wie er sich in dem Proceß der werdenden Menschheit spiegelt, sondern von der Schöpfung reden wir, als dem urbildlichen göttlichen Kunstwerk. — Es ist in Gott ein freies, unmittelbares Setzen seiner selbst, wie seine einheitliche Idee sich ihm im Logos in der unendlichen Mannichfaltigkeit ihres Werdens erschlossen hat, außer sich selbst, was wir als Schaffen bezeichnen. — Dies „außer sich selbst" des göttlichen Kunstprocesses im Unterschiede des „in sich selbst" des göttlichen Naturprocesses bildet sich ab in der absoluten Fremdheit der Schöpfungssubstanz im zeitlichen Logos, im Verhältniß zur Wesensgleichheit (εἰκων θεοῦ und κατ' εἰκονα [בְּצֶלֶם] θεοῦ), im ewigen Logos, dem Sohne des Vaters, Gott von Gott, der Unterschied von Gottverwandtschaft und Gottgleichheit. — Die Gottesidee stellt sich nun in der geschaffenen Welt in ihrer vollen Entwicklung der von ihrer reinen Unmittelbarkeit in der Natur, bis zu ihrer vollen Selbstvermittlung im versöhnlichen Geist, ein stets seiendes Werden. So ist dieser persönliche Geist, der Mensch, gleich seinem Urbilde Christus die persönliche, das ist die sich ihrer selbst mächtig gewordene Weltidee, derer er ganz, auf allen Stufen ihrer Entwicklung, also der ganzen Fülle der Natur- und der Geisteswelt mächtig ist, die volle Gottesidee in ihrer Natürlichkeit in sich concentrirend und in diesem Sinn ein Mikrokosmus, ein Weltbild. — Und dieser persönliche Geist ist wahrhaft Ebenbild des persönlichen Gottes, gleich ihm seiner selbst mächtig. — Und nicht blos im Bewußtsein seiner mächtig, sondern Gott ähnlich hat er die Macht, durch ein freies unmittelbares Setzen sich selbst außer sich selbst zu verebenbildlichen, sich selbst, das ist, seine Idee in der Form der Natur oder des Geistes. — Weil es aber im Begriff des Absoluten liegt, daß es in sich und seinen Schöpfungen sich beschließt, weil es sonst andere Absolute gesetzt hätte

neben sich, so vermag auch der Mensch nicht sich einen Stoff zu erschaffen, der Stoff liegt ihm innerhalb der geschlossenen Gottesschöpfung, der Geist findet außer sich nur die Natur, in den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung zu ihm hin, da er sich einen Leib bereiten mag. — Da nun aber dieser Stoff des menschlichen Schöpfergeistes einmal ihm nicht unbedingt unterworfen ist, das andere Mal aber, weil die Natur selbst göttlicher Gedanken Ausdruck und nur die Idee in ihrer Unmittelbarkeit ist, dem Geiste selbst verwandt ist, so hält er sich eben so sehr ihm gegenüber und läßt nur eine annähernde Vermittlung oder Beherrschung von Seiten des Geistes zu, als er andererseits auch wirklich eine Vermittlung bietet, eine Beherrschung der Natur durch den Geist, die den höchsten Werth der Kunst ausmacht und deren Bedeutung für Entwicklung des Gottesbildes im Geist und in der Natur wir später, wo wir über den Zweck der Kunst reden wollen, noch berühren werden. — Schlägt dies in die Tendenz der Kunst, so gehört doch das über das Verhältniß von Natur und Geist im Kunstwerk Bemerkte zum Wesen des menschlichen Kunstwerks, das wir hier noch in seinem Verhältniß zum Göttlichen betrachten. — Keine absolute Vermittlungsthat bezeugt hier den Proceß der Lebensbereitung, das Verhältniß zwischen Materie und Geist bleibt ein künstliches, das nie zum Leben erwacht, das ist, sich selbstständig erhält oder entwickelt, und Leib und Seele stehen als zwei Theile am Kunstwerk da. — Als Wesen der Kunst aber ergibt sich der religiösen Betrachtung subjectiv das dem göttlichen Schaffen entstammte menschliche Schaffen, objectiv die Verebenbildlichung des Ebenbildes Gottes, oder die Darstellung des zuvor von Gott in Welt und Menschheit entwickelten Gottesbildes.

Wesen des Künstlers. Freiheit und Nothwendigkeit unterschieden wir in Gott, um zum Begriff der Kunst zu gelangen; aber in Gott ist keine Trennung, sie sind eins in der Liebe, die, das geheimnißvolle Band zwischen beiden, Grundzug seiner Persönlichkeit ist. — Die freie Liebe erschafft die Welt, wie die nothwendige Liebe den Sohn erzeugt, aber die erste ist darum noch nicht der Nothwendigkeit, die zweite der Freiheit entnommen, in beiden wirkt der ganze persönliche Gott. — In freier Liebe schafft auch der mensch-

liche Künstler, ohne daß auch er damit einer innern Nothwendigkeit entnommen ist, die in seinem schöpferischen Liebestriebe liegt, nur daß im Gebiet des Menschlichen eine innere Disharmonie, ein gegenseitiger Conflict möglich ist, zumal wenn sich die Liebe des Künstlers der göttlichen Liebe, die sie erschuf und die ihre Natur fortwährend bestimmt, innerlich entfremdet, denn je zarter und ausgebildeter diese spricht, ein desto feineres Ohr verlangt sie; oder wenn äußere Umstände sie ihr entziehen. — Das schöpferische Moment aber ist die Liebe; wie in der Liebe Gottes die Welt nicht nur ihren Ursprung, sondern auch ihr Bestehen hat, denn die Liebe ist das Verknüpfende im göttlichen Denken, die Einheit seines unendlich mannichfaltigen Gedankens, der die Welt begründet und trägt. — Und damit ist sie auch Einheit im Daseienden, das ohne sie nicht wäre. — Wir brauchen dabei nicht eine solche Geschiedenheit der ethischen und physischen Welt zu setzen, da in ihnen, wie wir es erst aussprachen, nur die eine Idee in verschiedenen Entwicklungsstufen zur Erscheinung kommt. — Nah ist Gott, der die Liebe ist, dies nur als Schöpfer der Persönlichkeit, vielmehr ist dies der Grund seines Wesens, über dem sich erst die Gebiete der Nothwendigkeit und weiter auf der Stufe voller Selbstvermittlung der Freiheit erheben. — Vielmehr muß jene Gemeinschaft begründende Zuneigung verschiedener Objecte, durch die eine organische Einheit wird, in der ethischen wie in der physischen Welt in der Einheit ihres Schöpfers als wesentlich eine Kraft begriffen werden. — Ja die Liebe selbst trägt den Charakter des Natürlichen, das, wenn auch in der bewußten Freiheit des persönlichen Wesens, wo sie ihrer selbstmächtig geworden ist, zum völligen Ebenbilde der göttlichen Eigenschaft als einer nothwendig-freien, natürlich-sittlichen in untrennbarer Einheit erblühend, wenn auch vorzugsweise auf dieser Stufe ihrer Reife mit diesem Namen belegt, doch als ein vor Freiheit und Bewußtsein in bewußtloser Natur Existirendes uns erscheint, das mehr eine Macht über uns, als wir eine Macht über sie, übt. Eine solche natürliche Macht über sich erfährt nur passiver in freiheitsloser Hingabe der Nothwendigkeit das bewußtlose Ding, eine Macht, die eine Gemeinschaft desselben mit einem andern Dinge, einen engen Zusammenschluß beider begründet, daß

sich Jedes in seinem Nächsten in heimlicher Liebe besitzt. — Als die Einheit schaffende absolut gedacht, begründet sie die absolute Einfachheit Gottes. — Gott als die Liebe ist absolut einfach, bei aller unendlich mannichfaltigen Fülle, deren schwachen Abglanz wir in der Welt schauen. — In der Schöpfung ist die begründete Gemeinschaft nicht absolut, sondern relativ, weil gemacht nicht ursprünglich, darin liegt die Möglichkeit der Disharmonie. — So hängt in der Natur durch Liebe Alles zusammen. — Wenn der Naturforscher eine zusammenhaltende, bindende Kraft anzunehmen sich gezwungen sieht, wenn er diese als Attractionskraft bezeichnet, in sündlicher Selbstständigkeit das Verhältniß geschaffner Objecte rein an sich und mit Abstraction vom Schöpfer auffassend, so ist sie wirklich nur die in der Welt geoffenbarte, das ist, sich verebenbildlichende Macht göttlicher Liebe. — Es ist christlicher, sie so zu begreifen, weil es Aufgabe des Christen ist, Alles im Bewußtsein des persönlichen Schöpfers anzuschauen. — Bezeichnen wir aber jene Kraft als Liebe, so haben wir damit die lebendig-concrete Bezeichnung, die uns des lebendigen Gottes Bewußtsein erhält. — Wie nun das Dasein der Gottesliebe auch Dasein der Nächstenliebe in der Creatur oder allgemein das Dasein der Weltliebe in Gott auch das Dasein der Liebe der Weltobjecte unter einander, so gibt auch das Dasein der Liebe zur künftigen Schöpfung im Künstler das Dasein der Liebe, d. h. der innern Einheit in der Schöpfung, der harmonischen Zuneigung der einzelnen Theile zu einander. — Daher schafft der tief und begeistert liebende Künstler so vollendete Werke. — Und jede Künstlererfahrung wird es bezeugen, daß er keinen treffendern Namen für seine Empfindung findet, als den einer überschwenglichen Liebe, und seine Seligkeit ist der Selbstgenuß seiner Liebe. — Ist aber Liebe die subjective Seite aller Verwandtschaft, so ist es auch hier das Gefühl seiner Verwandtschaft, das der menschliche Geist dem Kunstgedanken gegenüber empfindet, und zwar der höchsten Verwandtschaftspotenz, der durch eigne Hervorbringung vermittelten. — Der höchste Moment, die Blüte dieser Liebe, in dem sie sich ihrer selbst ganz mächtig zur Thatkraft und zum Acte der Schöpfung entwickelt, ist die künstlerische Begeisterung, gleich wie die Pflanze die volle Eigenthümlichkeit der in ihr ruhenden Kräfte

erst in der Einheit ihrer doch so reichen und mannichfaltigen Blüte darstellt. — Religiös und christlich wird aber diese Liebe erst, wenn sie sich als Product der göttlichen weiß, wenn sie den Geist und seinen Gedanken nur als Abbild Gottes erkennt, das sich in sein Urbild immer mehr versenken soll, das ist, wenn sie sich in ihrer ganzen unendlichen Tiefe fühlt, und doch in Allem sich ihrer Abhängigkeit, ihres Standes des Empfangens sich bewußt bleibt. — Dies der künstlerische Glaube, wie er des Künstlers Liebe weihet und heiliget. — Und doch fließt eben aus ihm die volle Begeisterung, indem die Liebe ihr unendliches Wesen in Gott zu ergründen bemüht, immer voller wird seines Geistes, während das Bleiben dieses Gedankens, der die Seele des christlichen Künstlers beherrscht, als Basis wahrer Begeisterung eine dauernde milde Begeisterung erzeugt. — Wie aber der menschliche Geist Gott gegenüber nicht bloßes Abhängigkeitsgefühl empfindet, sondern sich auch als den frei persönlichen weiß, so gewinnt auch die Freiheit hier ihre Rechte. — Die Begeisterung ist nur Act eines freien Geistes, denn das Gefühl der Schöpferkraft, die den Geist in ihr ergreift, birgt die vollste Empfindung seiner Freiheit. — Und doch ist es ein Begeistertwerden, denn eben als der Blütepunkt der uns eingebornen Liebe ist er der Augenblick im Menschenleben, wo sich Freiheit und Nothwendigkeit in der Einheit des Gefühls verschmelzen, wo man am höchsten leidet und thut, um es am wenigsten zu fühlen. — Der Mensch gibt sich hin, er will, wohin er gezogen wird, und doch steigert sich gerade in demselben Augenblick die eigne Kraft zur höchsten Thätigkeit. — Und indem er so im Gefühl (und wir meinen hier nicht die Empfindung, die neben den andern Geisteskräften steht, sondern jenes unmittelbare Sichfühlen des persönlichen Geistes, von dem er ausging, zu dem er durch die Selbstentwicklung endlich in höherer Weise wieder gelangen soll), das als die Urkraft des Geistes am weitesten in seinen Ursprung zurückreicht, den gewöhnlichen Zustand des Geisteslebens überschreitet und in eine höhere Sphäre tritt, um in ihr frei auszuruhen, wird ihr ein vorahnender Genuß der innern geistigen Harmonie, zu der er durch die Erlösung gelangen soll. — Er schmeckt die wahre Freiheit in ihrer Vollendung, die in keinen Con-

flict mit dem ewig wahrhaften Objecte tritt. — Aber eben darum muß die Nothwendigkeit eine geheiligte, das Object, von dem sie ausgeht, muß das wahre sein, das allein die Macht hat, die menschliche Freiheit anzuziehen, den menschlichen Geist zu befriedigen. Dies liegt seit der ersten Sünde nur in der Erlösung; das Object muß ein heiliges, muß ein christliches sein, um in der heiligen Begeisterung die künstlerische Begeisterung voll zu entfalten. — Aber wenn im sittlichen Gebiet volle Harmonie des Geschaffenen mit seinem Schöpfer gefodert wird, so gibt es doch ein Naturgebiet der Wahlfreiheit. — Der Mensch ist eine von Gott bedingte, aber doch freie Persönlichkeit. — Es liegt in seiner Natur als Bild Gottes, daß seine Schöpfung eben so sehr ganz sein eigen, als durch ein Vorbild bestimmt sei. — Seine Schöpfung ist also eben so sehr Original als Copie, oder vielmehr die vollste Einheit beider. Wie im sittlichen Gebiet die Heiligung ganz Werk Gottes und auch ganz Werk des menschlichen Willens ist, der sich durch Gott für Gott bestimmt, so auch hier. — Der Künstler braucht nicht blos empirisch Gegebenes zu copiren, seine schöpferische Phantasie erschafft Bilder, die auch nicht in dem kleinsten Zuge ganz so in der Natur aufgewiesen werden können, und die doch ganz Natur sind. — Klein und Groß, also Relatives, macht hier freilich keinen Unterschied, da über die Stufe der Zusammensetzung der persönliche Geist hinaus ist. — Vielmehr ist es das Geheimniß der Freiheit, in sich absolut zu sein. — Und doch als menschliche Freiheit nur absolut auf dem Grunde eines andern Absoluten, da der menschliche Geist ganz eben so wenig in irgend einem Zuge über dies Gegebene, die Idee aus Gott, die sich in sich selbst endigt, so daß es außer ihr nichts gibt, hinaus kann, so daß das vollkommenste Kunstwerk auch am vollkommensten Natur ist. — Diese Freiheit in der Welt, deren der Mensch mächtig ist, die neben die erste Freiheit in Gott tritt, erweist sich endlich als Wahlfreiheit in der Wahl der Objecte, so sehr freilich diese, gleich den vorigen, eben so innerlich bestimmt, das ist nothwendig als frei ist. — Und dies ist das dritte Moment am christlichen Künstler — Liebe, Glauben und Freiheit, in diesen Drei ist sein Wesen begriffen.

Wir haben bisher nur positiv gezeichnet, nur das Ver-

hältniß zu Gott beachtet; die Eigenthümlichkeit des Künstlers erschließt sich uns im Gebiet des Menschlichen erst in der Vergleichung. — Den Künstler macht die Naturgabe, die Freiheit vermag nur Vorhandenes auszubilden. — Der allgemeine Geist erwählt bestimmte Individuen vorzugsweise zu Trägern seiner bestimmten Kräfte, aber der Christ, dessen klarem Auge die Welt ein durchsichtiger Spiegel Gottes geworden, verehrt in dieser Wahl das weise Gesetz der in ihrer Creatur immanenten göttlichen Liebe. — Unterscheiden wir nun zunächst im Geist eine Macht des Zersetzens, die die allgemeine Idee in ihre Besonderheiten und Einzelheiten verfolgt und auflöst, und eine Macht des Verknüpfens, die da selbstständig baut, und beachten wir das Naturgesetz, das durch Einseitigkeit des Einzelnen die Allseitigkeit des Ganzen bewirkt, so herrscht im Künstler, im Gegensatz zum gelehrten Forscher, die zweite, die Constructionsgabe, vor. — Wie aber jeder Thätigkeit im Menschen ein Sinn als aufnehmendes Organ entspricht, eine Doppelseitigkeit, die die Stellung des Menschen in seiner Abhängigkeit und Selbstständigkeit charakterisirt, so entspricht der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers ein schöpferischer Sinn, die Anschauung. — Wir nennen sie eine schöpferische, weil sie auf eine unmittelbare Weise das erreicht, was der forschende Verstand durch ein vermittelndes Denken. — Und dies scheidet den Künstler und den Mann der Wissenschaft; wir wollen ihn kurz den Philosophen nennen. — Auch der Philosoph verknüpft die vorhandene Mannichfaltigkeit zur Einheit des Systems, aber diese ist ihm eine gefundene, keine gegebene, er kann es erst, indem er den Gang innerer Vermittlung, den Gang der Forschung durchmacht. Dagegen Grundlage der Kunst ist ein unmittelbares Kennen. — Der Künstler besitzt durch Kenntniß, was der Philosoph durch Erkenntniß. — Die Welt geht ihm im Spiegel seines Bewußtseins als eine bekannte, nicht als eine erkannte, auf. — Man sagt daher: dem Künstler werde es gegeben. — Der Dichter besitzt Psychologie, begreift richtig Weltobjecte, ohne daß sie sich ihm aus der Empirie eher vermittelt hätten. — Wir erinnern nur an einen Goethe. — Nicht er versetzt sich in die Welt, die Welt versetzt sich gleichsam in ihn, die Weltidee geht ihm auf. — Wir können dies, wenn wir das Ver-

hältniß des Menschen zur Welt als Herrn der Welt in seiner vollen Wesentlichkeit fassen, wol auch als ein Dienen der Schöpfung bezeichnen. — Der Mensch ist Herr der Welt als Bewußtsein der Welt. — Dies Bewußtsein von ihr wird ihm auf active oder passive Weise. — Das durch die Activität des Subjects vermittelte Weltbewußtsein ist das des Philosophen, in ihm offenbart sich das Herrschen des Menschen über die Welt; das zweite, durch Passivität des Subjects, aber Activität des Objects, vermittelte Weltbewußtsein ist das des Künstlers, in ihm offenbart sich das Dienen der Welt oder Schöpfung, und das Herrsein, Sichdienenlassen des Objects, des Menschen. — Der Philosoph ordnet, dem Künstler ordnet sich die Welt im Bewußtsein der Wirklichkeit gemäß. — Es ist eine Vorstellung der Welt in ihm, die von seiner Anschauung empfangen sie zur schöpferischen That befruchtet. — Vorstellungskraft und Anschauungsvermögen herrschen im Künstler. — Wie der göttliche Weltgedanke erst in seinem Fürsichsein, als vorgestellter, ausgesprochener, als welttragendes Wort Grundlage des göttlichen Kunstwerks der Welt ist, so ist es auch für das menschliche der vorgestellte Gedanke, das Gedankenbild, das im Kreislauf des Selbstbewußtseins gleichsam etwas länger ruht, um seine Betrachtung stille zu halten. — Die Basis der künstlerischen Thätigkeit ist daher eine Ruhe, auf der sich erst die Thätigkeit erhebt, bei dem Philosophen dagegen liegt eine Thätigkeit zum Grunde, die sich erst zur Ruhe vollendet. — Wir können sagen: Weil Seligkeit der Genuß vollendeter Bestimmung, so ist die Seligkeit des Künstlers Ruhe in der Thätigkeit, die des Philosophen Thätigkeit in der Ruhe. — Aber noch von einer andern Seite her eröffnet sich uns ein Unterschied zwischen beiden Geistesrichtungen, in dem Realismus des Künstlers und dem Spiritualismus des Philosophen. — Denn Object des Philosophen ist der Begriff; in einer Begriffswelt, deren Centrum das selbstbewußte Ich bildet, lebt und webt er; er braucht die Natur nur, um aus ihr die geistigen Begriffe zu abstrahiren. — So vergeistigt er durch Entleiblichung. — Anders der Künstler; aller Kunst ist Gegenstand das Bild; Bild ist vom Geist beherrschte Natur, Gedanke, der sich einen Leib gefunden. — Es ist also ein Eingehen des Geistes in die Unmittelbarkeit

der Natur, ein Streben nach Verleiblichung; ist doch der Charakter der Unmittelbarkeit, der Naturcharakter allseitig der Kunst eingeprägt. — Darauf ruht die größere Naturliebe des Künstlers, sein freies und tiefes Verständniß ihrer Erscheinungen. — Ueberall ahnet er in ihr Seele und Geist; der Geist sehnet sich nach der Natur wie nach einer Verwandtin, in deren schönen Zügen er sich wiedererkennt und geht in der Kunst mit ihr die Ehe ein. — So ermöglicht sich im Gebiet der Kunst eine reichlichere Entfaltung des Gemüthslebens, weil auch das Gemüth sich auf Unmittelbarkeit des Empfindens und Thuns gründet. — Während andererseits der Künstler auch mit dem praktischen Leben zusammenhängt, denn seine Begriffe sind durchaus praktisch, d. h. unmittelbar, die nicht erst den Gang durch die Theorie zu machen brauchen. Vielmehr wie wir oft an Menschen ein stilles Naturleben der Praxis und des Gemüths durch die Erweckung des theoretischen Hanges ersticken sehen, so zerstört leicht die zu bewußte Begrifflichkeit die schöne Blüte schöpferischer Thätigkeit im Künstler. — Dennoch scheidet sich sein Leben von dem praktischen Leben durch die beschauliche Ruhe, durch die Stille der Contemplation — wie denn auch am alternden Künstler die Geschichte uns ein zunehmendes Absterben für die Welt zeigt. — Es zieht sich sein Leben immer tiefer in das Heiligthum des Ideals zurück, als den unauslöschlichen Lebensherd, um den er sich mit seinen Schöpfungen angebaut hat. — Und das Ideal ist allein Christus, der Sohn Gottes!

Das Kunstwerk. Der Gedanke des Künstlers, der sich liebend in die Natur senkt und sich in ihr seinen Leib findet, macht das Kunstwerk, wie die Seele den Menschen. — Darum ist es „lebende Gestalt". — Und dieser Gedanke existirt in ihm eben so wirklich, wie der göttliche Weltgedanke im Kunstwerk der Welt, kommt in ihm zur Erscheinung, spricht aus ihm, beweist durch seine Wirkungen sein Vorhandensein. — Damit ist er nun nicht abgelöst von dem denkenden menschlichen Wesen gedacht, eben so wenig als wir uns den göttlichen Gedanken, der die Welt trägt, darum von Gott abgelöst denken. — Der Gedanke, den der menschliche Künstler in sein Werk gelegt, war ein Gedanke der menschlichen Natur. — Er haftet an seiner Erscheinungsform

und wird in ihr gefunden, nicht im Stoff, weil die Vermittlung keine innerliche, absolute, sondern am Stoff, d. h. in der bestimmten Form desselben. — Er wird aber nicht erst jedes Mal vom Subject hineingetragen, denn als Menschheitsgedanke hat er eine objective Existenz, über die der Einzelne nicht Macht hat; vielmehr beherrscht der objective Gedanke den subjectiven. — Inhalt dieses Kunstgedankens ist nun aber die Welt in unserm Bewußtsein. Diese aber ist eine zwiefache, eine wirkliche und eine ideale. Denn unser Bewußtsein sagt uns, daß die Welt, wie sie ist, der göttlichen Idee nicht mehr entspricht. — Dagegen haben wir im Gewissen, dem Repräsentanten des göttlichen Ebenbildes in uns, das Bewußtsein einer andern Welt, von der diese jetzige weit abweicht. — Mehr gibt das Gewissen noch nicht. — Diese andere Welt, weil der Mensch sie in der Wirklichkeit nicht findet, wol aber in der göttlichen Idee weiß oder ahnet, heißt ihm Ideal. — Es ist das Gewissen der Kunst, Repräsentant des Göttlichen in ihr und allein Bürge ihres Daseins. — Denn so weit sie nicht das Unvergängliche in sich aufgenommen, wissen wir sie als vergänglich, als nichtig. — Das Ideal der Kunst verwerfen, heißt die Kunst aufheben. — Sie ist durch das Ideal. — Es ist am Heidenthum alter und neuer Zeit anzuerkennen, wenn es dies zum Canon seiner Kunst erhob, wenn es nur sie nicht als schon Wirkliches, sondern als erst zu Verwirklichendes wollte. Denn das Ideal in dem Wirklichen sehen ist ein eitles, schein- und trugvolles Idealisiren. — Aber freilich sein Ideal ein ferner Abglanz des ewigen Ideals. — Dies ist noch im Glauben da, für den es wirklich geworden ist. — In Christo, dem Träger aller göttlichen Gedankenfülle, ist das Ideal real geworden und im Christus in uns durch den Glauben auch für seine Gemeinde wirklich, wenn auch, sofern er in der Hoffnung ist, noch nicht gegenwärtig da. — So ist das Weltideal, von dem das Heidenthum geträumt und geahnt, das Ewige der Kunst erst im Christenthum wirklich da. — Wenn aber zu jener Zeit eine unausfüllbare Kluft Ideal und Real schied, wie das eiserne Schicksal, das sich nicht herunterzwingen ließ in die Nähe des Menschen, so hat nun das Ideal sich herabgelassen und ist unter uns erschienen und wohnet unter uns und nimmt

alle Realität wieder an sich. — Es hat selbst gewollt ein Gegenstand der Kunst werden, sei es in sich oder im Vergleich mit der Kunst, wie es allein das Ebenbild Gottes hat, während sie nur als Ahnung, als schwacher Schimmer im Heidenthum existirt, aber dieses hat sie auch nothwendig. — Wie in Ideal und Real der ethische Gegensatz im Kunstgedanken, so geht in der Natur und der Geisteswelt uns ein physischer Gegensatz in ihm auf. — Soll aber die Geisteswelt durch die Kunst für uns in der Form der Natur auftreten, so muß sich die geistige Idee ihren entsprechenden Ausdruck in der Natur suchen, denn wir gehen ja von dem Grundsatz der Einheit der Idee in beiden verschiedenen Welten aus. — Und diese Vertretung des Gedankens in der Geistesform durch seine Naturform ist es, was wir Symbol nennen oder, wie unsere Sprache es sinnig ausdrückt, ein Sinnbild. — So schauen wir ähnlich in Welt und Menschheit Gott in seinem Bilde an, so hat sein Wort selbst uns das Symbol geheiligt und seine Wahrheit uns garantirt. Denn vom ersten bis zum letzten Capitel der Schrift offenbart sich uns das Göttliche im Bilde. — Desto mehr aber, weil ein Vorbild uns gegeben ist, ist Wahrheit des Symbols Foderung für den christlichen Künstler und beurkundet seine innere Empfänglichkeit für die gottgeschaffenen Beziehungen. — Er kann kein Symbol schaffen durch menschlichen Willen, er darf nur finden, wo die Idee sich für ihn versinnbildlicht hat. — So sind die Gleichnisse Christi. — Das Gleichniß vom Weinstock und seinen Reben ist nicht etwa ein von Christo zufällig gewähltes Bild, sondern in diesem Bilde ruht die Idee des innigen und wesentlichen Zusammenhanges. — Die durchdringende Macht des Lichtes ruht auf demselben göttlichen Gedanken als die durchdringende Macht des Geistes in der Erkenntniß. — Die sieben Gemeinden in der Apokalypse werden sieben Leuchtern verglichen. Das Verhältniß des Leuchters zum Licht, das von ihm getragen wird und wodurch er seine Bestimmung erreicht, ist dasselbe Verhältniß, als das der Gemeinde zum Geist, der von ihr getragen wird und durch den sie ihre Bestimmung erreicht. — So könnten auch die Farben mit Recht symbolisch genannt werden. — Das erscheinende Grün ist uns wahrhaft eine Verheißung und weckt in uns Hoff-

nung. — Verheißung und Hoffnung kommen und schwinden mit dem Grün im Jahr. — Sie sind also daran geknüpft, sie haben sich darin versinnbildlicht; sie entsprechen ihm in einer andern Sphäre, ohne daß damit gesagt ist, daß im Grün noch ein anderer Gedanke, durch den der erste bestimmt wird, enthalten sein kann, der noch eine andere Aehnlichkeit geben könnte. — So könnte das Blau des Himmels uns etwa mit Recht Offenbarung und Glauben bedeuten u. s. f. — So hat Gott von jeher durch die Natur zum Menschengeiste gesprochen und die Menschen es gefühlt und gefunden; uns sind die offenbarsten der Symbole geschichtlich fest geworden und die gewöhnliche Sprache, die die Form der Unmittelbarkeit gibt, hat selbst ihre Bildlichkeit vergessen. Und auch der Künstler wird nicht immer von seinem Symbol Rechenschaft geben können, weil sein Sinn auf der Gabe unmittelbarer Kenntniß nicht immer auch auf Erkenntniß beruht. — Wie aber die richtige Erfassung des Symbols von einer Hingabe unsers Geistes an seine Idee zeugt, die erst in der Erlösung zu ihrer Wahrheit gelangt, so ist die Willkür im Symbol Kind der Selbstsucht und ist darum häßlich. — Dagegen gibt es auch eine erlaubte Freiheit in ihm, die auf dem Grunde göttlicher That ruht. — Der eine göttliche Gedanke hat sich nicht blos in ein einziges Sinnbild, sondern etwas modificirt durch einen andern hinzutretenden Gedanken in viele Sinnbilder gehüllt, oder die Gattung stellt sich in vielen Arten, die mannichfaltigen Einzelnheiten immer modificirt dar. — So ist auch im Geistigen kein Begriff in der Weise einfach, daß ich nichts über ihn sagen, ihn nicht mannichfaltig beschreiben könnte, folglich habe ich auch im Sinnlichen eine mannichfaltige Beschreibungsweise für ihn. — Wenn es mir nur darauf ankommt, eine gewisse Idee wiederzugeben, so habe ich Freiheit, sie in vielfachen Gestalten aufzufassen, nur mit der vorausgesetzten Warnung, nicht über den Analogiepunkt, der eben nur einseitig ist, hinauszugehen. — Kommt es mir freilich darauf an, sie im Zusammenhange zu geben, so muß derselbe Zusammenhang im Naturbilde aufgesucht werden, soll die wahre Freiheit als Selbstbestimmung zum göttlichen Ebenbilde gewahrt bleiben.

Wir haben die Inhaltsfülle des Kunstgedankens betrachtet;

in die Erscheinung tritt er nur als der besondere. — Aber weil ein künstlerischer Geist besonders dazu organisirt ist, so trägt auch jeder seiner Gedanken das Siegel seines Berufs. — Der Künstler ist es in all' seiner Thätigkeit, die Thätigkeit des Dichters ist lauter Poesie. — Die Macht aber des Allgemeinen, sich in das Besondere zu versetzen, ist die Liebe. — Durch die Liebe ist Gott in dem besondern und einzelnen Weltgedanken und in jedem ist er ganz da. — So ist es auch des Künstlers volle Seele in dem einzelnen Gedanken, durch den er nach seinem Bilde schafft, und das macht seine Werke seelenvoll. — Wie daher nichts zu klein ist, um den teleologischen Beweis für das Dasein seines Schöpfers zu liefern, so ist gleichsam kein Werk des wahren Künstlers zu klein, ihn uns bekannt zu machen. Schildert uns der Künstler Schmerz oder Freude, oder welchen einzelnen Zug er wolle, einen Laokoon oder eine Niobe, er selbst ist uns in jedem ganz da, jedes liefert einen teleologischen Beweis für ihn. — Aber noch ist nicht jeder aufsprudelnde Gedanke des Künstlers Kunstgedanke. — Auch von Seiten des Besondern gibt es eine Bedingung für die Aufnahme des Allgemeinen, die der innern Vollendung, Bestimmtheit, organischen Gesetzmäßigkeit, wie es die Vorbilder der Kunstgedanken, die Naturgedanken, die Gedanken Gottes sind. — Nur wieder als Begriff, als in sich geschlossenes, einheitliches System, hat das Besondere die Macht, das Allgemeine in sich aufzunehmen. — Das Kunstwerk muß eine Einheit haben, in der seine Mannichfaltigkeit ruht. — Diese Begründung der Vielfachheit in der Einheit ist Wesen des Organischen. — Auf einander bezogen, gibt es eine Zusammenstimmung aller einzelnen Theile in rechter Gegenseitigkeit zu einem Ganzen, in dem sich die Idee vollkommen ausdrückt, die Harmonie des Kunstwerks — ein Product der Nächstenliebe der einzelnen Theile, die wieder aus der Liebesmacht des Gedankens stammt. — Harmonie ist Einfachheit in der Vielfachheit. — Grund aller Harmonie ist die Liebe, in letzter Instanz also die göttliche Liebe.

Spiegelt sich, wie die Seele am Leibe, der Gedanke in der Erscheinungsform des Stoffes, als seinem sinnlichen Ebenbilde, so muß auch diese eine gesetzmäßige und harmonische sein. — Die Erscheinung der Harmonie an der sinn-

lichen Gestalt gibt uns den Begriff der Schönheit. — Diese ist also nicht subjectiver, sondern objectiver Schein oder Erscheinung. — Den Ausdruck leiht in der Kunst der Gedanke, den schönen Ausdruck nur der harmonische Gedanke. — Alles, was Werk des göttlichen Gedankens ist, muß schön sein. — So war es die Welt, als sie aus den Händen Gottes ging, als er sie alle Gedankenfülle im Angesicht, wie die Schrift den Sohn nennt, angesehen und die Züge des göttlichen Ebenbildes ihr eingeprägt. — Und Gott sahe sein Werk und siehe, es war Alles sehr gut! — Dies gilt nicht nur vom Wesen, sondern auch von der Gestalt, denn gut von Gestalt heißt in der Schrift: schön. — Wie schön war nicht Eden, der Garten Gottes, das Ideal der Erde! — Wie ein schwacher Schimmer scheint seine Gestalt noch im Frühling auf Erden wieder, ein kurzes und wandelbares Frühroth eines ewigen Tages. — An seiner Schönheit, die das Bewußtsein des Ideals in uns Allen, besonders aber im künstlerischen Gemüthe hervorruft, erkennen wir ihn als göttliche Verheißung, oder vielmehr als das Ewige kündende Weissagung. — Wie das Reich Gottes auf Erden, erscheint er auf der Grundgestalt des todten, erstarrenden Winters. — Aber das Ebenbild Gottes gipfelte im Menschen. — Der Mensch vor Allem trug das Siegel der Schönheit, unter dem jenes erschien. — Dies ahneten die Aeltern Mosis, als sie voll Glaubens in seiner Schönheit ein verheißungsvolles Ebenbild Gottes erkannten. — Sie retteten ihn, wie der Hebräerbrief spricht, darum, daß sie sahen, wie er ein schönes Kind war. — Die Sünde, die als Widerspruch der Liebe die trennende, alle Harmonie auflösende Macht ist, bringt auch den Widerspruch der Schönheit, die Häßlichkeit, statt Gestaltung, die eigentlich immer auch Schönheit bedingt, Entstaltung hervor. — Durch die Sünde ward Welt und Mensch entstellt. — Die Erscheinung des Fleisches hat nun weder Gestalt noch Schöne. — Die Sünde ist nicht schöpferisch, sie verzerrt nur das Schöpfungsantlitz. — Da drängten sich die einzelnen Charakterzüge aus ihrer natürlichen, harmonischen Lage, da breitete sich Dorn und Distel aus ihrem Platz ins harmonische Weltall, in dem sie schön gewesen waren, und wurden in dieser Disharmonie häßlich, Symbol der durch Sünde leidenden Natur. — Unregelmäßigkeit,

Widergesetzmäßigkeit und Disharmonie sind, wo nicht ein Versöhnungsgedanke über ihnen schwebt, häßlich. — Aber es ist eine Versöhnung in die Welt gekommen. — Ihr Resultat konnte für die Erscheinungswelt nur Wiederherstellung der Harmonie und Schönheit sein, ihr Grund die göttliche Liebe, die die Sünde aufhebt und die Welt überwindet. — So ist mit der Versöhnung auch Schönheit erschienen. — Eine wilde Landschaft, über der ein Versöhnungsgedanke schwebt, eine Welt voll Sündenhäßlichkeit, über die die göttliche Versöhnung sich ausgebreitet hat, die Kluft erfüllend und ausgleichend alle Disharmonie, ist schön. — Ja, ein Gegensatz zum Uebel, erscheint hier das Göttliche in seiner vollen Schöne, wie im geistigen Gebiete die Liebe reicher sich zu entfalten scheint, wo sie zu heilen findet. — Darum ist Christus der Menschenkinder Schönster (Psalm 45), seine erschienene Herrlichkeit die absolute Schönheit. — Sie begeistert das gläubige Gemüth. — Die Braut kann die Schönheit ihres Bräutigams nicht aussagen. — Er ist zu holdselig. — Aber auch sie strahlt in seinem Glanze, wie Mosis Angesicht vom Angesicht des Herrn, das ihn angesehen. — Sie ist nun sein Ebenbild geworden, schön wie der Mond, wie das hohe Lied sinnig spricht, er die erleuchtende Sonne. — Darum ist endlich das Reich Gottes, das vollendete Eden, so schön, schön in der Weissagung. Zion ist wie eine schöne, lustige Aue (Psalm 62), besonders aber des Jesaias, schön auch, wo es in seiner verklärten Gestalt als flüchtige Erscheinung vorübergeht. — Wie schön ist es nicht auf dem Tabor! Meister, hier laß uns Hütten bauen, sprachen die Jünger. — Am schönsten endlich ist das Reich in seinem Kommen, wie es Johannes, der Apokalyptiker, schaut, der neue Himmel und die neue Erde. — Am Ideal haftet demnach die Schönheit; nur so weit dieses erscheint, kann auch Schönheit vorhanden sein. — Aber die Sünde hat Geist und Leib auseinander gerissen. — Das geistig Schönste im Christenthum erscheint noch oft in einer Hülle, die weder Gestalt noch Schöne hat, bis die Zeit kommt, wo der Geist das Fleisch überwindet und die verklärte Leiblichkeit hervorbricht. — Auch der Begriff der Schönheit ist uns also als ein christlicher aufgegangen, der erst durch die angenommene Erlösung zu seiner Wahrheit kommt. — Auch

hier trägt die Kunst die Foderung ihrer Verchristlichung in sich, weil sie die Schönheit fodert. — Man kann sagen, die Kunst hat das Schöne zum Gegenstande, wie die Philosophie das Wahre; zunächst freilich ein oberflächliches Urtheil, weil es nur die Oberfläche des Kunstwerks berührt, aber richtig, wenn man es in seiner Tiefe, die Oberfläche nur als nothwendige Erscheinung des Inhalts faßt.

Zweck der Kunst. Wir haben bisher die Kunst für sich in der Seele des Künstlers und in der Erscheinung, im Kunstgedanken und im Kunstleibe betrachtet, uns bleibt noch als Schluß die Frage: Was ist die Kunst für den Geist? — Denn dieser Kreislauf liegt im Wesen des Geistes, daß er seine Schöpfungen endlich auf sich zurückbezieht, seine Aeußerungen wieder verinnerlicht und durch all' seine Thätigkeit sich selbst sein Wesen vermittelt. — Dies ist die Frage nach dem Zwecke der Kunst. — Was anders, sagt man, ist Zweck der Kunst, die das Schöne zum Gegenstande hat, als der Genuß? — Denn Genuß ist das Gefühl der Harmonie, der Harmonie zwischen dem Geiste und seinem Ebenbilde, in dem er sich selbst anschaut und genießt. — So genoß Gott seines Bildes in der Welt, als er die vollendete ansah, und siehe, es war Alles sehr gut! — In diesem Vorbilde liegt das Berechtigte und Naturgemäße des Kunstgenusses. — Nur die religiöse Weihe liegt für ihn noch nicht in der Ebenbildlichkeit der That (denn wie Gott sein und handeln wollen ist auch Princip der Sünde), sondern in der Ebenbildlichkeit des Geistes selbst. Auch der gefallene Geist genießt sich noch in seinem Bilde. — Selbst in den Stunden des tiefsten Gefühls seiner Entstellung schafft es ihm noch die Befriedigung eines schmerzlichen Genusses, seine Gefühle durch die Kunst auszusprechen und sich zur Anschauung zu bringen. — Wie viel mehr erst der vollendete Geist, wenn er, seiner Stellung im Reiche Gottes gewiß, durch die Kunst seiner künftigen Schöne genießt, oder einst in der Zeit einer Vollendung der gegenwärtigen, nur als Menschengeist mit dem zwiefachen sittlichen Gefühl (das in der göttlichen Ebenbildlichkeit als Foderung liegt), der Würde seiner schöpfungskräftigen Persönlichkeit und der Demuth seiner Beschränktheit. — Wäre der Geist ein vollendeter, so würde er bei diesem Zwecke beruhen; aber

er ist noch ein in Entwicklung begriffener. — Und daraus ergibt sich als Nebenzweck all' seiner Thätigkeit der Zweck der Erziehung. — Bild ist das Object der Kunst, bilden der erziehende Zweck in ihr, d. h. aus der Unmittelbarkeit der Natur durch die Anschauung der an ihr versinnbildlichten Gedanken zum bewußten Geist emporzuführen und durch das Ideal den Sinn für die Wirklichkeit im Gemüthe des Kindes aufzuklären. — Das wußten schon die alten Hellenen, die durch die Poesie des Homeros den Geist der Knaben bildeten. — So lernt unsere Kindheit aus dem Bilderbuch ihre ersten Begriffe und reift, die Stufenfolge in der Kunst selbst beobachtend, an der Kunst für Wissenschaft und Leben heran, so sehr unsere begriffliche Zeit das Leben in der Kunst beschränkt. — So zog in der Zeit der Vorbereitung auch Gott sein Volk Israel durch bildlichen Dienst. — Und so hat auch die christliche Kirche durch heiliges Bild, heilige Musik und Poesie die rohen Naturvölker zur Anbetung im Geist erzogen und zieht sie noch täglich heran. — Auch die Kunst ist, wie Gesetz und Natur, Pädagog auf Christus hin.

So in ihrem Ausgang und Eingang geweiht, wird die Kunst wahrhaft heiliges Gebiet. — Wie jedes einzelne Hauptgebiet im allgemeinen Geiste, seiner besondern Existenz im einzelnen Menschen gegenüber, als ein Allgemeines betrachtet werden kann, so ist auch die Kunst eine geistige Macht, die durch Selbstmittheilung sich ihre Jünger wirbt. — Sie kann nicht entstehen, muß man sagen, denn nur das Zeitliche entsteht. — Also kann sie es auch nicht im einzelnen Menschen. Der einzelne Mensch entsteht in ihr vielmehr. — In sie, als eine göttliche Gedankensphäre, tritt er hinein. — Es ist dieselbe Täuschung, wie wenn uns die Sonne aufzugehen scheint, wir aber eigentlich ihr entgegengerückt werden, doch bedarf sie selbst die Begründung in dem Ewigen, um ewig zu werden.

Die Künste. Im Wesen der Kunst selbst, als einer Vermittlerin zwischen Natur und Geist, liegt es, daß in ihr selbst eine Entwicklung mit verschiedenen Stufen stattfindet, durch die sich ihr allgemeiner Begriff besondert. — Zunächst aber ist uns eine Zweiseitigkeit in ihr gegeben, je nachdem die Natur- oder die Geistesform das überwiegende Moment

ist. — Wir unterscheiden die bildende und redende Kunst, bis sich ihr Gegensatz in einer dritten, der vollendeten Kunst, die die übrigen in sich befaßt, vermittelt und zu einem Höhern aufhebt, und dies ist die dramatische Kunst. — Charakter der bildenden Künste ist die Naturform, die Form der Unmittelbarkeit. — Sie sind der Darstellung eines Werdens, einer lebendigen Entwicklung nicht fähig, sondern fassen diese nur in einem Momente auf und stellen sie dar als eine todte Natur. — Die Starrheit ihres in sich selbstständigen Stoffes bildet seine Fremdheit gegenüber der Idee ab und erfodert zu seiner Behandlung den Dienst des gröbern menschlichen Organismus, der im mechanischen Werkzeuge noch der vermittelnden Hülfe der Natur bedarf. — Dennoch bleibt der Bezwungene im starren Fürsichsein. — Darum ist das Symbol die einzige Form, in der der unbeleibte Gedanke hier erscheinen darf. — Mit den allgemeinsten geistigen Umrissen beherrscht die massive Baukunst die Masse des Stoffs; erst in der gerundeten, der geistigen Behandlung fähigen Säule bietet sie den Uebergangspunkt zur Sculptur. — Hier tritt der Stoff mehr zurück und die ganze Fülle der sichtbaren Welt gewinnt Raum, sich zu veranschaulichen in der selbstständigen Bildsäule, in dem fein gebildeten Relief, wie es den leichten Uebergang zur Frescomalerei bietet. — In der Malerei schwindet der todte massenhafte Stoff vor der geistigen Form. — Nur die belebte Farbe, das Kind des geistigen Lichts und mannichfaltig wie der Gedanke, dient als noch selbstständiger Stoff dem Geiste, der gleich dem Licht mit ihr in die letzten Falten der sichtbaren Welt eindringen und ihre feinsten Züge wieder zu beleben vermag. — Während die Bildhauerkunst nur noch die einfachsten Gruppen, wählt die Malerei mit Liebe die mannichfaltigsten Scenen des Lebens und der Geschichte zu ihrem Gegenstande. — Die Naturform, die das Werden in ihr noch beschränkt, sinkt endlich in der Tonkunst völlig und die Selbstständigkeit des Stoffes hört auf. — Der Uebergang zur redenden Kunst ist gemacht. — Wie die erste Gruppe von Künsten das Bild, der Spiegel der sichtbaren Welt, so charakterisirt die zweite Gruppe die Rede, zu der sie als Endziel hinanstrebt. Rede ist die lebendige Entwicklung des Geistes im Naturleben, den sie beherrscht. — Ihre Fähigkeit, Entwicklung

und werdende Geschichte darzustellen, wie rein geistige Begriffe unbildlich zu geben, wenn auch nicht unleiblich, denn Bild ist nur der sichtbare Naturleib, endlich die Unselbstständigkeit ihres Naturstoffes charakterisirt die redende Kunst, die Kunst der Geisteswelt, wie die bildende Kunst die der Naturwelt war. — Den Uebergang bildet die Tonkunst. — Die allgemeinsten Züge der geistigen Entwicklung, der Empfindungen, aber noch ohne die feste, haltbare Bestimmtheit sind ihr Gegenstand. — Ihr Stoff, der leichte Ton gibt sich als Organ der Seele hin. Er will nichts für sich sein. Erst durch den Künstler wird er, tritt nur in Verbindung mit seiner Seele auf, durch sie vielfach beweglich. Dennoch ist das Verhältniß zum Menschen noch ein äußerliches, wie dies durch die Aeußerlichkeit seines Stoffs, das Dasein des Instruments und den Gebrauch der Hand bedeutet wird. — Erst im Gesange verinnerlicht sich die Tonkunst und wird vollkommen redende Kunst. — Sie verläßt die fremde, äußere Natur, versetzt sich in den Menschen und wählt die innere Natur, wo diese dem Geist als dienendes Organ am unmittelbarsten nahe tritt, zu ihrem Stoff. — Die beseelte Stimme, der begeisterte Hauch, wie dies die kräftigen Natursprachen der alten Welt mit einem einheitlichen Wort: spiritus, πνεῦμα, bezeichneten, drückt die Tiefe der innerlichen Verbindung aus. — Doch tritt diese Verbindung im Gesange noch in ihrer allgemeinsten Form auf und bedarf die nähere Bestimmtheit durch die Poesie, die sie erst ins Einzelne ausbildet. — Als solcher ist er die Wiege der Poesie. — Daher der Dichter der kindlichen alten Welt „Sänger" war. — Die tiefste Vermählung zwischen Seele und Leib, Geist und Natur, in der sie in untrennbarer Einheit sich finden, einen Leib, der über die Zusammensetzung und den Mechanismus hinaus allein fähig ist der unendlichen Bestimmtheit des Gedankens, bietet das Wort, der Ausdruck der innersten Persönlichkeit des Menschen. — Die Kunst im Wort ist die Poesie. — Die ganze Fülle des Werdens und des Seins, der Natur- und der Geisteswelt strömt hier in der vollen Freiheit seiner eigenthümlichen Bestimmtheit. — Der geistige Ausdruck ist durch die Weihe der Kunstform gemildert und der abstracte Begriff muß in die Anschaulichkeit des sinnlich schönen Bildes

eingehen. — Wie denn auch diese Vermählung von Gedanke und Kunst die deutsche Sprache sinnig mit: „Dichtkunst" bezeichnet. Erst in der letzten der Künste, wenn man sie noch zu diesen zählen will, in der Kunst der Beredtsamkeit, fällt die Naturform der Kunst. — Sie bildet den Uebergang ins Leben. — Das Ich, das in der Kunst sich selbst und die Welt in sich beschaut, tritt aus dieser Beschaulichkeit in die Beziehung zu einem andern Ich. — Das Verhältniß von Ich und Du, die Grundlage des Strebens in der Menschheit, ist die Grundlage der Rede. — Sie ruht daher auf der Willensbewegung, statt wie die Kunst auf Empfindung und Beschauung; nur, wie von einer leichten Hülle, von dieser umflossen. Hier endet die Stufenfolge der Künste. Aber über ihnen allen, sie alle in sich beschließend und ihre Gegensätze durch die Einheit des Gedankens sanft vermittelnd, erhebt sich die Vollendung aller Kunst, die dramatische. — Wir verstehen darunter weder die Schauspielkunst, noch die dramatische Dichtkunst allein, sondern jene unmittelbare Selbstdarstellung des Gedankens durch die ganze geistig-leibliche Persönlichkeit des Menschen, wie sie in den Anfängen der Kunst in Thespis' Karren noch in einem Träger vereint war, in ihrer weitern Entfaltung aber nothwendig mehrere Träger, den Dichter und den Schauspieler, fodert. — Weder Inneres noch Aeußeres tritt also hier einseitig hervor, sie ist Kunst des ganzen Menschen; so auch am Körper des Menschen, den sie ganz zu ihrem Organ verlangt. — Die redende Kunst tritt aus ihrer nackten Geistigkeit, um in den Leib der bildenden Kunst einzugehen. — Sein und Werden, Bild und Rede, Anschaulichkeit und lebendige Entwicklung verschmelzen sich. — In demselben Moment ist Alles hier plastisches Bild und belebte Geschichte, die Kunstaufgabe der lebenden Gestalt vollendet sich. — Nur das Leben ahmt wieder das Leben vollkommen nach. — Selbst die Naturwelt muß im Bilde die Scene des Menschenlebens werden. — Und das Theater ist volles Weltbild, Mikrokosmus, an dem sich der Stoff der Kunst gleich ihrer Form erschöpft. — Denn alle Künste bauen gemeinschaftlich an dem Theater. — Die Architektonik baut die Scene, Sculptur und Malerei füllen sie mit dem Reichthum der Decoration, während die Plastik die Erscheinung des Ge-

dankens in der Gestalt ordnet und bildet. — Die Musik leitet die Stimmung, die der Gesang in ihren einzelnen Empfindungen ausführt. — Den geistigen Kern aber bildet die Dichtkunst, die die unendliche Mannichfaltigkeit des erscheinenden Lebens aus einer Einheit wiedergebärt und den Dienst aller Künste bestimmt, während sie sich selbst in der Rede zur lebendigen Wechselbeziehung des Lebens entfaltet.

Theorie der dramatischen Kunst. Wie das Christenthum zunächst die Seele des Menschen antritt, deren Gebilde der Leib ist, so haben auch wir es zunächst mit der Seele des Theaters, der dramatischen Dichtkunst zu thun. Das Allgemeine über den Kunstgedanken in der Dichtung ist bisher in dem über die Kunst Gesagten von uns schon erörtert. — Wir haben nur noch Weniges, besonders über Bildung des Sprachstoffs, in ihr zu bemerken. — Je mächtiger der ganzen Natur- und Geisteswelt der Dichter ist, je freier er in ihr zu walten vermag, desto aufmerksamer achte er auf den geheimen Zug des Vaters zum Sohn, der durch alles Geschaffene geht und ihm im Spiegel der Welt die Tiefen Christi erschließt. — Der Reichthum des menschlichen Gedankens verhülle ihm nicht die Tiefe des göttlichen! — Sinn für die Darstellung der Wirklichkeit kann der Dichter der Welt mehr haben, Tiefsinn hat Keiner wie er. — Ja wie der menschliche Geist ist auch die Dichtkunst erst im Christenthum wahrhaft zu sich selbst gekommen. — Das Amt des Dichters hat etwas Prophetisches, nur daß seine Offenbarung eine vermittelte, die des Propheten eine unmittelbare ist. — Ein Hohes ist es, daß der Dichter nicht an die leibliche Erscheinung gebunden ist, daß er Gott zu nennen, die geistigen Tiefen der Schöpfung und Erlösung zu beschreiben vermag. — Je mehr er die Idee in seiner Gewalt hat, desto mehr erinnere er sich, daß der Wirklichkeit seine Darstellung, aber sein Dienst nur dem christlichen Ideal gehören kann!

Der Dichter hat den bildsamsten Stoff zum Kunstleibe. Daß bei aller Weite der dichterischen Wortgestaltung ein tief poetischer Gedanke in Prosa, wie bei Jean Paul, oder ein prosaischer Gedanke in Versen, wie bei einer großen Zahl der zugleich publicirten Gedichte noch kein Gedicht ist, versteht sich aus allem Frühern von selbst. — Harmonie ist

Grundfoderung für die Kunstgestalt. — Die besteht im Dasein der Einfachheit in der Vielfachheit und gibt sich in dem Dasein des einen Tons in der Vielfachheit der Worte im Rhythmus kund. — Sie vollendet sich, wo wie der Gedanke, so auch die Form als Organismus gefaßt wird, der einen Cyclus in sich verbundener Theile enthält. — Diese als einzelne Verse gefaßt, müssen auch in ihrem harmonischen Zusammenhange unter einander, in dem sie den Organismus bilden, dargestellt werden. — Und dies geschieht annähernd durch die Assonanz, vollendet durch den Reim. — In ihm versinnlicht sich der innige Zusammenhang der einzelnen Theile bei ihrer Gliederung, das Bestehen der Vielfachheit in der Einfachheit; in ihm fühlt sich das ganze Gedicht gleichsam als ein harmonisches und daher schönes Ganze. — Die Schönheit ruht gleichsam im Reim. — Weil aber Harmonie und Schönheit Producte der Liebe sind, so ist der Reim endlich Versinnlichung der Liebe. — Sie erscheint in ihm als die Alles durchwehende schöpferische Macht. — In dem vollen, schönen Reim kann sich die Liebestiefe des Künstlers darstellen, freilich nur so weit, als der Geist im schönen Gesicht. — Zu verlangen wäre hiebei nur Uebereinstimmung der Gedankengliederung und Versgliederung. — Eine Verletzung derselben gibt daher auch immer die Empfindung der Disharmonie und ist Störung oder Mangel der Kunst, die ihren Leib vollkommen beherrschen soll.

Wenn die Dichtkunst Abbildung des Bewußtseinsinhalts im Wort ist, so unterscheiden wir zunächst im Bewußtsein das Ich und das Nicht-Ich, Subject und Object. — Dies gibt uns die subjective und die objective Poesie, die wir in freierer Beziehung auch die lyrische und die epische nennen können. — In der ersten schildert das Ich sich selbst, seine Empfindungen, Zustände, Verhältnisse, Beziehungen zum Object. In der zweiten wird das Object vom Subject als etwas außer mir Befindliches aufgefaßt. — Es kommt zur Beschreibung, zur Erzählung von einem Gegenstande. Dieser wird dabei entweder in das Zuständliche oder in die Handlung aufgefaßt. — Das erste das didaktische Gedicht, das zweite die Ballade, wenn die Handlung als eine, Epos, wenn sie als Organismus von Handlungen, deren Cyclus in einer Einheit ruht, begriffen wird. — Den

christlichen Charakter bekommen lyrisches und episches Gedicht, wenn Subject und Object nicht nach ihrem vergänglichen Sein als absolute, d. h. in ihrer Eitelkeit, sondern in ihrem ewigen Grunde, in der Beziehung zu ihrem Schöpfer und Erlöser aufgefaßt werden. — Aber die Dichtkunst beruht nicht bei der Scheidung ihres Inhalts. — Sie hat die Macht, diese Scheidung zu überwinden durch das Geistige ihres Seins. Denn wie im Selbstbewußtsein der menschliche Geist nicht in der Scheidung des subjectiven und objectiven Selbst, sondern erst in ihrer Vereinigung sich befriedigt, so befriedigt auch die Poesie sich erst in der Vereinigung der subjectiven und objectiven Dichtung zur Poesie des Subject-Objects der dramatischen Dichtkunst, in der die Empirie schon längst die Zusammenschmelzung der lyrischen und epischen Poesie erkannt hat. — In ihr legt sich die hohe geistige Macht dieser Kunst, durch die sie die Vollendung aller Künste wird, in ihrem Blütepunkt dar. — Der Geist bethätigt seine Macht in dem Object im Bewußtsein, indem er es in der Einheit des Subjects aufnimmt, es in das Subject versetzt. — Das Nicht-Ich steht als Ich da, wie im Selbstbewußtsein das vorgestellte Ich als das vorstellende Ich dasteht. — Beide sind nun etwa nicht zusammengeschmolzen, sondern ineinander geschmolzen, haben sich gegenseitig durchdrungen; die epische Poesie, die fremde, ist von der lyrischen Poesie, der bekannten, durchdrungen. — So ist es ein beständiges Aussprechen des Selbsts, ein lyrisches, von Personen, die alle nicht mein Selbst, episch sind. — Aber sie sind kein Ich geworden und sprechen daher als Ich. — Das ganze Object hat wieder mich, das Subject, durchdrungen und benutzt mein Organ der Selbstaussprache, spricht durch mich, jeder Charakter in seiner Weise, jede Individualität als sie selbst und als Ich, als Object, was sie war, und als Subject, was sie geworden ist. — Die Verwandlung ist zugleich eine Erhebung. Das Object erscheint in seiner höchsten Lebendigkeit, weil es als Subject, als empfindender, denkender, handelnder Geist erscheint. — Aber das Object kann nur ein Ich, ein Subject werden, so weit die Möglichkeit eines Ichs in ihm liegt, oder sofern es die Subjectivität erträgt. — Es wird also nur Gegenstand des Dramas, sofern es Persönlichkeit ist oder doch

als Persönlichkeit gedacht wird. — Die Personificirung in der Poesie liegt eben in der Macht, das Object Subject werden zu lassen, d. h. sie hat nicht den Werth wirklicher Persönlichkeit, weil sie nur ein angenommener, nicht ein vorgefundener göttlicher Gedanke ist, angewandt nur zu dem Zweck, um durch den berechtigten Vergleich alle Eigenschaften des gegebenen Objects, seine Beziehungen zum Ewigen, die uns erst in einer Persönlichkeit recht anschaulich werden können, besser darzustellen. — Mit dem Recht der Personificirung ist auch die phantastische Seite der Poesie in gesundem Verstande gerechtfertigt. — Nur die Persönlichkeit des Subject seienden Objects hat das Recht, in der dramatischen Dichtkunst aufzutreten; damit ist ihm die Menschheit, die ja auch wir mit dem allgemeinen Begriff: Welt bezeichnen, als Gegenstand angewiesen. — Wie Object und Subject haben sich hier auch in ihm ihre Erscheinungsformen, Ruhe und Thätigkeit, oder die vorzugsweise lyrische Zuständlichkeit und die vorzugsweise epische Handlung mit einander innig durchdrungen. — Es ist eine in ihrem zeitlichen Werden zuständlich gewordene Handlung, es ist die in dem Fortschritt der Zeit von der Vergangenheit zur Zukunft beständig daseiende Gegenwart. — Die fortgehend als zuständlich auftretende Handlung des Subject seienden Objects oder der Menschheit, das ist die Geschichte. — Die Geschichte ist also der Gegenstand der dramatischen Dichtkunst, hier Geschichte im weitesten Sinne, sofern nämlich irgend ein Subject in seinem Handeln, das sich auf Nebensubjecte bezieht, betrachtet wird. — Jedes menschliche Handeln kann folglich Gegenstand des Dramas sein, zunächst hier liegen die weithin sichtbaren Höhepunkte, die Mikrokosmen menschlicher Geschichte. — Dies modificirt sich nach dem, was wir früher in künstlerischer Freiheit gesagt haben. — Auch die aus gegebenen Lebens- und Charakterzügen geordnete harmonische Handlung, aber nicht blos die wirkliche, sondern auch die ideal wahre Begebenheit, ist Stoff zum Drama.

Wie im kleinen Auge die Erscheinungswelt, spiegelt sich die Menschheitsgeschichte im geistigen Auge des Dichters, das ihre Vielfachheit in ihrer Einheit begreift. Ein treuer Spiegel, weil wir jeden Charakter, weil als Ich, auch in

voller Natürlichkeit auftreten sehen. — Diese Treue ruht auf der Gabe der Kenntniß, die der Dichter besitzt, die Darstellung hier auf jener geistigen Zeugungskraft des Dichters, jener Macht der Persönlichkeit, sich wieder im Bilde der Persönlichkeit darzustellen.

Aber wir sollen das Drama auch als christliches Kunstwerk begreifen. — Wir gründen uns auf das früher Gegebene. — Der Kunstgedanke am Drama wird für sich allein aufgefaßt als ein eitler, als ein ewiger nur im begründenden Gottesgedanken begriffen. — Der göttliche Geschichtsgedanke ist die ewige Grundlage des dramatischen Kunstgedankens, in dem dieser allein Werth und christliche Bedeutung hat.

Die Geschichte, wie sie in der Idee Gottes existirt, ist also Object des Dramas. — Denn diese muß ebenbildlich im christlichen Bewußtsein, in dem das Ewige sich spiegelt, existiren und sich also im Kunstwerk verebenbildlichen. — Nun existirt hier in der Idee Gottes, im göttlichen Geschichtsplane keine ideale Geschichte einer Menschheit, wie sie sein sollte, sondern nur einer Menschheit, wie sie ist, voll Sünde und Trotz gegen den waltenden Gott, hier von ihm in Gericht und Versöhnung thatsächlich überwunden — einer Menschheit, deren Sünden alle gedeckt sind durch eine ewige Versöhnung, die selbst Geschichte, ja Mittelpunkt der Geschichte, sich über diese ganze erstreckt und sie unter sich begreift. — Die Geschichte wird also, um christlich dramatisch zu sein, im Mittelpunkt der Versöhnung begriffen. — Nun ist hier nach der Idee desselben Gottes die Beziehung dieser Geschichte zu ihrem Mittelpunkt im Besondern und Einzelnen und Allereinzelnsten eine überaus mannichfaltige und muß demgemäß dargestellt werden. — Die Beziehungsweise wird im Allgemeinen aus Gottes Offenbarung, so weit sie Geschichtsoffenbarung ist, im Einzelnen aus der Erfahrung begriffen. — Die Erfahrung der Geschichte, wie sich dem Glauben in ihr der waltende Gott offenbart, wird also den christlichen Dramatiker leiten. — Ihm kommt es mit zu, was der Glaube geschaut, zu enthüllen, darzustellen, Stimme Gottes und Prophet zu sein an die von Christo als eine von Augen blinde, von Ohren taube, von Herzen verstockt bezeichnete Welt, ein Versöhnungsprediger denen,

die, obwol sie Gott hätten erkennen können, doch sein unsichtbares, ewiges Wesen nicht erkannt, den heiligen und doch versöhnenden Gottesgedanken, in dem die geschichtliche Handlung ihre ewige Einheit gewinnt, im Kunstwerk darzustellen; und aus dieser Einheit, die ihm selbst Einheit des Bewußtseinsinhalts ist, alle geschichtlichen Objecte wiederzugebären, ist Aufgabe des Dichters. — Er muß den harmonischen Bau der Geschichte, wie er aus einem göttlichen Gedanken hervorwächst, mit christlichem Freimuth, mit künstlerischem Zartgefühl enthüllen. — Was als flüchtiger Schimmer über das Werk des nichtchristlichen Dichters dahingeht, als poetische Gerechtigkeit einer Geschmackssache, ist an den Dichtungen des Christen lichtspendender Tag geworden, vor dem die Heimlichkeiten der menschlichen Brust alle offenbar werden. — Wie in jenem hochberühmten Gemälde, der Nacht Correggio's, alles Licht, durch das erst das Anschauen des Gemäldes, ja das Gemälde selbst erst möglich wird, von dem Christuskinde ausgeht, so soll im christlichen Drama alles Licht, an dem uns Personen und Handlungen offenbar werden, von dem Christus im Drama, dem waltenden Gott ausgehen; denn das Licht strafet die Werke der Finsterniß und die Werke der Kinder des Lichts werden in ihm offenbar. — Das Licht, das die Nacht überwindet, ist besonders schön. — So weit ist der christliche Dichter davon entfernt, nur einen christlichen Stoff zu wählen. — Wahrer, großherziger Glaube schaut die Gegenwart Gottes nicht blos am Thun des christlichen Subjects, sondern auch in der dunkelsten Nacht, in der sein stilles Regieren unvergängliches Licht bereitet. — Nur das kann man sagen, daß er lieber vielleicht unmittelbar den Erschienenen anschaut, lieber Stoffe aus der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, der Kirche wählt, deren durchsichtige Hülle die innere Herrlichkeit Gottes verräth. — Aber engherziges Fodern eines christlichen Stoffes für das Drama ist ein Verkleinern Gottes und eine Glaubensbeschränktheit. — Nur hat man sich das Verhältniß nicht also zu denken, als ob das Object nur den Geschichtsstoff, das Subject hier den im Glauben besessenen Gottesgedanken zum Stoff bei der Vereinigung hergebe. Vielmehr ist der Gottesgedanke nicht ein im Subject, sondern der im

Object, in der Geschichte selbst enthaltene, ganz objective Gottesgedanke, durch den erst eine Geschichte erzeugt wird. — Das Subject hat ihn nur im Glauben zu empfangen als in einem fruchtbaren Schoos und mittelst seiner göttlichen Gabe wieder darzustellen; diese Darstellung hier erfodert vor allen andern künstlerischen Zeitsinn und geistigen Reichthum, um doch nicht in den abstracten, todten Begriff der bloßen poetischen Gerechtigkeit zu verschrumpfen. — Ihn an gewisse Erscheinungen und Personen zu heften, so geistreich dies einmal sein kann, als Regel ein todtes, gekünsteltes Wesen hervorbringen, eine lächerliche Manicherie. Und selbst die Reinheit der Aussprache des Gedankens wird getrübt durch die Nothwendigkeit, die Person, die Trägerin des Gedankens ist, in die zeitliche Entwicklung selbst hineinzustellen, wenn sie nicht ein Wunder werden soll. — Der Typus der Zeit, der sogar eine völlige Reinheit des Bewußtseins über denselben als ungeschichtlich verbieten kann, trübt so die Energie der Idee. — Anders ist es, wenn dem Gottesgedanken ein bestimmtes Organ, wie in der griechischen Tragödie dem Menschheitsgedanken eins geliehen wird. — Ich meine den Chor. — Dies wäre die tiefe Bedeutung des Chors im christlichen Drama, der hier dann freilich, um nicht entstellendes Organ zu sein, frei von individuellen und rationalen Beziehungen, damit hier auch abstracter auftreten müßte. — Aber in ihm könnte uns dafür recht deutlich das Aufgedecktliegen des ganzen menschlichen Lebens in aller Mannichfaltigkeit vor dem Angesicht Gottes und damit auch die Fülle von Beziehungen, durch die der göttliche Herr zu uns tritt, aufgehen. — In seinen ernsten Gesängen würde uns immer der Schauer der Weissagung, das Gericht der bösen That aufgehen, die Schrecken des Zornes Gottes. — Und jene große göttliche Wehmuth, von der das Herz des Erbarmers in seinem Volke schwillt. — Und dann würde er die Geheimnisse der Liebe, das Kind, den Liebesfürsten singen, und die Tiefe der Erlösung, bis zu der hohen Lust des Abendmahls. — Und der menschliche Gedanke, wenn er müde geworden ist in dem Treiben der Welt, das er angesehen, würde sich dann im Chor zurückziehen zu seinem Gott, der in seliger Ruhe in der friedelosen Menschheit schwebt, und würde bei ihm zur Ruhe

kommen. — Und auch der Künstler würde, diese Ruhe darstellend, an ihr zur Ruhe wiederkehren, der christliche Gedanke seinen Halt gewinnen. — Wenigstens ist es kein Einwand gegen den Chor, daß Zeitgeschmack und Theater sich verändert haben. — Denn kann er wirklich Gefäß sein des Göttlichen, so ist Zeitgeschmack und Theatergestalt vor so Unvergänglichem eitel und vergänglich. — Aber es ist dies ja nur eine Form des Dramas, wie wir es gleich näher berühren werden.

Die Eintheilung des Dramas ist eine durch die Empirie vor mehr als zwei Jahrtausenden gegebene. Aber diese gewöhnliche Ansicht, mit der wir in unserer bisherigen Construction kaum einmal uns begegnet haben, geht vom unchristlichen Standpunkt, d. h. gerade von dem uns entgegengesetzten Ausgange aus. Uns ist es das in sich urtheilende Object, das wir in Gott begründet wissen, ihnen das aus seiner Empfindung heraus urtheilende Subject. — Damit aber wird den gefundenen Begriffen ein anderes, neues Wesen mitgetheilt, je entschiedener das Urtheil des Subjects aus der vorchristlichen Zeit stammt. — Wir begreifen die Geschichte vom Mittelpunkt der Versöhnung aus, als die der noch nicht geschehenen und die der geschehenen Versöhnung. — Die erste gibt uns als Weltstimmung den Weltschmerz, die andere die Weltlust. — Hier liegt eine Mißdeutung nah. — Weltschmerz heißt uns noch nicht das subjective Sehnen nach Heil, sondern es drückt nur den Zustand der Erlösungsbedürftigkeit in der Menschheit im Gegensatz zur Versöhnung, als das Bewußtsein des Unversöhntseins, aus. — Weltlust ist uns hier das Gefühl des Versöhntseins: der welterlösten Welt. — Beides sind also Zustände des Objects. — Dies gibt uns Trauerspiel und Lustspiel im christlichen Sinn. — Ich bin mir wohl bewußt, wie fremd diese Betrachtung der einmal herrschenden ist. — Ich achte das Recht eines historischen Besitzstandes und verlange nicht Aenderung des Namens, wo es auf das Wesen ankommt. — Aber ich kann nicht umhin, auf die höhere Berechtigung meiner Betrachtungsweise hinzuweisen. — Die Lust, nach der das herrschende Lustspiel, die Komödie, sich nennt, ist, wie die meinige, ein Gefühl der Befriedigung, aber nicht des reinen, idealen Menschen, wie bei mir, son-

dern des Weltmenschen, der selbstgenugsam des in sich Nichtigen im Erkennen und Handeln genießt. — Wie diese Lust nun ohne den tiefen positiven Grund eine oberflächliche ist, so ist es auch der Schmerz, die Trauer, als die Stimmung des reinen Berührtseins vom Uebel. — Es ist noch nicht in die Tiefe des menschlichen Selbstbewußtseins aufgenommen, das durch die empirische Menschheitserscheinung zu der Menschheitsidee hinabsteigt und durch diese zu ihrem Urbilde Gott. — Und das ist's, was ich bezwecke, daß jeglicher Begriff, abgezogen von dem blos Erscheinenden, aufgenommen werde in das Bewußtsein Gottes, der die Menschheitsidee in Schöpfung und Erlösung verwirklicht. — An diesem gottmenschlichen Ideal, auf das, sei es in Abstoßung oder Anziehung, alles Menschliche in letzter Instanz sich beziehen muß, werde also jede Stimmung, das ist das Gefühl des Bestimmtseins des Menschen, gemessen, soll sie in ihrer Wahrheit erfaßt werden. Die Person des Gottmenschen ist also das Maaß aller Geschichte. — Das Factum der Weltversöhnung, in dem diese Person sich zu ihrem Mittelpunkt setzt und im höchsten Sinne geschichtlich wird, der Ausgangspunkt für die Messung. Das Trauerspiel hat sie zu seinem Ende, das Lustspiel sie an seinem Anfange, wenn auch beide ganz von ihr getragen werden. — Damit ist nicht etwa gesagt, daß das Trauerspiel nothwendig mit einer Bekehrung endigen müsse, denn dann würde es unwahr werden. — Die unerlöste Menschheit, die sein Subject ist, kann eben so in jenem wunderbaren Angezogenwerden von ihrem Ideal, wie es sich als flammende Sehnsucht, als ein Streben nach dem ewig Wahren ausspricht, dargestellt werden, ohne daß dies nothwendig zum Schluß geführt wird, indem gerade durch dies aphoristische Bild das Charaktergemälde dieser Menschheit dem betrachtenden Geiste sich tiefer einprägt, als sie auch dargestellt werden kann in ihrem Abgestoßenwerden, sofern sie in sich selbst sich abschließt und befriedigt und so als unempfänglicher Stoff durch das Gericht, in dem das Ideal allein die Wirklichkeit als sein Eigenthum behauptet, von allem Antheil an ihm ausgeschlossen wird. — Man halte nur fest, daß die Herstellung des Ideals in der wirklichen Menschheit der Grundgedanke der Geschichte ist, die sich in Aneignung und Ausschließung, in Bekehrung und

Gericht gleich sehr behauptet. — Allerdings aber, sofern der eine Gesichtspunkt für die Tragödie festgestellt wird und sie in genetischer Entwicklung erfaßt wird, wird eine Tragödie von doppeltem Charakter möglich. — Die eine hat die psychologische Aufgabe, den innern Proceß der Entwicklung zu Christo hin, wie er in der reichen Mannichfaltigkeit menschlicher Natur sich so vielseitig offenbart, zu zeichnen, die andere den der Entwicklung von Christo ab durch immer tiefere Versenkung des menschlichen Ichs in sich selbst, statt durch sich in Gott. — Und auch hier könnte an einem gewissen Punkt abgebrochen werden, wenn der Menschengeist, indem er alle seine reichen, weit zerstreuten Kräfte zur Befehdung des Christenthums heranzieht, nur bis zum Wendepunkt der Erkenntniß der eignen Nichtigkeit geführt wird, ohne daß deswegen nothwendig auch der Umbruch zum Christenthum erfolgt. — Es kann aber auch der eine Gegenstand von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet und darnach Trauer- oder Lustspiel werden, nicht willkürlich, sondern ganz bestimmt durch die Weise der Auffassung, die sich in der Ausführung spiegeln wird. — Ich kann ja eben so gut in der Bekehrung die Anziehungskraft der erlösten Welt, als das Angezogenwerden der unerlösten Welt als Gesichtspunkt auffassen. — Der Gang eines Augustinus zum Christenthum kann gewiß gleich gut von beiden Seiten dargestellt werden, wie dem Geist ein Streben nach Wahrheit eingeschaffen ist, das zur Erlösung treibt, oder auch wie die Erlösung den geschaffenen Geist zu sich heranzieht. — Ganz unphilosophisch ist es aber, Trauer- und Lustspiel nach ihrem Ausgange zu unterscheiden, wenn er nicht blos als letztes Glied zur Entwicklungskette hinzutritt. — Der innere Gehalt des Stoffes entscheidet, es ist reine, innere Nothwendigkeit. — Doch scheint unsere Fassung gerade die Rechte des freien Geistes zu beeinträchtigen? — Nein, denn auch jedes freie Thun entwickelt sich auf einer Basis der Nothwendigkeit, insofern jedem sich Bestimmen ein Bestimmtsein nicht nur voraufgeht, sondern es auch bis in seine feinsten Adern durchdringt, ohne seine Freiheit aufzuheben. Darum, wenn auch die freie That die Richtung gibt, ist sie doch nie die urplötzliche, sondern sie ist als die Richtung gebende schon aufgenommen in die Entwicklung dieser Richtung. — Selbst

die That der vollsten Willkür erschließt uns nur eine schon vorhandene Bestimmtheit, durch die sie möglich wird, nämlich jenen Zustand der Trennung von Freiheit und Natur im Menschen. — Indem sich so Selbstbestimmung und Bestimmtsein unter einander bedingen, erhalten wir ein Bestimmtes, wodurch wir dies bestimmte geschichtliche Moment, wie eine einheitliche Person, erfassen können. — Oder jede geschichtliche Handlung, wie jede geschichtliche Person hat ihren Charakter.

Fassen wir zunächst die Tragödie ins Auge, so ergab sich uns in ihr von Seiten des Objects ein doppelter Grundcharakter, nach dem sie sich uns theilte, aber, wie alle Kunst erst durch ein Object und Subject sich vollzieht, ergibt sich uns auch von Seiten des Subjects eine Zweitheilung. — Die Tragödie zerfällt hier in die lyrische (oder die Chortragödie) und in die epische, je nachdem am Object die Seite der Zuständlichkeit oder der Handlung hervorgehoben wird. — Die Seite der Zuständlichkeit ist hier im Chor da, in ihm tritt sie in die Tragödie ein. Es ist die Seite der Subjectivität nicht hier so, als träte der Chor aus dem Subject, dem Dichter, hervor zur Beleuchtung des Objects, der Gottesgedanke, der sein Inhalt ist, ist ja vielmehr schon im Object selbst enthalten, sondern weil dieser Gottesgedanke in ihr als betrachtendes, zuständliches Subject, im Gegensatz zur Handlung und ihr gegenüber, hervortritt, nicht hier wie im Dialog in beständig fortgehender Thätigkeit, sondern unthätig, in Ruhe erscheinend. — Das ganze Stück nimmt dann mehr die Eigenschaft jener Seite an, wird von der Ruhe Gottes beherrscht. — In der epischen Tragödie dagegen wird die Zuständlichkeit von der Handlung fortgehend gebannt, die Erscheinungsseite der Geschichte, die als Entfaltungsproceß, als anhaltsloser Fortschritt auftritt, kommt zu ihrem Recht. — Die Geschichte ruht da nicht im göttlichen Gedanken, sondern sie entwickelt sich in der Welt. — Wie bei der ersten die innere, wird bei der zweiten die äußere Construction hervorgehoben. — Erscheint bei der ersten die Seite der göttlichen, in der Heiligkeit des Weltenlenkers begründete Nothwendigkeit, so erscheint bei der zweiten das Gewebe von Willkür und Zufälligkeiten, im menschlichen Thun und Leiden, aber sie alle mächtig durchwaltet

von einem Gedanken der Weisheit, der sie wider Willen gleichsam zur Harmonie verkettet, so daß an den Höhenpunkten seines Kettenlaufs, in denen der Dichter seine Erscheinung zur Offenbarung seines Wesens concentrirt, die göttliche Macht der Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit sich allmälig ins Bewußtsein drängt. — Demnach charakterisirt auch das Vorherrschen der Einheit oder der Vielfachheit und Mannichfaltigkeit beider Gattungen der Tragödie verschieden und bewährt auch hier das Durchgreifende unserer Eintheilung. — Was die Anwendung der beiden verschiedenen Arten betrifft, so läßt sich die epische Tragödie bei Bildern der Geschichte, die man zu Gegenständen wählt, und bei Charaktertragödien mehr empfehlen, weil es hier darauf ankommt, nie den Zusammenhang zu verlieren und den Eindruck des Menschlichen voll zu empfangen, der durch solche Ruhepunkte sehr gestört wird. — Hier ist die volle Entwicklung, die in Beziehung steht zum göttlichen Geschichtsgedanken, Hauptaugenmerk. — Dagegen ist die lyrische Tragödie mehr für den Reflexionsstoff zu empfehlen, den man etwa mit Absicht gewählt, um eine oder die andere menschliche Sünde herauszustellen und göttlich zu beleuchten, überhaupt also, wo nicht die Entwicklung, sondern das zuständliche Treiben der Menschheit im Lichte Gottes zu sehen, Absicht ist. — Nur in einzelnen Fällen kann die Unruhe der Geschichtsentwicklung durch solche Ruhepunkte gemildert und vertieft werden, wie uns darin mit schönem Maaß die Hellenische Dichtung vorangeht. — Diese Gattung ist unserm reflexionsvollen Zeitalter besonders günstig. — Die Reflexion des Dichters, die ebenso aus dem Glauben, als der Erfahrung des Göttlichen stammt, werde dann in den Chor gebannt, um nicht nach der beliebten Weise unserer Zeit der Handlung überall den Hemmschuh anzulegen. — So trägt der Chor selbst zur Läuterung des Dramas bei. — Das epische Drama besitzt die Möglichkeit der Reflexion, der Zuständlichkeit im Monolog, der hier in ihr als der menschlichen Seite Monolog des menschlichen Helden ist; nur ist er von unserer Zeit allzugeliebt, weil sie sich selbst gern im Spiegel der Zeiten schaut, und oft hat sie ihn zum Gefäß einer fremden und ungeschichtlichen Weisheit misbraucht. — In der lyrischen Tragödie ist Gott gleichsam

der Held. — Es ist ein göttlicher Monolog, über der Welt, in dem das Zeitliche betrachtet wird. — Der Monolog gehört der Einfachheit Gottes, der Dialog der Vielfachheit des Menschlichen.

Das Trauerspiel malt das Reich der Welt, das Lustspiel malt das Reich Gottes, es hat die Weltlust zum Gegenstande. — Denn im Reich Gottes herrscht das Bewußtsein geschehener Versöhnung, da hat Alles am Göttlichen Lust. — Hier ist der offenbare, wie dort ein verhüllter Christus. — Das Bild von Sais hat ja seine Wahrheit. — Seinen Schleier lüftet nicht die Sehnsucht, nur der Glaube, der am Bilde zum Schauen sich vollendet. — Auch hier liegt eine Zweitheilung im Wesen des Objects begründet. Das Reich Gottes auf Erden kann entweder als das in der unerlösten Welt befindliche, noch unvollendete, knüpfende, wie es seit dem Protevangelium der Welt einwohnt, sie überwindet und überdauert, oder als das vollendete Reich Gottes, wie es bei der Abstraction von der Welt voll Sünde nur im schwachen Vorbilde in der Zeit erscheint, aufgefaßt werden. — Die Erscheinungsform der Seligkeit am Ende der Welt ist die Ruhe Gottes, zu der wir einst kommen sollen. — Diese göttliche Ruhe, die einst auf unsere Werke folgt, wie das Ruhen Gottes am siebenten Tage auf sein Werk der Schöpfung, spiegelt sich weissagend im Sabbath Israel's, in den Festen der Christenheit. — In ihnen sollen wir im ahnungsreichen Vorbilde das vollendete Reich Gottes genießen, was uns die ruhige Versenkung in die Tiefen Gottes ist. — Wir werden also diese Form des Lustspiels passend Festspiel nennen, weil nur Wirkliches, Geschichtliches abgebildet werden kann, hier also das vollendete Reich Gottes, wie es in der Wirklichkeit erscheint. — Die andere Form des als noch unvollendet dargestellten Reiches Gottes oder der im Kunstwerk dargestellten Kirche nennen wir um seines dramatischen Moments willen im Gegensatz zu jener Erdruhe vorzugsweise das Drama. — Auch hier kommt unser Princip zur Anwendung, daß nur der einheitliche Grundcharakter, nicht der Ausgang, Entscheidung bietet. — Der christliche Held, der die Einheit des Dramas darstellt, mag nun als Märtyrer fallen oder die Herrlichkeit der weltüberwindenden Religion in sich darstellen,

immer ist es der Sieg des Göttlichen, der darin gefeiert wird. — Denn die äußere Form ist dem ewigen Inhalt das Nichtige, das äußere Ersterben des Samenkorns ist doch seine höchste Lebensbethätigung.

Das Drama bedarf des Chores nicht. — Denn war dessen Zweck nur Offenbarung des göttlichen Gedankens, so mußte dieser zwar in der ungöttlichen Welt sich selbst enthüllen, im Reiche Gottes bedarf er es aber nicht, hier hat er seine Offenbarung im Bewußtsein der Gläubigen, die ihn verkünden. — Die gläubige Menschheit bildet im Drama schon den Chor, stellt in allen Beziehungen seinen Inhalt genugsam dar. — Will man ihn dennoch, so hat er nur hier, als der durch ein zeitliches Bewußtsein vermittelte, andere Form und Bedeutung, als in der Tragödie. — Stoff des Dramas ist die Geschichte der Kirche, nicht blos, wie sie in den Handbüchern steht, sondern wie sie im Leben sich bis in die stille Heimlichkeit der niedersten Hütte zieht, die Geschichte jeder gläubigen Seele. — Das Festspiel erscheine eine liebliche Weissagung kommender Zeit seltner als das erste. — Es ist in der Reihenfolge das erste und anticipirt den Schluß der Geschichte, deren Beginn und Fortgang die frühern Gattungen in sich abgespiegelt. — In Frühlingsschöne, in Sabbathsruhe, beiden durch seine Idee aufs Innigste verwandt, weil beide Spiegel des kommenden Reichs sind, zieht das Festspiel an uns vorüber. — Es muß kurz, aber tief sein, nicht spielend, denn hier wird nicht die Oberfläche, sondern das Erscheinende nur als Product des Unsichtbaren, des Göttlichen aufgefaßt. — Reichthum und Mannichfaltigkeit kann ihm nicht fehlen, in dem die Unendlichkeit Gottes aufgeht. — Nun verklärt aller Widerspruch sich zum Gegensatz, der in sich selbst das Gebot der Liebe trägt, durch das er uns zu seinem Nächsten führt und sich endlich in die Einheit aufhebt. — Statt überall auf Einzelne, in sich egoistisch abgeschlossene Fragmente einer Welt zu treffen, deren Zusammenhang sie verleugnen, öffnet sich uns hier eine ungehinderte Communication, ein Fortschritt bis in die tiefste Tiefe, den nur unsere Endlichkeit beschränkt. — Wie Natur und Geist sich nicht mehr im Widerspruch fühlen, der Geist die Natur anerkennt und die Natur sich für ihn beseelt, so ist auch wol hier die Perso-

nificirung von Naturgegenständen am erlaubtesten, um den Lobgesang der versöhnten Natur uns zu verhörbaren und zu veranschaulichen. — Dann wird jenes Prophetische: Jauchzt, ihr Himmel, juble Erde! — wirklich.

Aber noch ein Bedenken bleibt uns zu lösen, findet denn die so bedeutende Komödie in der Wiedergeburt der Kunst keinen Ort? — Ist nicht Scherz wie Ernst eine Stimmung des menschlichen Geistes? — Die gewöhnliche Fassung der Komödie, antworten wir, widerspricht der unbedingten Berechtigung unsers Princips. — Sofern sie nämlich in der Sünde den tiefen, ja absoluten Widerspruch mit Gott erfüllt, sofern sie sie nur als das Spiel, das nur belacht zu werden verdient, behandelt, oder aus ihr nur den unschuldigen Irrthum macht, widerspricht sie der absoluten göttlichen Heiligkeit, die den Contrast zwischen Göttlich und Ungöttlich nicht verdeckt, oder in die Oberfläche birgt, sondern ihn enthüllt und vertieft. — Sofern sie, ohne eine positive sittlich religiöse Grundlage zu fodern, die leere Erhebung des Ichs in reiner Negation des allerdings innerlich getrübten vorhandenen Wesens voraussetzt, widerspricht sie der unbedingten Positivität unsers Princips, an dem alle Negation nur Kehrseite ist. — Dennoch baut sie sich uns von einer positiven Seite auf. — Wenn nämlich unter Voraussetzung des absoluten Widerspruchs mit Gott nur der innere Widerspruch der ungöttlichen Welt in sich selbst, die, indem sie sich selbst schaffen will nach dem Bilde des Urguten, sich vielmehr selbst aufhebt nach dem Bilde des Urbösen, in Betracht gezogen wird. — Allerdings nicht der nichtige Zustand der unerlösten Welt voll Irrthum und Sünde, an sich, der immer nur jene große, göttliche Wehmuth erwecken kann, die über der ganzen noch nicht frei gewordenen Welt ruht, wie sie den Uebergang von dem heiligen Feuereifer des göttlichen Zorns zu dem unendlichen Erbarmen der versöhnenden Liebe bezeichnet, die endlich wirklich das Uebel, das Kind der Sünde, zum Träger der Erlösung umzuschaffen vermag, allerdings also nicht diese Nichtigkeit der Welt an sich, sondern erst die Eitelkeit der Welt weckt die heilige Ironie, die die Grundstimmung der christlichen Komödie ist. — Also erst, daß diese sich dünket etwas zu sein und doch nichts ist, daß sie das Ideal zu gebären meint und ein lächer-

liches Phantom zur Welt bringt, erst diese Eitelkeit wird Gegenstand der Ironie und christlich-komisch. — Ironie ist aber auch ein Zorn, weil sie eben die tiefe Widergöttlichkeit der Sünde nicht ignorirt, sondern voraussetzt, aber ein Zorn, der sich an der Selbstquälerei und der Selbstbestrafung der ungöttlichen Welt befriedigt. — Gerade durch sein positives Verfahren deckt er die Tiefe des Abstandes auf; wie in jenem Worte Christi an die Juden, die seine Herkunft begriffen zu haben glaubten: Ja, ihr wisset, von wannen ich bin. — Allerdings verhüllt sich hier das Positive, es wird nur Grundfarbe, auf der desto greller die Contraste ins Auge fallen. — Und diese Komödie hat in einem Aristophanes schon, dem Heiden, einen Vorläufer, der die Eitelkeit seiner Zeit immer vom Standpunkt eines, wenn auch sehr mangelhaften Ideals aus beurtheilte und gerade in der Schärfe seiner Komik die ganze Tiefe seines Lebensernstes beurkundet. — So wie dort die Philosophen in den Wolken, könnte auch noch heute das vornehme Gebahren einer unchristlichen Philosophie in ihrem Traumleben und dem Dunst ihrer Wolkengebilde dargestellt werden. Diese Ironie kann sich nun aber, je greller mit dem Bewußtsein der Unbedingtheit des Widerspruchs die Grundfarbe des Zorns hervortritt, sich entweder zur Satyre steigern, oder, wenn der Widerspruch mehr als der aufzuhebende oder aufhebbare ins Bewußtsein fällt, sich in der Form des gemüthlichen Humors geben. — Das ist die christliche Komödie. — Wie sie natürlich nur die unerlöste Welt zum Gegenstande hat, ist sie nur eine Seite dessen, was wir Trauerspiel nannten, wie die sie erzeugende Ironie nur eine Seite des heiligen Zorns. — Dennoch ist nicht einmal die weltliche Komödie aus dem Bereich der Darstellung absolut ausgeschlossen, weil ja diese komische Weltanschauung einen Theil der Wirklichkeit ausmacht. — Sie kommt psychologisch vor und ist daher darstellbar. — Ein Charakterbild, wie das eines Fallstaff's, ist gewiß ein besonders tiefer Zug in der Charakteristik einer Zeit und bedarf vor wie nach des Pinsels der Wahrheit, um zu entstehen. — Auch so gehört sie in die Tragödie.

Nachdem wir den Kunstgedanken nach seinem Wesen und seiner Selbsteintheilung betrachtet haben, gehen wir zur

Betrachtung der Kunstgestalt über. — Harmonie der Form fodert das Kunstwerk, d. h. das Dasein der Einheit in der Vielfachheit. — Diese muß also auch in der Erscheinung des Objects sich darstellen. — Die Geschichte als Object ist ein Progreß von Handlungen, von Personen. — Das Stück verlangt also in der Vielheit der Personen eine Einheit, das ist einen Helden, und in der Vielheit der Handlungen Einheit der Handlung. — Durchaus unnatürlich ist aber das Verlangen der Einheit von Zeit und Raum, da es im Begriff von Zeit und Raum liegt, keine Einheit zu haben, sondern sie diese in der Geschichte doch nur mittelbar durch die Einheit von Handlungen und Personen erhält. — Beide sind nur Hüllen für diese, die sich ihrer Beschaffenheit anpassen. — Wenn ich zum Beispiel den Jesuitismus in seinem Fall zum Gegenstande wähle, wie sollte ich sein Bild mir recht entwerfen, ohne ihn in verschiedenartigen räumlichen und auch zeitlichen Verhältnissen anzuschauen. — Wenn ich aber da nicht Allzufernes wählen werde, wenn ich z. B. mich selbst dessen enthalten wollte, ihr so charakteristisches Treiben in Paraguai zu schildern, so liegt das nicht in der verlangten Einheit des Orts, sondern in der Einheit der Handlung, weil jedes Glied in derselben nicht in sich abschließen darf, wie in der bildenden Kunst, sondern als Glied einer Entwicklung, wie Product der Vergangenheit, so mitwirkend an der Zukunft auftreten muß, aber die Rückbeziehung jener Verhältnisse eine zu wenig mittelbare ist und näher etwa in Europa selbst sich vollzieht. — Bei den Griechen war die doch nur sehr unvollkommene Einheit von Ort und Zeit die kindliche Art des beginnenden Dramas, das sich am möglichst Einfachen begnügt. — Sie konnte sich als begriffliche Foderung nur fixiren, weil das Drama so bald seine Entwicklung schloß, und sie ist in den französischen Dramen reine Unnatur, die sich durch einen Victor Hugo mit revolutionären Extravaganzen rächt. — Daß aber andererseits der Versuch, sie nicht an die Foderung der unmittelbaren Rückbeziehung in der Handlung zur Hervorbringung der schließlichen Einheit zu binden, jenes Selbstständigwerden der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, wodurch die Naturform des Bildes über die Geistesform der lebendigen zusammenhängenden Entwicklung das Uebergewicht

erhält, nur wie dies in einem Götz von Berlichingen und besonders vielen Stücken der romantischen Schule zu erkennen, daß dieser Versuch sich rächt, hat Goethe selbst wol am richtigsten erkannt. — Wir können überhaupt so den Gegensatz von romantischer und classischer Schule fassen, daß jene zu stark die Naturform mit ihrer lose verknüpften Mannichfaltigkeit, diese zu stark die Geistesform mit der zu straff gespannten Einheit betont. — In dieser formellen Beziehung ist Schiller gewiß musterhaft. — Doch entscheidet hier natürlich die individuelle Begabung. — Wir bemerken hier noch, daß, je nachdem die Einheit der Person oder der Handlung der überwiegende Gesichtspunkt ist, dem sich das Andere unterordnet, das Drama sich als rein episches Geschichtsstück, oder mehr lyrisches Charakterstück darstellen wird. — Die Einheit wird zur Vielheit. — Die Einheit der Person entwickelt durch die mannichfaltigen Beziehungen, in die sie durch ihre Handlung tritt, sich zu einer Vielheit von Personen. — Die Handlung beschließt ebenfalls eine Vielheit von Handlungen unter sich, durch die sie sich vollzieht, eben in der Weise des Organismus. — Sie in ihrer Einheit als Allgemeines aufgefaßt, gliedert sich in Besonderheiten und weiter in Einzelheiten. — Diese Begriffe versinnlichen sich in der Gliederung des Dramas in Acte (Besonderheiten) und weiter Scenen (Einzelheiten), die aber eben begrifflich mit einander verbunden sind, in deren jedem die ganze Idee, so des Dramas im einzelnen Act, als des einzelnen Acts in der einzelnen Scene gegenwärtig ist, nur immer in besonderer Modification. — Sie dienen einander als die weise geschiedenen Glieder eines Leibes in rechter Gegenseitigkeit. — Im Dialog entwickelt sich gegensätzlich die Handlung aus der lyrischen Zuständlichkeit. — So ist der Dialog die Geburtsstätte des Kommenden. — Wir sehen da das Aufgehen der Saat auf dem Acker des menschlichen Herzens. — In ihm vollendet sich die Gliederung des dramatischen Organismus. — Aber der Chor kann nicht unter Scene oder Act begriffen werden, denn er gehört zwar zum Drama, zur Handlung, aber nicht in ihre Gliederung hinein, denn er ist der über der Handlung stehende, sie betrachtende Gedanke, die ruhige Zuständlichkeit Gottes über der Thätigkeit der Menschen. —

Aber diese Ruhe ist nicht Unthätigkeit, sondern eine Thätigkeit in der Ruhe, die aber innerhalb ihrer beschlossen ist. — Damit ist auch die Gliederung des Chors gemäß der Gliederung des in ihm enthaltenen Gedankens geboten. — Aber nicht in der Weise des Widerspruchs oder Affects, denn es ist ein göttlicher Gedanke, der sich in ungestörter Harmonie über der Menschheit entfaltet. — Antistrophe und Strophe ist für ihn also nicht die rechte Form. — Was die Zahl der Acte und der verbundenen Dramen betrifft, so bestimmt das Object; es gibt hier kein Gesetz, wol aber eine Regel. Und diese entscheidet für die Trilogie der Dramen und die Fünfzahl der Acte. — Es liegt dem ein feiner Tact zum Grunde, das Bewußtsein nämlich, daß erst die ungleiche Zahl den vermittelnden Schluß bietet. — Das Grundverhältniß ist allerdings das der Triplicität, Unmittelbarkeit, Entzweiung, Vermittlung, die sich nur erweitert in den andern und diese Erweiterung beschränkt die gesunde Erfahrung. — Jeden Dramatiker leitet wol ein gewisser Tact, der ihm für den ersten Act die mehr unmittelbare, keimartige Form des Bildes, für den zweiten besonders den beginnenden Zwiespalt empfiehlt, der durch irgend ein versöhnendes Moment im dritten erst zum vollen Erschluß seiner Tiefe im vierten gelangt, an dessen Ende am besten die ganze Tiefe des Widerspruchs sichtbar werde. — Der fünfte Act ist reiner Schlußact, der durchaus nicht weiter, sondern nur zu Ende führt. — Wie die Vierzahl des Quadrats im Mittelpunkt, erreicht die Vierzahl der Acte hier ihren Schluß. — Wer Zahlensymbolik liebt, mag in der Dreizahl die Zahl Gottes, in der Vierzahl die Zahl der Welt finden, so daß in den dreimal vier wirklichen Acten der Trilogie auch symbolisch das Verhältniß Gottes zur Welt sich darstellt, eine Stiftshütte auf Erden, eine Wohnung Gottes in der sündigen Welt. — Wie sehr charakteristisch der Grieche seiner Trilogie das Satyrspiel, so füge man einer dramatischen Trilogie das Festspiel hinzu, das die Ruhe der Vollendung repräsentirt.

Wir gehen auf die äußere Erscheinung im Stoff über. — Hier verlangt die Kunst Schönheit auf Grund der Uebereinstimmung mit dem gestaltenden Gedanken. — Das dramatische Gedicht, das die durch die Sünde disharmonische

Welt abzubilden hat, kann nicht in der harmonischen Gestalt gereimter Verse auftreten. — Das gäbe argen Mißklang. — Der Reim muß also fehlen, zumal in der Tragödie, und kann nur Gastrollen übernehmen. — Dagegen empfiehlt sich der dramatische Jambus, der in so stetigen Abwechselungen den gemessenen Gang des Lebens versinnbildlicht. — Das fühlte schon die vorchristliche Zeit, die den Wellenschlag des Dactylus im Drama verschmähte. — Dagegen verlangen die Chorgesänge, wenn auch dem Gedanken gemäß, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, doch immer ein harmonisches Aeußere. — Der Reim, das Sinnbild der Liebe und der durch sie gewordenen Vollendung, darf dagegen im Festspiel herrschen. — Alle Schöne, in welcher je dem Dichter das Ideal erschien, gieße er voll Liebe um diese idealische Gestalt, daß er der Andacht wie der Wonne der Natur ihren vollen Ausdruck leihe. — Das Recht der Vollendung, des Abschlusses, das wir ihm zusprechen, behaupte es auch hier.

Sollen wir vom Zweck der dramatischen Kunst noch sprechen, so ziemte es uns eigentlich nur auf das, was wir über den Zweck aller Kunst gesagt haben, zu verweisen und es nur im höchsten Sinn auf diese Vollendung der Kunst zu beziehen. — Der Zweck des Genusses, wie der Zweck der Erziehung, soweit er durch die Kunst in ihrer vermittelnden Stellung zwischen Geist und Natur erreicht werden kann, wird es hier auf eine allseitige Weise, weil alle Künste dazu wirken. Nicht blos einzelne Elemente nähren einzelne Gefühle, auf die ganze Persönlichkeit wirkt es, indem der ganze Kosmos sich vor den Augen der Menschheit entwickelt, nicht als der selbstständige, sondern als der in seinem göttlichen Grunde enthüllte. — Und dadurch wird der Zweck geheiligt und wahr. — Es ist eine Selbstbetrachtung der sittlichen religiösen Menschheit im Gedanken an Gott, durch die sich selbst wieder ein Leben vermittelt, das sowol Ruhe in Gott, als fortschreitende Entwicklung ist.

Aber man verlangt noch einen Nachweis dafür im Grundtypus des Christenthums, der Schrift. — Allerdings ist diese Foderung eine ungerechte, weil diese nur das Buch von der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, uns das Wort, das die Welt wiedergebärt, nicht auch die Wieder-

geburt der Welt zu schildern hat. — Nur insofern sich der göttliche Gedanke nothwendig durch menschliche Organe in ihr vermittelt, ist man berechtigt, die psychologischen Keime, höchstens die Anfänge dramatischer Vorstellung in ihr zu fördern; besonders da die Form durch den nationalen und zeitlichen Bildungsstand der Völker beschränkt ist. — Dennoch finden sich Spuren jener Geistesfähigkeit in ihr. — Die Urbilder des Dramatischen finden wir in den Visionen, wo durch die Wirkung des Geistes Gottes, die aber die natürliche Anlage zur Basis hat, dem Propheten das Object persönlich auftritt. — So in jener herrlichen Vision des Ezechiel, wo ihm der in der Geschichte waltende Gott persönlich erscheint, so in allen Propheten des Alten Bundes noch unentwickelt, am ausgebildetsten in der Apokalyse, wo vor dem Thron Gottes und des Lammes die ganze Geschichte des Reiches Gottes in gewaltigen Bildern sich aufführt und der Chor der Himmlischen und der gläubigen Menschheit dem Herrn der Herrlichkeit sein: Heilig! Heilig! bringt. — Es ist nicht eine Darstellung auf Erden, zu der der Gedanke Gottes gleichsam herabsteigend gedacht werden muß, sondern es ist ein Drama im Himmel. — Die ganze Geschichte der Kirche wird, um vor Gottes Angesicht zu erscheinen, in den Himmel hinaufversetzt und vor dem Throne Deß, der unser Schöpfer und Versöhner ist, aufgeführt. — Es ist nur eine Gottes würdigere Gestalt, offenbar aber dies der Prototypus des christlichen Dramas. — Völliger ist der dramatische Charakter gehalten im Hiob, dessen dialogische Schale den echten Zweck des christlichen Dramas, der Darstellung des Wesens Gottes als des heiligen, weisen und gütigen als vollen Kern birgt. — Das zwischen den Scenen Liegende wird kurz erzählt. — Wir schauen gleich im Anfang in das Innere des Baues, himmlische Vorgänge, die die irdischen bedingen, aber auch in ihnen ist die Tiefe des göttlichen Geheimnisses nicht bloßgestellt. — Gleich in ihnen tritt uns das schwere Problem entgegen, wie die Leiden der Frommen sich mit der göttlichen Gerechtigkeit reimen. — Um dieses bauen sich die Menschen mit ihren Gedanken an. — Es werden uns eine Anzahl religiöser Richtungen in der Menschheit geschildert. — Sowol in dem Entwicklungsgange im Hiob, wie der mächtige un-

mittelbare Eindruck jenes innern Widerspruchs allmälig durch die Kraft seines Glaubens assimilirt wird und ihm die erkannte Wahrheit Gottes dadurch nur in dem neuen Lichte der Erlösungswahrheit aufgeht, als die Wirkung, die dieser Proceß auf die Entwicklung der Ansichten seiner Freunde in immer steigender Opposition übt, zeugen von der tiefsten psychologischen Kenntniß. — Sehr treffend wird die menschliche Weisheit in Elihu als Vermittlerin des Widerspruchs eingeführt. — Und gerade hier erhalten wir das volle Gefühl, daß der Mensch das Geheimniß Gottes nicht zu lösen vermag, er selbst nur darf die Schale sprengen, in die er sein Wesen für die Welt verschließt und nur dem Glauben offenbart. — So in ihrer Nothwendigkeit erkannt, tritt auf eine großartige Weise mit der Erscheinung Gottes der Schluß ein. — Es endigt mit einer Theodicee, einer Gottesverherrlichung. — So ist in diesem großartigen Charaktergemälde, das mit seinen kühnen, ja grotesken Gestalten oft uns in unserm Verständniß irre macht, der Zweck des Dramas voll erreicht, indem gezeigt ist, wie das ganze Leben der Menschheit, das wie eine große, der Antwort bedürftige Frage sich seinem Schöpfer gegenüberstellt, in den unerforschlichen Gründen eines Gottes ruht, dessen Wesen wir als Heiligkeit und Liebe erkennen, wenn wir auch sein Thun nicht verstehen, und daß seine versöhnende Erscheinung an sich schon die Antwort ist auf jene Frage, die unser Herz befriedigt. — Am vollendetsten endlich besitzen wir in der Schrift ein Festspiel, daß das Ziel der Schrift, die vollendete Gemeinschaft der Menschheit mit ihrem Gott in lieblichem Bilde darstellt, ich meine das Hohelied, das heilige Vorbild in dieser Gattung der Poesie. — In ihm entfaltet sich eine Fülle ewiger Schönheiten, deren Quell eine Begeisterung ist, die vom Geiste Gottes selbst gewirkt ist. — Die Tiefe, der Zartsinn, der Reichthum und dabei die Wahrheit, die jedes Wort dieses Gedichtes beleben, über das der Sänger den Schleier bilderreicher Dichtung geworfen und in dem über Allem eine selige Ruhe sich gelagert, rufen uns das Ideal der Dichtung vor Augen. — So haben wir in der Schrift den Grundtypus der dramatischen Behandlung der ganzen Geschichte, im Hiob die vorchristliche Welt mit ihrem Charakter der Ahnung und Sehnsucht, die sich erst in der ver-

söhnenden Erscheinung Gottes auf Erden stillt. — Von hier an in der Apokalypse die Entwicklung der christlichen Welt in ihrem Kampf und Sieg, wie sie auf Thaten göttlicher Liebe sich baut, endlich im Hohenliede der vollendende Schluß, in dem der schwere Nebel des Fernseins von Gott, der noch über Hiob ruht, die ernsten Wolken, die den Himmel der kämpfenden Kirche trüben, sich zum reinen Genusse des Lichts verklären. — Dies ist aber nur der Keim, seine Entfaltung zum hohen, weltüberschattenden Baum des christlichen Dramas, unter dem sich auch die Vögel des Himmels, d. h. auch die dem Christenthum noch fremde Dichtung sich bergen muß, ist der kommenden Geschichte übergeben, die in der Leitung des Geistes, der in alle Wahrheit führt, ihren stillen, aber weltüberwindenden Gang geht.

Noch ein letztes, kurzes Wort der Betrachtung widmen wir dem christlichen Theater, als der nothwendigen sichtbaren Erscheinung, dem Leibe gleichsam des Dramas, wodurch es erst den Begriff der dramatischen Kunst erschöpft. — Es hat, wie jenes, seinen Grund in jener Macht der Verwandlung des Objects ins Subject. — Der Dichter nimmt die fremde Persönlichkeit in den Schoos seines Geistes auf und erzeugt ihn wieder ins Wort, der Darsteller nimmt ihn auf und erzeugt ihn wieder in die That, er vollendet nur das Werk des Dichters. — Dieselbe natürliche Fähigkeit liegt hier zum Grunde und die Nothwendigkeit der geschichtlich vorhandenen Vermittelung durch den Dichter ruht nur in der zur Erzeugung eines einheitlichen Werks erfoderten Einheit des Urhebers. — Die allgemeine Berechtigung dieser Vertretung Mehrerer durch eine Einheit liegt in der einheitlichen Menschheitsidee, die besondere in der Individualität der Gaben. — Eine schöpferische Begeisterung muß also Dichter und Darsteller beseelen, nur daß sie jenem unmittelbar, diesem eine vermittelte ist. — Der Dichter ist gleichsam der selbstbewußte Wille, der den Charakter gestaltet, in den auch die übrigen menschlichen Kräfte dienend eingehen. — So erhellt, daß beide ein Urtheil treffen muß. — Wie aber jede individuelle Gabe nur eine höhere Potenz Dessen ist, was sich bei allen Menschen findet, indem der Geist sie zum Centrum seiner Entwicklung erhebt, so findet sich die Gabe der Darstellung in jedem mensch-

lichen Leben, in jedem Gespräch, wo ich mich in die Person des Andern versetze. — Es ist dies kein Mangel, sondern eine Macht des menschlichen Geistes. — Dabei weiß ich und mit mir die derselben Macht sich bewußte Menschheit wohl zu trennen das Ich gewordene Nicht-Ich und das Ich gebliebene Ich. — Beide sind eben durch ihre Verschiedenheit in Gesinnung, Charakter, Gabe, erst in mir möglich. — So nimmt der Dichter Weltschmerz und Weltlust voll in sich auf, ohne damit in seiner christlichen Gemüthsstimmung verändert zu werden, so konnten die Propheten Gottes (Jesaias) die gottlose Babel, Ezechiel das abtrünnige Israel repräsentiren. — Allerdings liegt für uns die Leichtigkeit in der Darstellung des ungöttlichen Charakters in unserm Zusammenhang mit der sündigen Menschheit. — Dennoch ist die Möglichkeit derselben auch in der reinen da, weil die Sünde nicht eine Neuschöpfung, sondern nur eine Affection der menschlichen Natur ist. — Nur unterscheiden sich der christliche und der nicht-christliche Charakterdarsteller darin, daß dieser die einzelne menschliche Person in dem einheitlichen Princip ihres empirischen Charakters, in dem von seinem Willen gesetzten Mittelpunkt erfaßt und darstellt, jener aber von dem Allgemeinen der Menschheitsidee als des reinen Bildes Gottes aus sie in der tiefern Wahrheit ihres Wesens, in dem ihr einwohnenden göttlichen Princip, das für jedes Glied der empirischen Menschheit das Band, wodurch es mit der idealen Menschheit zusammenhängt, erfaßt, in dem Gewissen, und von dieser Grundlage aus erst den empirischen, immerhin einheitlichen Charakter des Menschen begreift und darstellt. — Dadurch kann eine Darstellung erst wahr werden, indem erst hier das innere Wesen des Menschen wirklich zum Vorschein kommt, und sich der tiefere Grund, nicht nur seiner Handlungen, sondern auch seiner Gedanken, die sich gegenseitig anklagen und entschuldigen, enthüllt. — Von hier aus ist auch die Person des Bösen für den Guten aufnahmsfähig. — Er hat ihn aber auch nun darzustellen, wie er ist, nämlich als den innerlich Gerichteten, wenn auch die zeitliche Erscheinung des Gerichtetseins erst später hervortritt. — Darum hüte sich der Darsteller, wenn er auch innerlich für die fremde Person Alles fühlt, auch schon Alles für sie er-

scheinen zu lassen. — Ganz ohne Erscheinung ist kein Vorgang des Innern, aber er ist sehr fein. — Er hat eine Entwicklung, eine innere wie eine äußere, und dem Studium voller Selbstbewußtheit geht noch ein Studium relativer Bewußtlosigkeit voraus. — Hier sage uns ein schuldbewußter Blick, ein scheues Aufblicken, eine Bewegung genug. — Hier muß der Darsteller den Dichter ergänzen und vollenden. — So ist die Kunst des Darstellers durch die selbstbewußte Kraft seiner Religiosität bedingt. — Wir wollen an Stelle einer sittlichen Gesinnung, die schon ein Iffland, ein Garrick gefodert, um Künstler zu sein, also nur eine christliche Gesinnung sagen, so tritt auch an die Stelle des moralischen Zwecks der christliche Zweck ein, dem wir die Wahrheit einigen, die Selbstvermittlung des reinen Ebenbildes Gottes.

Noch ein letzter Theil bliebe uns übrig, was wir Hodegetik oder Methodologie der dramatischen Kunst nannten, die Rückführung des Dramas in seiner empirischen Gestalt auf sein Ideal. — Dies aber verlangt eine reichere Erfahrung, als daß ich jetzt darüber sprechen wollte. — Aber erkennen wir an, daß ein gerechter Grund für die Abneigung gegen das Theater, wie es ist, in jener Eitelkeit desselben, in dem Fehlen des göttlichen Princips desselben gegeben ist. — Daß aber der Geist Christi die Welt bald verkläre! Daß doch endlich die herrliche Schöpfung Gottes nach ihrer reichen Fülle aus dem Dienst des vergänglichen Wesens zu dem Unvergänglichen und ewig Wahren sich neige! In der Gewißheit der Erfüllung dieses Wunsches, wenn auch spät, schließe ich meinen Versuch.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.